Im Labyrinth der Welt.

Erster Band.

Im Labyrinth der Welt.

Roman

von

Adelheid von Auer.

Erster Band.

Berlin, 1879.
Verlag von Otto Janke.

Erstes Kapitel.

„Wir haben uns verirrt, Klotilde, wir finden nicht zurück, was wird Mademoiselle sagen, sie hatte uns verboten in die Berge zu gehen," sagte mit jenem gewaltsam bezwungenen Beben der Stimme, das die Nähe von Thränen, aber auch den Willen verräth, sie nicht fließen zu lassen, ein kleines, besorgt um sich blickendes Mädchen zu ihrer, wie es schien, älteren, wenn auch selber noch unerwachsenen Gefährtin. Der Anschein trügte aber, die Kleine war um beinahe zwei Jahre älter als das große, schlank gewachsene, blonde Mädchen, an das sie ihre Worte richtete. Wenn man sie aber so nebeneinander stehen sah, die eine schlank und groß, mit ihren elastischen Gliedmaßen, dem frischen, blühenden, wunderhübschen Gesicht, das von einer Fülle jenes goldig blonden Haares eingerahmt war, das Farbe und Glanz von den Sonnenstrahlen entlehnt zu haben scheint und die andere, so klein und fein wie eine Elfe, das Gesicht mit den kindlich feinen Zügen, von durchsichtiger, aber nicht etwa krankhafter Blässe, vielleicht auch noch bleicher gegen das dunkle Haar erscheinend, mit den großen braunen Augen so ernsthaft um sich blickend, während jene die Sorglosigkeit selbst schien, hätte man sie, die eine mit einer kräftig aufgesproßten jungen Birke, die andere mit einem scheuen Vögelchen vergleichen können,

das in deren grünen Zweigen Schutz vor Wind und Wetter sucht. Man hätte sich aber geirrt. Die Zaghaftigkeit der Kleinen kam nicht von Furcht her, denn als Klotilde jetzt meinte, sie hätten sich verstiegen, das habe aber gar nichts zu sagen, das käme öfter in den Bergen vor und sie wären ja in keiner Wildniß und würden schon eine Sennhütte antreffen oder Jemanden begegnen, der sie zurechtweise, da sagte jene:

„Ach, darum sorge ich nicht. Es ist mir nur, weil ich's versprochen habe, nicht weiter als bis zur Kapelle zu gehen, weil ich die Aelteste bin und sie mir vertraute und nun wird sie böse sein."

„Sie wird schon wieder gut werden, Sascha!" tröstete Klotilde.

„Wir haben ja auch nicht weiter gehen wollen. Es kam nur so von ungefähr. Die hübschen Blumen lockten weiter und immer weiter! Das ist der Reiz der Natur, le charme de la nature!" setzte sie mit lachendem Spott in den blauen Augen und einer so schmelzenden Betonung hinzu, daß Sascha trotz ihrer Sorge hell auflachen mußte, so treffend hatte Klotilde Mademoiselle, die sie übrigens alle Beide sehr liebten, nachgeahmt.

„Solche kleine Geschichten kommen bei Pensionärinnen immer vor," fuhr Klotilde fort, „deshalb sind wir noch lange nicht schlechte Schülerinnen, namentlich Du nicht. Drum nur keine unnützen Bedenklichkeiten. Wir bringen Mademoiselle die Blumen, die uns in Versuchung führten, mit; Du mußt ein Verschen dazu dichten, das kannst Du sehr gut, und den Alpenrosen und unserer Galanterie kann die gute, kleine, alte Thörin nimmer widerstehen."

Sie waren, während sie diese Worte wechselten, noch etwas höher hinaufgestiegen; ein richtiger Pfad war's nicht, dem sie folgten, mehr ein Steig, den das Vieh ausgetreten hatte, und der sie jetzt durch ein Gehölz führte. In der Schneeregion waren die jugendlichen Wandererinnen noch nicht; der schönste Wiesenteppich

breitete sich an- und absteigend vor ihnen aus, als sie aus dem Gehölz heraustraten.

Klotilde blieb stehen und schaute sich um. Ein grünes Thal lag zu ihren Füßen, sie erkannte die Bergkette, die jenseits desselben mit ihren Zacken und Spitzen den Horizont begrenzte, sie schlug jubelnd die Hände in einander und deutete dann auf eine Gruppe Häuser, die unterhalb des Absteigs, auf dem sie standen, mit ihren grünen Schindeldächern durch die Bäume durchblickten, deutete auf einen Wasserfall, der blitzend und schäumend von der Bergwand jenseits hinunterstürzte und sich in den silbernen Wellen eines Flüßchens verlor.

„Kennst Du's nicht wieder, Sascha?" fragte sie, „da waren wir ja am vergangenen Sonntag und Mademoiselle hatte versprochen, noch einmal mit uns dorthin zu fahren, ehe sie uns in unser Gefängniß zurückführt. Oh nun bin ich froh, nun weiß ich Bescheid, wir müssen dort hinunter in's Dorf und dann haben wir nur noch einen Spaziergang bis nach Beauregard."

„Du irrst, das ist das Dorf nicht," erklärte Sascha und trat näher an den Abhang.

War es nur die vorhergegangene Aufregung, die ihre Nerven angegriffen hatte, war es Uebermüdung, die sich auf einmal geltend machte, die sonst so muthige kleine Bergsteigerin wurde von einem plötzlichen Schwindel erfaßt, und die Augen mit den Händen bedeckend, erklärte sie es für unmöglich da hinunter zu gehen. Klotilde umfaßte sie, führte sie unter die Kastanienbäume des Gehölzes zurück und nöthigte sie, sich dort auf den Rasen, den Rücken gegen den Abhang zugekehrt, hinzusetzen.

„Hier wird Dir gleich besser werden," sagte sie, und es schien auch in der That so. Das blasse Gesichtchen belebte sich und sie erklärte sich nach wenigen Minuten bereit den Gang zu wagen. Aber Klotilde wollte nichts davon wissen.

„Ich gehe allein und Du bleibst hier und wartest auf meine Rückkehr," erklärte sie auf's Bestimmteste. „Es ist nur ein Katzensprung von hier und ich bin gleich wieder da, wenn ich keinen Führer auftreiben kann, hole ich mir doch Bescheid über den Rückweg. Wenn Du so sitzen bleibst, bist Du ganz sicher vor dem Schwindel." Sie hörte auf keine Gegenrede, brach jedem Widerspruch die Spitze ab, indem sie ihren Alpenstock ergriff, der Freundin noch zurief, sie sähe ganz deutlich das Dorf am Fuße des Berges liegen, der Berg sei gar nicht steil und in spätestens zehn Minuten sei sie zurück, und sich damit anschickte, ihre Wanderung anzutreten. Sascha gab ihre Bedenken auf. Der Umstand, daß Klotilde einer ganz bestimmten Richtung folgte, daß sie das Dorf vor sich liegen sah, beruhigte sie. Es war auf diese Weise ganz unmöglich, daß sie sich verirrte, und irgend eine andere Gefahr war auf der sanft absteigenden grünen Matte gar nicht zu fürchten. Sie begriff selbst nicht, daß ihr hatte schwindlich werden können, aber der Anfall war keineswegs vorüber. Sie mußte den Blick in die Ferne richten, sonst tanzte Alles vor ihren Augen.

„Ich glaube wirklich, es ist das Beste, Du geh'st;" sagte sie. „Wenn Du aber Niemand im Dorf findest, so versprich mir, Du gehst nicht weiter. Du rufst, und wenn mir besser ist, komme ich Dir nach, sonst holst Du mich und wir verleben das Weitere miteinander. Gieb mir die Hand darauf, dann weiß ich, hältst Du Wort."

Klotilde lachte, gab ihr die Hand, nahm ihren Alpenstock und singend und jodelnd begab sie sich auf die Wanderung. Dem sorglosen Herzen des jungen Mädchens schien das Unternehmen ein Kinderspiel. Mit leichtem elastischem Schritt eilte sie vorwärts, unwillkürlich ihren Gang beschleunigend, je mehr ihr Weg sie abwärts führte. Einen Pfad gab es nicht, nur eine weite

Wiesenfläche, an der Stelle, die sie zum Niedersteigen gewählt, weder durch vereinzelte Bäume noch durch Gesträuch unterbrochen. Nur bemerkte sie beim Niedersteigen, daß so nah, wie's ihr von oben erschien, das Dorf nicht war. Ein Grund mehr, sie zur Eile zu treiben. Berge gab's in ihrer Heimat auch, wenn auch freilich keine Alpen. Wie unzählige Male war sie als Kind manchen, wenn auch nicht so hohen, doch eben so steilen Abhang hinunter gelaufen, jubelnd und jauchzend, wenn es ihr gelungen, die Spielgefährten zu überholen und früher wie alle anderen unten anzukommen. Wie steinig waren jene Abhänge dort gewesen, wie reizend dagegen dieser weiche Rasenteppich, auf dem das schnelle Hinuntergleiten so durch nichts gehindert wurde. Hinunter denn, hinunter! Solcher Lauf mußte weniger ermüdend sein, als das künstliche und anstrengende Festhalten eines gemäßigten Schrittes. Klotilde gab der Regung nach. Sie fing an den Berg hinunter zu laufen, anfänglich ein eigenthümlich belebendes, erregendes Gefühl. Wie ein Vogel kam sie sich vor; das rasche Durchschneiden der Luft that ihr eher wohl, als daß es ihr den Athem hemmte; sie merkte es erst, daß sie die Herrschaft über die Schnelligkeit ihrer Bewegung verloren, als selbst der Alpenstock nicht mehr genügte, ihren Lauf zu hemmen. Unaufhaltsam schoß sie hinunter, vergeblich jede Anstrengung, inne zu halten. In blitzschnellem Gedankenflug trat plötzlich die Größe der Gefahr vor ihre Seele, ohne daß sie im Stande gewesen wäre, auch nur das Mindeste zur Abwendung derselben zu thun. Die Tiefe schien zu wachsen, zugleich mit der Schnelligkeit, mit der sie dieselbe durchmaß. Der Blick, den sie hinunterzusenden bemüht war, zeigte ihr immer dieselbe grüne, abwärts führende Fläche. Wo blieb das Thal, wo das Dorf, dem sie zueilte! In wirrem Tanz bewegte sich alles vor ihren Augen. Die Schneeberge schienen sich zu neigen, hinunter zu fallen,

goldne Sterne flimmerten in der Luft; sie wollte rufen, die Stimme versagte ihr; sie schloß sekundenlang die Augen um es nur nicht mit anzusehen, wenn die wankenden Bergmassen ihr auf die Brust stürzen und den Athem, den sie schwinden fühlte, vollends in ihr ersticken würden. Sie dachte daran, ob sie sich hinwerfen und es so wenigstens versuchen solle, den entsetzlichen Lauf zu unterbrechen, um dann langsamer und besonnener den Weg fortzusetzen, aber auch das vermochte sie nicht mehr. Ihr war gerade so zu Muth, als wäre ihr der Grund und Boden unter den Füßen fortgezogen, und als sei ein Sturz in eine weite unermeßliche Leere dann ihr unabweisbares Loos. Die Augen schließend, den Alpenstock weit von sich schleudernd, überließ sie sich halb besinnungslos und vollständig unfähig zur Selbsthülfe ihrem Geschick. — Die Sterne flimmerten vor ihren Augen, der Boden wankte, Himmel und Berge, die Schindeldächer des Dorfs und der lachende Wiesengrund, das alles tanzte durcheinander und über sie hin, und riß sie mit fort in die schwindelnde Tiefe, in das offene Grab — jetzt — jetzt war's vorüber! Ein plötzlicher Halt, — die Füße brachen unter ihr zusammen, aber sie fühlte sich zugleich kraftvoll gehalten, fühlte sich sanft auf den Rasen niedergleiten. War das das Ende, war das der Tod! Sie öffnete die Augen nicht gleich, denn obschon sie nicht eigentlich besinnungslos war, lag doch ein schwerer Druck auf ihren Augenlidern wie auf ihren Gedanken, die ihr erst allmälig die Erkenntniß ihrer Lage vermittelten. Die plötzliche Ruhe, das leise wiederkehrende Gefühl der Sicherheit, nachdem sie sich eben wie vom Sturmwind erfaßt und in das Grab geschleudert fühlte, that ihr unendlich wohl, sie vermochte es nicht gleich, sich diesem Gefühl zu entreißen.

Eine Hand legte sich auf ihre Stirn; die des Todesengels war es nicht, eine Hand war's, in der das

Leben warm pulsirte, dieselbe Hand, die ihr kraftvoll Hülfe gebracht, und nun doch auch so sanfter Berührung fähig war. Sie empfand den Kontrast und die harmonische Wirkung nur instinktiv, war auch gar nicht neugierig, zu erfahren, wer ihr Helfer gewesen. Halb im Traume und doch wissend, was mit ihr vorging, athmete sie den Duft Köllnischen Wassers ein, und meinte, daß alle Blumen der Welt ihre Arome gespendet, ein Opfer des Dankes in Weihrauchdüften gen Himmel zu senden. Die Todesgefahr und die ausgestandene Angst und die Erkenntniß der eigenen Hülfslosigkeit hatten das kecke wilde Mädchen für einen Augenblick ganz zahm gemacht und unbekannten Gefühlen der Romantik schienen die Schwingen zu wachsen.

„Die Farbe ist wiedergekehrt, ich glaube, wenn Sie wollten, so könnten Sie jetzt die Augen öffnen," sagte eine klangvolle Männerstimme in freundlich zuredendem Ton. Klotilde gehorchte nicht nur augenblicklich dem Gebot, sie richtete sich auch gleich auf; noch ehe der junge Mann selbst aufspringen und ihr helfen konnte, stand sie schon vor ihm, und nun auch den gehabten Schreck völlig abschüttelnd sagte sie in ihrer kindlichen Weise:

„Gottlob, daß Sie kamen. Es war gerade Zeit. Ich weiß nicht, wohin ich gelaufen wäre ohne Sie. Schönen Dank, daß Sie mich aufgehalten haben."

Sie bot ihm die Hand und schüttelte die seine kräftig. Der Fremde schien überrascht, aber jedenfalls war ihm ihre frische, natürliche Art den Vorfall zu nehmen, sympathisch, gefiel ihm der einfache Dank, der jede sentimentale Uebertreibung seiner Hülfsleistung ausschloß ebenso wie die körperliche und geistige Elasticität, mit der sie jede Nachwirkung des gehabten Schrecks kräftig unterdrückte. Hatte er vorher vielleicht nicht recht gewußt, ob er eine schon erwachsene oder erst erwachsende junge Dame vor sich habe, so war ihm dieser

Umstand jetzt ziemlich gleichgültig. Ihre Natürlichkeit hatte den richtigen Ton angeschlagen und überhob ihn jeder Verlegenheit, während sie zugleich den Zauber ihrer wunderhübschen Erscheinung erhöhte.

„Wo kamen Sie denn eigentlich her? vom Himmel herunter?“ fragte er, nun eben so unbefangen wie sie, „es dauerte eine Weile bis ich begriff, daß dort wirklich ein Menschenkind den Berg hinunterstürmte; Ihr helles flatterndes Kleid rauschte wie ein Taubenflügel um Sie her.“

„Eine schöne Taube, eher ein Sturmvogel,“ meinte sie. „Hätte ich nur Flügel,“ setzte sie dann hinzu, „ich fürchte, hinauf wird es langsamer gehen als hinunter und meiner armen Sascha wird die Zeit lang werden, ehe ich wieder bei ihr sein kann.“

„Also war dies gewagte Hinunterlaufen nur das Intermezzo eines Spcziergangs,“ ergänzte er ihre Mittheilung, „Sie sind nicht alleiu, Sie werden erwartet und wollen denselben Weg zurück, den Sie gekommen sind? Jedenfalls werde ich Sie begleiten.“

„Erst muß ich hinunter in's Dorf,“ unterbrach ihn Klotilde und erklärte ihm den Vorfall und den Zweck ihres Unternehmens, während sie sich langsam der Richtung zuwendete, in der sie den Weg fortzusetzen gedachte. Sie bemerkte also nicht sein maßloses Erstaunen, das ihr gleichwohl der nächste Augenblick erklärt haben würde, denn jetzt erst sah sie, welcher Gefahr sie nahe gestanden, welchem gewissen und schrecklichen Tode die rechtzeitige Hülfe sie entrissen hatte. Kaum hundert Schritte von dem Punkt, auf dem sie stand, gähnte eine schwindelnde Tiefe sie an. Wie ein Kampfplatz wilder Naturkräfte sah die Stätte aus. Graue Felsblöcke, unregelmäßig aufeinander gethürmt, jeden Augenblick des weiteren Sturzes gewärtig, kontrastirten wunderbar mit dem grünen Wiesenplan, den sie jäh abschnitten. Tief unten rauschte ein Bach über

Steingeröll und umgerissene Baumstämme. Das Dorf, das Zielpunkt ihrer Wanderung war, lag jenseits der Kluft, die wahrscheinlich früher nicht vorhanden gewesen, sondern durch gewaltsame Naturereignisse hineingerissen, durch die umgestaltende Macht der Zeit manche Erweiterung und Veränderung erfahren haben mochte.

Erbleichend schloß Klotilde einen Augenblick die Augen, dann gab sie noch einmal ihrem Retter die Hand, aber auch in dieser Bewegung und dem verständnißvollen Blick, der sie begleitete, lag nicht eine Spur exaltirter Empfindung, nur das Aufathmen nach überstandener Gefahr, deren Größe nicht den Schreck nachträglich sondern nur die Freude erhöhte, ihr entgangen zu sein.

„Wir wollen nun hinaufgehen, vielleicht finde ich meinen Alpenstock wieder," sagte sie, leicht über den Eindruck der letzten Minuten hinwegplaudernd.

Er bot ihr erst seinen Alpenstock, dann als sie diesen zurückwies, seinen Arm an, aber da regte sich die Kindsnatur. Sie lachte über den Gedanken sich führen zu lassen.

„Ich bin ja keine alte Frau, ich gehe ja viel besser ungeführt," gestand sie naiv.

Der Fremde zog mit lächelnder Miene seinen Arm zurück. Sie schritten nun neben einander her in ruhigem, gleichmäßigem Schritt, mitunter stehen bleibend und ausruhend. Dann wechselten sie wohl ein paar wenig bedeutende Worte miteinander. Aber als sie nun von Weitem Sascha erblickten, die ihren Schwindel längst überwunden und in Zagen und Bangen der zurückkehrenden Gefährtin wartend, sie jetzt mit wehendem Taschentuch begrüßte; als nun oben Klotilde ihr kurz den Vorfall geschildert und ihr Begleiter nun auch erfahren, von wo aus sie ihren Ausflug unternommen und wohin er sie zu führen habe, und als sie nun gemeinsam den Weg fortsetzten, der keine zu überwindende Schwierigkeit mehr bot, da machte Klotildens Lebhaftigkeit, ihr jugendlicher Mit=

theilungseifer sich Luft. Der Fremde erfuhr, daß sie in einer Erziehungsanstalt in Genf sei, daß die Vorsteherin derselben Mademoiselle Dufour alljährlich in den Ferien mit den in der Pension zurückgebliebenen Zöglingen eine kleine Tour durch irgend einen Theil der Schweiz zu machen pflege, daß diesmal das reizende Thal, das der erste Zielpunkt der Reise gewesen, sie zu längerem Aufenthalte gelockt, daß sie schon beinahe eine Woche in der Pension Beauregard verweilten und fast täglich längere oder kürzere Touren in der Umgegend unternommen hätten. Dann folgte die Schilderung ihres Spaziergangs und wie sie plötzlich gewahr geworden, daß sie sich gründlich verirrt hatten.

„Dann wurde Sascha schwindlich und ich machte meinen unglücklichen Versuch, den Weg wieder zu finden, der so kläglich ablief und dann kamen Sie!“ schloß Klotilde mit einem leuchtenden Blick ihrer blauen Augen auf ihren Begleiter, so unwillkürlich gespendet, so kindlich natürlich in seinem vielsagenden Ausdruck, daß es den jungen Menschen packte wie mit unsichtbarer Gewalt und er am liebsten das schöne Geschöpf für diesen Blick auf die rothen Lippen geküßt hätte. Aber Respekt vor der Unschuld, dieses erste Gebot auf der Gesetzestafel ritterlicher Gesinnung und Sitte half ihm die wilde Laune unterdrücken und ahnungslos, welchen Sturm sie erregt, und wie es einen Augenblick in dem Frühlingsempfinden des jungen Mannes wetterleuchtete, als zögen Gewitter über jung aufkeimende Herzensblüthen dahin, fuhr sie in ihrem harmlosen Geplauder fort, selten durch ihn und garnicht durch die stille Gefährtin unterbrochen.

Er hörte halb zerstreut zu; nicht wie einer, der auf das Gesagte achtet, um etwas zu erfahren, zu behalten, Schlüsse daraus zu ziehen, nein, er hörte zu wie man dem Gesang der Vögel, dem Brausen der Frühlingsstürme, dem Rauschen des Meeres lauscht. Die Schönheit, der Reichthum, die Macht der Schöpfung klingt dabei in Tönen wieder, erhöht das eigne Empfinden

und verklärt unwillkürlich die Gedanken, die wir hineinlegen und zurückempfangen.

Es war ja auch nur ein halbes Kind, das ihm vorschwatzte, obgleich sie fast das Ansehen einer Erwachsenen hatte. Das Kindergemüth, die kindliche Unbefangenheit blickten überall durch und von kindischem Unverstand legte das kleine Abenteuer Zeugniß ab, das ihn mit ihr bekannt gemacht hatte.

„Ihre Eltern müßten Sie nicht so weit allein gehen lassen,“ sagte er, als ihm der Vorfall so plötzlich in's Gedächtniß zurückkehrte.

„Meine Eltern!“ wiederholte Klotilde erstaunt, „Sie haben wohl gar nicht zugehört. Ich habe Ihnen doch erzählt, daß ich keine mehr habe. So passen Sie jetzt besser auf,“ setzte sie mit scherzendem Vorwurf hinzu und fuhr dann wieder ernsthaft fort: „meine Eltern sind also lange todt. Auf die Mutter besinne ich mich fast nicht mehr, auf den Vater auch nur wenig. Dann hat mich mein Vormund, der mit meinem Vater befreundet war, zu Fräulein Lindner in Pension gegeben. Ihr gehörte das kleine Haus, in dem wir wohnten, wir oben, sie unten und sie hielt damals eine Schule. Eine halbe Stunde davon hatte der Vormund sein Gut und ich erzählte Ihnen schon, daß ich immer in den Ferien draußen war, auch in der Woche wohl ein paar Mal, ich und Triebenfelds, und daß wir dort so reizend zusammen spielten. Haben Sie denn von alledem garnichts gehört?“ schloß sie kopfschüttelnd.

Er lachte.

„Ich habe einen Vogel singen hören,“ sagte er, „verzeihen Sie, über der Melodie habe ich den Text unbeachtet gelassen. Die Natur macht mich leicht träumerisch.“

„Das ist komisch,“ sagte sie, nicht ganz den Sinn seiner Worte fassend, aber doch durch den Gedanken still gemacht, daß sie ihm wohl recht kindisches Zeug vorge-

schwatzt haben möge. Er fürchtete sie gekränkt zu haben und fing die Unterhaltung auf's Neue an.

„Wie lange sind Sie denn nun schon in der Schweiz und mit wem?"

„Seit vorigem Herbst und zwar in Pension," entgegnete sie, „aber in zwei Jahren bin ich hoffentlich fertig, dann bin ich sechzehn Jahre alt und erwachsen. Ich freue mich schrecklich darauf. Das sechzehnte, siebzehnte, achtzehnte, das sind die schönsten Jahre des Lebens, nicht?"

Sie sah ihn auffordernd an, dann glitt ihr Blick in die Ferne, wahrscheinlich doch ohne etwas anders zu sehn als die lichtdurchglühte Wolke, die ihrem geistigen Auge die Zukunft verhüllte. Sonnenschein auf der Heimat ihrer Kindheit, Sonnenschein auf der wirklichen und auf der Welt ihrer Träume, Sonnenschein, der die rosenbekränzten Pforten der Jugend in goldnes Licht hüllte und einen Widerstrahl derselben auf ihr blühendes schönes Antlitz warf.

Wie wunderhübsch sie ist, dachte der junge Mann, aber diesmal war es die ruhigere Empfindung der Bewunderung, mit der er sie unbefangen ansah, während er mit ihr sprach.

„Das ist Beauregard," sagte jetzt Sascha und die fremdartige Betonung, mit der sie die paar Worte aussprach, lenkte jetzt seine Aufmerksamkeit auf sie. Das kleine blasse, stille Mädchen hatte sein Interesse nicht im mindesten geweckt. Jetzt bemerkte er doch auch, daß sie ein feines und namentlich liebenswürdiges Gesicht hatte, piquante Züge und einen sprechenden Blick.

„Wahrhaftig schon Beauregard!" unterbrach Klotilde seine stille Betrachtung. „Dort, das Haus ist's," zeigte sie dasselbe ihrem Begleiter. „Das mit dem schönen Balkon, um den sich die Reben ranken. Ob Mademoiselle wohl auf demselben steht und nach uns ausschaut? Ich sehe Gestalten aber noch kann ich sie nicht erkennen."

„Ich aber," sagte Sascha, das ist Mademoiselle, und die halbe Klasse ist bei ihr."

Die Worte wirkten wie eine plötzliche Ernüchterung auf den jungen Mann. In die Frühlingstöne der Schöpfung mischten sich auf einmal geschwätzige Stimmen: Kichern und Flüstern, seinem in dem Punkt vielleicht reizbaren Nervensystem vermittelt durch den bloßen Gedanken an die Mädchenpension.

„So werde ich mich den jungen Damen hier empfehlen," sagte er, stehend bleibend und den Hut abnehmend.

Sein Ton klang förmlich; Miene und Haltung, bisher so ungezwungen, der augenblicklichen Erregung folgend, drückte auf einmal nichts weiter aus, als die Courtoisie der vornehmen Welt.

Wie ein Blitz flog's über Sascha's Züge. Das kluge kleine Ding verstand die Regung und erwiderte den Gruß mit einer ebenso förmlichen Verbeugung. „Behüt Gott! sagen sie hier," bemerkte Klotilde und sah ihn lachend an.

„Nun denn, b'hüt' Gott," sagte der junge Mann durch ihre kindliche Natürlichkeit besiegt und reichte ihr die Hand hin.

„Behüt Gott, besonders wenn's bergunter geht," setzte er neckend hinzu.

So schieden sie von einander. Sie mit ihrer Gefährtin der Pension Beauregard zueilend, er, den Weg zurückgehend, den er gekommen, bis dieser in eine andere Straße einbog, wo er noch einmal stehen blieb, sich nach ihr umzusehn. Es fiel beiden nicht ein, daß keiner des Andern Namen wußte; ein Traumbild schien ihm die Begegnung, ihr ein interessantes Abenteuer. Träume sind Schäume und solch ein, das Alltagsleben eines Schulmädchens unterbrechendes Ereigniß hat den Höhepunkt piquanten Reizes erreicht, wenn die Mittheilung desselben das gehörige Interesse erregt und das erwartete Staunen hervorgerufen hat.

Zweites Kapitel.

In dem sehr eleganten und mit allem Luxus modernen Komforts ausgestatteten kleinen Salon einer Parterrewohnung unter den Linden in Berlin saßen zwei Herren an einem, mit Papieren bedeckten Marmortisch einander gegenüber. Wenn auch keine so frappante Aehnlichkeit zwischen beiden stattfand, daß man sie unbedingt für Vater und Sohn hätte erkennen müssen, so bestand doch eine gewisse Gleichartigkeit der Erscheinung, die auf nahe Verwandschaft schließen ließ. Charaktervolle Züge und vornehme Haltung zeichnete beide aus, aber in dem Antlitz des älteren waren trübe Erfahrungen, ausgefochtene Kämpfe und eine gewisse Lebensmüdigkeit zu lesen, die seiner übrigens kraftvollen Erscheinung widersprach. Er mochte so im Anfang der fünfziger Jahre stehn und war immer noch ein schöner Mann zu nennen, dessen edle, vergeistigte Züge auch von Vornehmheit der Seele sprachen. Es mußten nicht gerade angenehme Verhandlungen sein, die zwischen beiden stattfanden. Der den Zügen des älteren Herrn wohl eigenthümliche Ernst war bis zur Strenge verschärft, in denen des jüngeren lag eine Entschlossenheit, die nur der leisesten Steigerung zu bedürfen schien, um in Trotz auszuarten und wenig Geneigtheit verrieth in der angedrohten Strenge auch nur Gerechtigkeit, viel weniger gar

eine weise Voraussicht anzuerkennen, die zu harten Mitteln greift, um in dem Schlimmen den Kern des Schlimmeren energisch zu unterdrücken.

Die beiden Herren, deren Bekanntschaft der Leser in so ungünstiger Stunde macht, sind die beiden Grafen Kronegk, Vater und Sohn. Ersterer einer der reichsten Grundbesitzer der Mark, letzerer sein ältester Sohn und alleiniger Erbe des, zu einem Majorat vereinigten, ansehnlichen Güterkomplexes. Seine Mutter ist todt. Von der zweiten, ebenfalls früh verstorbenen Frau hat der Graf auch einen Sohn, der aber mit dem vollen Anrecht an das Herz seines Vaters, doch keines an die irdischen Güter desselben erheben kann. Er ist noch auf der Schule, während Joachim, der seine Universitätsjahre hinter sich hat, seinem eigenen Wunsche und dem des Vaters entsprechend, sich vorläufig der diplomatischen Karriere widmet, als geeignetes Mittel die Welt und die Menschen kennen zu lernen und seine Jugend zu genießen, ehe der, ihm von der Zukunft bestimmte Beruf seine Rechte geltend zu machen und die Hauptinteressen, oder wenigstens die hauptsächlichste Thätigkeit des jungen Mannes auf ein bestimmtes Feld zu lenken haben würde. Der Graf scheint die Prüfung der vor ihm liegenden Papiere beendet zu haben. Während er den Blick mit halb spöttischem, halb verächtlichem Lächeln über die eleganten Möbel, über die tausend unnützen und kostspieligen Kleinigkeiten gleiten ließ, die zur Einrichtung des Salons gehörten, sagte er mit ernstem Ton:

„Ich habe bereits dreimal Schulden für Dich bezahlt. Bisher habe ich mir dabei die Vermittelung Deines Vertrauten, des Doktors, gefallen lassen, diesmal scheinst Du auch von dieser beschränkten Aufrichtigkeit keinen Gebrauch machen zu wollen, oder Du findest sie noch nicht an der Zeit; ich sehe aber wie nöthig meine Einmischung ist und mache Dir einen bittern Vorwurf

daraus, daß Du nicht früher den Muth der Aufrichtigkeit hattest, mich zu Hülfe zu rufen."

„Vater verzeih, ich gedachte mich ohne Deine Hülfe zu arrangiren und bin denen sehr wenig dankbar, die sich, gleichviel in welcher Absicht, in meine Angelegenheiten gemischt haben," antwortete Joachim in ehrerbietigem aber durchaus furchtlosem Tone.

„Des Mangels an Aufrichtigkeit kannst Du mich nicht zeihen," fuhr er dann fort, „ich habe Dir noch nie im Leben die Unwahrheit gesagt —"

„Aber Du hast die Wahrheit verschwiegen, die ich Dir nicht abgefragt, das nenne ich wenigstens nicht Offenheit," unterbrach ihn der Vater streng.

Joachim erröthete; Offenheit ist eine Blüthe des Vertrauens und keiner hat dazu das Saamenkorn in meine Brust gelegt, dachte er und richtete die Augen mit einem sprechenden Blick auf den Vater.

Es lag nichts Verstecktes in seinen Zügen, im Gegentheil, etwas Freies, Offenes, was jedem gefiel und was der Vater, zu seinem eigenen Erstaunen zum ersten Mal wahrnahm. Danach sagte er:

„Es ist darin ein großer Unterschied zwischen Dir und Konrad. Du hieltest Dich immer scheu vor mir zurück, wo er mit der harmlosesten Offenheit an mich herantrat. Wunderbar wie zwei Brüder so verschiedenartig sich entwickeln können. Ihr seid doch beide meine Söhne!"

„Aber Du hattest meine Mutter nicht lieb," entgegnete Joachim.

Der Graf sah betroffen auf. Sein Gesicht verfinsterte sich.

„Was weißt Du davon?" sagte er indem er sich erhob und in seiner vollen imponirenden Größe vor dem Sohne stand. „Du warst ein kleiner Bursche als sie starb."

„Das Gedächtniß eines Kindes nimmt auch solche Eindrücke auf, die es nicht zu begründen weiß, aber

später kommt das Verständniß," erklärte der junge Mann in bescheidenem aber festem Ton.

Der Vater ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab, Joachim fuhr in derselben ruhigen, erklärenden Weise fort:

„Konrad ist sehr spät aus dem elterlichen Hause gekommen, ich sehr früh. Du wirst Dich erinnern, Vater, ich war zehn Jahre alt als ich in die Pension kam. Seitdem bin ich nur in den Ferien zu Hause gewesen und habe dann in den Fremdenzimmern logirt, einmal in diesem, ein andermal in jenem, ein festes Plätzchen hatte ich nicht mehr. Der Flügel, in dem ich mit der Mutter gewohnt, war zu Gesellschaftsräumen eingerichtet, Dein Flügel, denn so hieß er zu Lebzeiten meiner Mutter, enthält neben den Deinigen jetzt die Wohn- und Schlafzimmer, auch die Deiner Schwiegermutter. Die ganze Familie war so beisammen; es war sehr hübsch und gemüthlich so, schade daß es nicht immer so war, dann hätte ich vielleicht auch dazu gehört, jetzt stand ich außerhalb. Von meiner Mutter sprach auf Deinem Flügel niemand. Unter den Leuten im Schloß und in der Ortschaft hatte ihr Name einen guten Klang. Ich suchte draußen was mir wohl that. Auf dem Schlosse schien ihr Dasein ausgelöscht und ich war vielleicht die einzige unliebsame Erinnerung."

Er schwieg, der Graf erwiderte kein Wort, immer noch maß er mit großen, wenn auch langsamen und gleichmäßigen Schritten, die keine Erregung verriethen, oder verrathen sollten, das Zimmer.

Das war eine seltsame Wendung, die das Gespräch genommen hatte. Es war Wahrheit in dem, was Joachim gesagt, herbe Wahrheit, wenn auch mit ehrerbietiger Zurückhaltung, nur in Andeutungen gegeben und wenn auch untermischt mit falschen Annahmen und Voraussetzungen, die dennoch sich vielleicht nicht so ohne weiteres widerlegen ließen, wenigstens nicht ohne tief

verletzende Wirkung auf Vater und Sohn zugleich, ohne ein schmerzvolles Aufwühlen der Vergangenheit, die er für immer in Schweigen zu hüllen sich gelobt hatte. Der Graf schien erschüttert. Dieser plötzliche Blick in das Gemüthsleben seines Sohnes erregte einen Sturm von Gedanken, der gegen langjährige, eingewurzelte Vorurtheile, gegen Mißverständnisse, vielleicht auch gegen Einflüsterungen mancherlei Art, losbrechen zu wollen schien, den der Graf aber gewaltsam in Schranken hielt.

Er blieb vor dem Tisch stehen, an dem Joachim noch in derselben Stellung saß, bedeutete ihm durch einen Wink sitzen zu bleiben und sagte streng:

„Du wirst Dich erinnern, welcher Auftritt es war, der meine schon öfter im Stillen erwogene Absicht, Dich früh aus dem Hause zu geben, zur Reife brachte. Deine unerträgliche Ungezogenheit, Dein Trotz gegen meine Schwiegermutter, die es sich angelegen sein ließ, sich des verzogenen Knaben anzunehmen, war nicht länger zu ertragen. Dem mußte ein Ende gemacht werden."

„Vater," sagte Joachim, der, da nun einmal die Bahn gebrochen war, sich nicht gleich in die gewohnte zurückhaltende Stellung zurückschrecken ließ, sondern dem Vorwurf mit einem treuherzigen Blicke begegnete, „Vater, verzeih, aber es war ein Mißgriff, mich der alten Dame zu überlassen. Sie konnte mich nicht zwingen, sie hatte gar keine Liebe, auch gar keine Sympathie für mich, und seit Konrad's Geburt war ich ihr vollends ein Dorn im Auge. Sie wollte sich auch nur wichtig machen mit meiner Erziehung, wollte nicht, daß ein anderer irgend einen Einfluß dabei ausübte, deshalb wurde Doktor Streit, dessen Unfähigkeit und Schmiegsamkeit sie unbedingt kannte, für mich engagirt."

„Aber Joachim, welche Sprache!" unterbrach ihn der Graf, aber der junge Mensch war einmal im Zuge,

es mußte herunter was ihm schon lange auf dem Herzen gelegen hatte.

Er fuhr trotz der Unterbrechung des Vaters fort: „Diesem ängstlichen Geschöpf, das nie wußte, ob etwas zu erlauben oder zu verbieten war, ehe es nicht Ordre von seiner Gebieterin darüber eingeholt, dem würde doch jeder Junge auf der Nase herumgetanzt haben, und nun gar einer mit meinem Temperament.“

Er war aufgesprungen und sah seinen Vater mit den lebhaft blitzenden Augen herausfordernd an, und wieder konnte es sich der Graf nicht verhehlen, daß auch in diesem Punkt der Sohn sich nicht auf unhaltbare Schattenbilder berief. Da er nicht gleich eine Erwiderung fand, wagte sich Joachim noch einen Schritt weiter auf dem eroberten Terrain.

„Ich will es heut nicht entschuldigen,“ fuhr er fort, „daß ich das verwünschte Tagebuch, das ich gezwungen zu führen und in das ich immer Dinge hineinschreiben sollte, die ich nicht empfand, daß ich es endlich wüthend zu Boden warf und mit beiden Füßen darauf herumtrat, ich will es nicht entschuldigen, es war eine schlimm gewählte Form für meine Weigerung, es war eben die eines unverständigen Knaben, aber ich frage Dich, war nicht der Unverstand der alten Dame noch viel größer, die in diesem Tagebuch oder vielmehr Sündenregister, das sie mich zu führen zwang, ein Mittel zu meiner Besserung erblickte. Höchstens hätte ich daran zum Heuchler werden können und davon rettete mich meine furchtlose Ungezogenheit, die in diesem Falle wenigstens das Gute hatte, daß sie mich aus den Händen der alten Dame und des schwachherzigen Patrons befreite, den Gott in seinem Zorn zum Lehrer geschaffen haben mußte.“

Mit starrem Erstaunen hörte der Graf diesem Ausbruch zu. War denn das derselbe junge Mensch, der ihm

gegenüber noch nie aus sich herausgetreten, der als Kind die ihm, von dem Vater zu Theil gewordene Schelte und Strafe mit trotzigem Schweigen hinnahm, der ohne Thränen das elterliche Haus verließ, dessen Briefe nie mehr enthielten, als knappe Beantwortung der an ihn gestellten Fragen, der, je nachdem er heranwuchs, für seine schroffe Zurückhaltung allerdings eine gefügigere, anständigere Form zu finden verstand, der gegen seinen Vater eine respektvolle Haltung beobachtete, die ihm verhaßten Hausgenossen desselben mit oberflächlicher Artigkeit behandelte, aber nur unter Seinesgleichen, nur im Kreise der damaligen Genossen und vorzugsweise im Verkehr mit dem viel jüngeren Bruder sich in natürlicher, unbefangener Weise bewegte und sich bei diesem sowohl, wie bei den Beamten und Dienern seines Vaters, ja der Einwohnerschaft des ganzen Dorfes einer Beliebtheit erfreute, die ihn oft in Erstaunen gesetzt und die Frau von Neidhart, des Grafen Schwiegermutter, auf seine Stellung als künftiger Majoratsherr schob. Der Graf fing an irre zu werden in seinem Urtheil und es mochte ihm scheinen, als sei es doch vielleicht nicht so ganz unmöglich gewesen, damals das Vertrauen des Knaben zu gewinnen und einen andern Einfluß auf dessen Entwickelung zu üben, als nur immer durch die freilich sehr nöthig erschienene Strenge. Vielleicht ließ sich das Versäumte nachholen. Der Vater lernte sichtlich in diesem Augenblick Seiten an seinem Sohn kennen, die ein näheres Verständniß hoffen ließen, aber freilich nur allmälig und bei längerem Beisammensein ließ sich das gewinnen, ließ sich feststellen, ob Erregung, ob Ueberzeugung aus Joachim sprach, ob diese plötzlich ausbrechende Offenheit nur Aufwallung, ob sie wie Andere behaupten wollten ein Charakterzug war, den nur die abweisende Kälte des Vaters, seine Voreingenommenheit gegen den Sohn, niedergehalten hatte. Das zu erkennen mußte er Zeit haben, aber der Gedanke

stimmte gut zu den Vorsätzen, mit denen der Vater hergekommen war. —

In diese Betrachtungen vertieft stand der Graf noch immer vor seinem Sohn, aber obgleich seine Augen auf diesen gerichtet, schien der Blick doch mehr nach Innen zu gehn; ob er in die Zukunft schweifte, ob er rückwärts blickte, wer vermochte es zu erkennen!

Den jungen heißblütigen Mann packte die Ungeduld. Er griff hastig nach den auf dem Tisch liegenden Papieren, das Knittern derselben erweckte den Vater aus seiner Träumerei, aber wo er mit seinen Gedanken stehen geblieben, zeigte sich als er langsam sagte:

„Also wegen des Tagebuchs spielte die Scene, das war eine unpraktische Idee von meiner Schwiegermutter. Die wäre ihr auszureden und die Angelegenheit auszugleichen gewesen, ohne daß ihre Autorität zu leiden brauchte. Warum sprachst Du nicht, Joachim, anstatt mit den Füßen aufzustampfen und Dich so ungeberdig wie ein Straßenbube zu betragen."

„Ich glaubte nicht, daß jemand auf mich hören würde, ich wünschte mir damals, je eher je lieber fortzukommen, mein Sträuben gegen den Zwang war auch nur Instinkt, was sollte ich da sagen," entgegnete Joachim noch immer mit demselben Freimuth.

„Ich denke jetzt," fügte er, die Augen mit fragendem Ausdruck auf den Vater geheftet, als sei er sich bewußt ein gefährliches Terrain zu betreten, hinzu, „ich denke jetzt, für mich wär's am besten gewesen, die Mutter, ich meine die zweite Mutter hätte mich in die Hände genommen. Sie war jung, vernünftig, heiter, sie wäre nicht grausam gegen ein Kind gewesen, weil es nicht das ihre war."

„Das sagst Du jetzt, das siehst Du jetzt ein!" fiel der Graf mit herbem Ton dem Sohn in die Rede, „und damals, als ich sie Dir zuführte, vermochten

weder Drohungen noch Strafe Dich zu bewegen sie Mutter zu nennen."

„Das war kindische Eifersucht!" rief Joachim lebhaft aus.

„Es war Verstocktheit, Widerspruch gegen mich, weil sie mir lieb war, kehrtest Du ihr den Rücken," fuhr der Graf mit Entschiedenheit fort.

„Nein, nein," wehrte Joachim die Beschuldigung ab, „sie war so schön, wenigstens erschien sie mir so, so voll Leben, Du hieltest sie im Arm, ich hatte Dein Gesicht nie so befriedigt, so voll stiller Heiterkeit gesehn — es war so kurze Zeit her und das vereinsamte Sterbebett meiner Mutter fiel mir ein."

Ohne ein Wort zu erwidern wendete der Graf sich ab, durchschritt ein paarmal das Zimmer und trat dann an's Fenster.

Das gewagte Wort des Sohnes, wenn auch innerstem Empfinden entsprungen und tief in das Gemüth des Vaters dringend, schlug doch wieder nur eine mißtönende Seite in demselben an. Daher, von dem Leben und Sterben jener Frau her, auf die der eine mit tief verletztem, der andere mit von Liebe überströmendem Herzen blickte, daher kam alle Disharmonie zwischen Vater und Sohn. Der Gegensatz ließ sich nicht vergessen, der Schatten nicht verbannen, der zwischen ihnen stand. Eine flüchtige Hoffnung, die noch so eben dem Vater ins Herz gelächelt, schwand wieder und der Zweck seines Kommens trat in den Vordergrund. Wo die Liebe nicht Grund und Boden findet, muß sie sich in das Gewand der Pflicht hüllen, um ihren Weg unbeirrt zu machen, sagte er sich. Er versank in tiefes Sinnen. Draußen auf der Straße fluthete das großstädtische Leben in mannigfach bewegtem Strom. Die Gasflammen brannten und beleuchteten hell die hohen Glasscheiben der Schaufenster, hinter denen die prunkenden Schätze der Mode, des Luxus, der Kunst und Industrie in viel

gestaltigem verlockendem Reiz ausgebreitet waren. Elegante Equipagen rollten vorüber; es war Theaterzeit und das Publikum strömte zum Opernhause dem Liebling des Tages die gewohnte Ovation darzubringen.

Hier müßiggängerisches Auf und Abschlendern, dort die geschäftigste Eile. Eleganz und Dürftigkeit, Genuß und Entbehrung bunt durcheinander. Verkommene Gestalten drängen sich in das Treiben, mißgünstige, lauernde Blicke folgen feindselig Manchen, die mit der vollen Unbefangenheit sorglosester Lebenslust, ohne an Ausgleichung irgend einer Art zu denken, an jenen vorüberschritten. Uebermuth hier, Gedrücktheit dort. Lebensskizzen und Bilder so vielgestaltig für den Menschen- und Weltkundigen, daß sich nicht eine, nein tausend Geschichten des verschiedensten Inhalts aus dem bewegten Treiben, auch nur weniger Abendstunden, herauslesen ließen. Wie viele, dachte der Graf, gehn in diesem bunten Gewirr, das man modernes Leben, das man Vergnügen und Genuß nennt, verloren! Wie viel frische, unverdorbene Jugend wird zu Grunde gerichtet, wie viel gute Anlagen ersticken im Keime, wie unzählige berechtigte Hoffnungen bleiben unerfüllt. Ernst und Strenge thun Noth, die auf abschüssiger Bahn unaufhaltsam dem Verderben Zueilenden aufzuhalten. Fort mit den unnützen Bedenklichkeiten. Gleichviel, wie er mein Verfahren jetzt auslegt! Führt es zum Zweck, dann wird er es später gerechtfertigt finden. Was habe ich nach Beifall oder Mißbilligung zu fragen. Ich thue was recht ist.

Er wollte sich eben vom Fenster ab, und dem Sohn wieder zuwenden, da wurde die Thür leise geöffnet, ein bärtiges Gesicht blickte herein:

„Bist Du frei, Joachim?“

„Nein, nein, für heut ist's nichts,“ entgegnete Joachim hastig, sprang auf und ehe jener noch eintreten konnte, war er draußen bei ihm auf dem Korridor.

„Du mußt mich entschuldigen, Charlie, mein Vater hält mich fest. Es giebt eine Auseinandersetzung zwischen uns. Ich kann nicht mit Dir kommen. Ich sehe Dich aber noch und wenn ich um Mitternacht bei Dir vorsprechen sollte," sagte Joachim hastig.

Der Andre, den er Charlie genannt, nahm eine bedauernde Miene an.

„Steht's schlimm, wirklich schlimm?" fragte er theilnehmend.

„Ach viel schlimmer als ich es selbst dachte und wußte," sagte Joachim ärgerlich, „über alle Selbsthilfe hinaus schlimm. Ich wundre mich nicht, wenn er mich hart anfaßt. Was hilft's aber! Was eingebrockt ist, muß ausgegessen werden. Ich dachte die Sache arrangiren zu können, ich nehme vom Vater am wenigsten gern Hilfe an. Wahrscheinlich habe ich seine plötzliche, unerwartete Einmischung seiner lieben Schwiegermutter zu danken, die kürzlich ein paar Wochen in Berlin war und hier gut herumspionirt haben wird. Sie hat mir ja sogar einen Besuch gemacht. Mir ahnte gleich nichts Gutes. Natürlich ist sie die Zuträgerin gewesen, alles aus Liebe zur Moral nnd zu Konrad, natürlich. Sie fischt gern im Trüben, man kann nicht wissen, was an der Angel hängen bleibt," setzte er erbittert hinzu.

„Aber konntest Du denn nicht ausweichen, mußtest Du Deinem Vater reinen Wein einschenken?" fragte der Freund.

„Ja, belügen mag ich ihn nicht," entgegnete Joachim, „er traut mir schon nicht viel Gutes zu und wenn man erst bis zur Lüge kommt, dann ist man auch fertig mit sich und andern. Ich dränge mich natürlich keinem auf, der mich mit beiden Händen abwehrt, aber muß ich jemandem das Recht einräumen, mich zu fragen, dann antworte ich auch die Wahrheit."

„Gut, sieh, wie weit Du damit kommst," sagte jener und, klangen seine Worte fast wie Tadel, so löschte

doch die zustimmende Miene, mit der er den Freund ansah, diesen wieder aus.

„Ich werde sehn, vielleicht bis zu Dir hinüber, wer weiß!“ sagte Joachim gedankenvoll, „wenn alle Stricke reißen — wann trittst Du die Reise an?“

„Das Schiff geht übermorgen unter Segel,“ lautete die Antwort.

Bis an den ersten Treppenabsatz hatte Joachim den Freund begleitet. Dann trènnten sie sich mit einem Händedruck nnd Joachim ging in's Zimmer zurück, sich bei dem Vater entschuldigend, daß er ihn so jäh verlassen.

„Mein Freund, ein junger Amerikaner,“ beantwortete er dann den fragenden Blick desselben, „der in sein Vaterland zurückgeht, den Krieg gegen die Südstaaten, der sich in die Länge zu ziehen scheint, mitzumachen.“

Der kleine Zwischenfall hatte dazu gedient, die, durch das vorherige Gespräch sehr erregte Stimmung von Vater und Sohn in ein natürliches Geleis zu bringen.

Ersterer nahm seinen Platz wieder ein und bedeutete Joachim ein Gleiches zu thun. Dann sagte er in ruhigem Geschäftston:

„Kommen wir zur Sache. Wir haben es mit Thatsachen, nicht mit Erinnerungen zu thun und wenn ich Dir helfen soll, so mußt Du die Bedingungen hören, unter denen ich mich allein darauf einlassen kann, weil nur eine gründliche Umgestaltung aller Deiner Verhältnisse mir die nöthige Garantie bietet, daß nicht abermals mein Einschreiten weiterem Leichtsinn Vorschub leistet. Es handelt sich hier nicht allein um die Schuldenlast, um die Summe Geldes, die auf so unverantwortliche Weise vergeudet ist, es handelt sich um die viel größere Summe von Thorheit, Unverstand, Gewissenlosigkeit, Unreife und Unselbstständigkeit, aus denen eine solche Verwirrung der Verhältnisse entspringt.

„Du bist ein einzelner Mensch und bewohnst eine Reihe von Zimmern, noch dazu in der theuersten Gegend Berlins, die für eine größere Famile genügen würden. Du bist vorläufig noch von mir abhängig und treibst einen Aufwand, wie ihn kaum der sichere Besitz eines ansehnlichen Vermögens rechtfertigen könnte."

Der Graf ließ seine Blicke über das elegante Mobiliar gleiten.

„Ich wohne erst seit Kurzem hier, war gerade erst eingezogen als Frau von Neidhart mich mit ihrem Besuch beehrte," erklärte Joachim. „Ich bin in den Kontract eines Freundes eingetreten und habe seine ganze Einrichtung übernommen um ihn aus Verlegenheiten zu ziehen, deren vorzeitige Entdeckung sein Lebensglück gefährdete."

„Hilf soweit Du selbst helfen kannst, ich habe nichts dagegen; was darüber hinausgeht ist Edelmuth auf Kosten Anderer!" rügte der Graf.

„Auf Ehre, Vater!" versicherte Joachim, „es ist hierbei von Edelmuth nicht die Rede. Ich riskire nichts, weder für mich, noch für andere. Mein Freund ist ein anständiger Junge durch und durch!"

„Ich halte nicht viel von dem Anstand, der Tausende ausgiebt und nur Hunderte besitzt," sagte der Graf streng. „Ich erkenne sehr gern die Schwierigkeit der heutigen Zeitverhältnisse an, trage den vielen Versuchungen Rechnung, denen ein junger Mann ausgesetzt ist, ich habe Dir das bewiesen, aber es giebt eine Grenze, an der Unverstand und Leichtsinn dicht vor der Ehrlosigkeit stehen. Es giebt auch eine Grenze für die Großmuth."

„Ja, aber sie ist schwer zu bestimmen," rief Joachim lebhaft aus, „und wenn ich einen Ertrinkenden sehe, soll ich erst überlegen, ob ich ein Recht habe, die Kleider, die mein Vater mir gegeben hat, durch Hineinspringen in's Wasser zu verderben!"

„Mitunter sind die Kleider etwas kostbar,“ sagte der Graf mit leiser Ironie. „Ich finde hier zum Beispiel unter Deinen Papieren, die Du mir ja zur Durchsicht gabst, einen Wechsel auf zweitausend Thaler von einem gewissen Otto Herval ausgestellt. Der Einlösungstermin ist nicht genannt. Unterschrieben ist der Wechsel, Homburg den 3. Juni 1859. Da warst Du noch Student. Da Du selbst, wie Du mir sagtest, und wie ich Dir glaube, nie gespielt hast, so muß ich diese Summe also wohl für das verdorbene Kleidungsstück ansehn, das geopfert wurde, irgend einen Ertrinkenden zu retten, wahrscheinlich aus dem Sumpf, dem Schauplatz nach zu urtheilen.“

Joachim erröthete tief; er biß sich auf die Lippen aber er sagte nichts.

„Ich darf wohl nicht fragen, wer dieser Otto Herval ist?“ fragte der Graf.

„Er war Student wie ich. Wir waren das Jahr vorher zusammen in der Schweiz gewesen. Er war ein braver, anständiger Junge, aber an dem unglücklichen Abend in Homburg riß ihn die Leidenschaft fort. Ich hatte ihn zu der Tour dorthin veranlaßt, ich konnte ihn nicht in der Verlegenheit verlassen. Es handelte sich um das Glück seiner Zukunft.“

Des Grafen Antlitz überflog wieder ein feines spöttisches Lächeln.

„Ich denke den Wechsel können wir als werthlos der Flamme übergeben,“ sagte der Graf.

„Wie Du willst, Vater; wenn Herval je im Stande sein wird, die Schuld zurückzuzahlen, so wird es ohnedies geschehen.“

„So könnten wir uns nun wohl mit Deiner Zukunft beschäftigen, die Du über all der großmüthigen Sorge für das Glück Deiner Freunde, ganz außer Acht gelassen zu haben scheinst,“ bemerkte der Graf. „Ich kann mich nicht überzeugen, daß in ihr eine Berechtigung

oder auch nur ein Anlaß liegt, Deine kostspieligen Gewohnheiten und Deine rückhaltlose Großmuth zu erklären."

„Doch, Vater," sagte Joachim tief erregt, „es kommt doch sehr auf die Verhältnisse, kommt auch auf die Anwendung des verbrauchten Geldes, kommt darauf an, ob man ganz rückhaltlos in der Welt dasteht. Ich gehöre zu einer der ersten Familien des Landes, ich habe meinen Namen zu repräsentiren. Ich bin jung, ich weiß, daß ich einst reich sein werde, soll ich jeden Lebensgenuß nach Geld abwägen, soll ich mich zurückziehen von meinen Kollegen, die rückhaltlos den Forderungen der Zeit Rechnung tragen? Niedriger Leidenschaften kann mich Niemand zeihen und wenn ich mir aus Verlegenheiten zu helfen suchte, so heißt das nicht, die, die mir helfen, um das ihrige bringen. Mein Name giebt mir Kredit; es kennt Jeder die Verhältnisse, die mit ihm zusammenhängen."

„Das heißt, Du stellst Wechsel auf die Zukunft aus," erläuterte der Graf, „und wenn die Spekulation auf meine Schwäche mißglücken sollte, so ist die auf meinen Tod um so sicherer!"

„Meine zukünftige Stellung im Leben habe ich allerdings im Auge gehabt," sagte Joachim offen, „es ist das unvermeidlich, Vater. Man wächst mit dem Gedanken daran auf, aber eine Lieblosigkeit gegen diejenigen, die naturgemäß vor uns die Vorzüge einer solchen Stellung genießen, hängt damit nicht zusammen."

„Es ist das ein eigenes Ding, aber wir wollen's nicht weiter erörtern," sagte der Graf ablenkend. „Ich meine aber, daß Du selbst mit der Voraussicht auf Deine künftige Stellung nicht wissen kannst, ob Du nicht die Rechnung ohne den Wirth machst. Wer verbürgt Dir zum Beispiel, daß Du mich überlebst, wer sagt Dir, daß ich oder Dein Bruder Lust haben werden, Deine in leichtsinniger Weise eingegangenen Ver-

pflichtungen zu erfüllen; was für Erwartungen knüpfest Du überhaupt an Deinen künftigen Reichthum? Denkst Du nur an Befriedigung jeder kostspieligen Laune, lernst Du nicht bei Zeiten Maß halten, selbst bei Genüssen feiner, edler Art, so könntest Du leicht in ähnliche Konflikte gerathen wie Dein Großvater mütterlicherseits, der als seine Spekulation auf mich scheiterte, scheitern mußte, sich eine Kugel durch den Kopf jagte, um den über sein Vermögen hereinbrechenden Konkurs nicht zu erleben. Dein Großvater hatte auch weder gespielt noch getrunken, noch in anderer Weise ausschweifend gelebt, aber er liebte den Luxus, er liebte es zu repräsentiren, er fand es nicht standesgemäß, zu rechnen und Einnahmen und Ausgaben in Uebereinstimmung zu bringen. Er war der Schmeichelei zugänglich und ließ sich von solchen, die sich seine Freunde nannten, mißbrauchen, er hatte die Hand offen für Jedermann, gleichviel, ob das Bedürfniß den Anforderungen entsprach und neben dieser prahlerischen Großmuth huldigte er einer Menge sogenannter nobler Passionen, die wir beide, Deine Mutter und ich, mit dem Glück unseres Lebens bezahlten."

Der Graf hatte in ganz ruhigem Ton erzählt, aber zuletzt überwältigte ihn doch die herbe Rückerinnerung an diese Zeit seines Lebens. Er strich sich mit der Hand über die Stirn, als vermöchte er mit dieser Bewegung die Gedanken, die dort stürmten, fortzulöschen.

Auch Joachim war tief erschüttert. Er hörte zum erstenmal von dieser Begebenheit. Ahnungen, Befürchtungen ergriffen ihn. Zwiespaltiges Empfinden, Konflicte und Widersprüche überall!

„O das Geld, das elende, verächtliche, schmutzige Metall!" rief er, aufspringend, heftig aus, als habe er nun den Quell alles menschlichen Elends entdeckt.

Der Graf lächelte zu der jugendlichen Uebertreibung.

„Das Geld verachten und doch keins der Dinge entbehren können, die nur für Geld zu haben sind, das schmutzige Geld nehmen aus oft noch schmutzigeren Händen, das ist die Logik des Verschwenders,“ sagte er ruhig und kam dann wieder auf den eigentlichen Gegenstand der Verhandlung zurück, indem er Joachim fragte, ob er sich darauf verlassen könne, daß dieser ihm nun keine der ausstehenden Rechnungen, keinen der ausgestellten Wechsel vorenthalten.

„Nein, Vater,“ entgegnete Joachim niedergeschlagen, „da es mir leider nicht gelang, diese unangenehme Angelegenheit Deiner Kenntniß zu entziehen. Aber,“ fuhr er, durch den ungelösten Zwiespalt in seiner Seele erbittert, und wie es denn oft geschieht, nach einem Gegenstand suchend die Erbitterung an ihm auszulassen, heftig erregt fort:

„Wer mir den Gefallen gethan hat sich so unberufen einzumischen, möchte ich wohl wissen. Wenn es ein Mann wäre, er sollte seinen Vorwitz büßen, aber es ist wahrscheinlich eine Frau, meine Gönnerin, Frau von Neidhart —“

„Halt!“ unterbrach ihn der Graf, „kein unartiges Wort über meine Schwiegermutter. Frau von Neidhart ist eine ehrenwerthe Frau.“

„Und Brutus ist ein ehrenwerther Mann!“ rief Joachim, mehr wortgewandt als ehrerbietig dem Vater mit dem klassischen Citat antwortend.

Ein Blick des Vaters brachte ihn zum Schweigen. Er erröthete beschämt und der Graf fuhr fort:

„Was Du so in den letzten Jahren vergeudet hast, macht schon ein Vermögen aus. Es ist mehr als das, was ich bis jetzt für Konrad zurückzulegen vermochte. Andere Hülfsquellen stehn mir nicht zu Gebote. Es wäre unbillig, Konrad, der ohne dies benachtheiligt ist,

für Deinen Leichtsinn büßen zu lassen. Es fragt sich also, ob Du entschlossen bist, die Folgen desselben auf Dich zu nehmen, denn nur unter dieser Voraussetzung kann und werde ich Dir helfen."

„Ich weiß nicht, wie Du das meinst, Vater," sagte Joachim.

„Einfach so," lautete die in ganz ruhigem, kühlem Ton gegebene Antwort — „Du entsagst dem Majorat zu Konrad's Gunsten. Dafür bezahle ich von seinem Erbtheil Deine Schulden; Du kommst nach Kronegk unter meinen Augen die Landwirthschaft zu lernen. Was ich von dem Ueberfluß meiner Einkünfte bisher für Konrad zurücklegte, würde dann, wenn Du gut einschlügst, auf Dein Theil kommen und es Dir ermöglichen, Dich selbstständig als Gutsherr zu etabliren.

Ich verlange nicht gleich eine Entscheidung. Ueberlege Dir die Sache. Ich finde nur, daß ich kein Recht habe, das sehr viel geringere Erbtheil meines jüngeren Sohnes um Deinetwillen zu schmälern. Ich kann Dir also nur auf die angegebene Art helfen und halte diese Hülfe auch für die einzig wirksame. Du wirst erst lernen Dich auf Dich selbst zu verlassen, wenn der goldene Hintergrund fehlt, auf dem Du Dir Deine Zukunftsbilder in allzuglänzenden Farben gemalt hast. Es ist Dein Unglück, daß Du als Majoratsherr geboren bist. Ich habe im Princip nichts gegen die Einrichtung einzuwenden, die den Güterbesitz constant macht und davor schützt, ein Gegenstand des Schachers, der leichtsinnigen Ausnutzung und Verschleuderung zu werden, aber es müßte in die Entscheidung des Vaters gestellt sein, den Würdigsten oder den Tauglichsten als künftigen Erben zu bezeichnen."

„Oder den Beliebtesten," dachte Joachim, aber er sagte es nicht. Er sagte überhaupt nichts. Der Vorschlag des Vaters gerade jetzt, wo kurz vorher sein Herz vor Mitgefühl bebte, wo die Scheidewand fallen zu

wollen schien, die beide von einander getrennt, gerade in dieser erregten Stimmung traf der Vorschlag ihn wie ein kalter Blitzstrahl. Er war betäubt, erkaltet bis in die tiefste Seele.

„Wenn Du auf meinen Vorschlag eingehst,“ fuhr der Graf nach einer kleinen Pause fort, „so stelle ich noch die Bedingung, daß unser Abkommen unter uns bleibt. Ich will Konrad nicht der Gefahr aussetzen, der Du erlegen bist. Mag er lieber bei dem Gedanken bleiben, daß er sein künftiges Geschick seiner eigenen Fähigkeit es zu gestalten, verdanken muß. Wir wollen ihn vor den goldenen Träumen bewahren, um deren Willen so viele die wirklichen Schätze des Lebens vergeuden. Ich kann mich doch auf Deine Diskretion verlassen?“

Joachim nickte schweigend. Nach einer Weile sagte der Graf:

„Vergiß nicht, Joachim, die Entscheidung ist in Deinen freien Willen gestellt, ich dränge Dich zu keiner, ich habe kein anderes Motiv zu meinem Vorschlag, als den Wunsch Deiner moralischen Rettung. Ja, noch eins, ich denke, es wird uns nach den heutigen Eröffnungen beiden gut thun, eine Weile miteinander zu leben, wir kennen uns, wie es scheint, nur halb.“ Er sah Joachim auffordernd an und reichte ihm die Hand hin. Joachim ergriff sie mit Ueberwindung, es war unmöglich sie zurückzuweisen, aber wenn vor Kurzem ein solches Zeichen der Annäherung seines Vaters ihn vielleicht glücklich gemacht hätte, in diesem Augenblick dünkte ihn dies Entgegenkommen der bitterste Spott.

„Es versteht sich von selbst, daß ich Dir Bedenkzeit lasse,“ fuhr der Graf fort, die kalte Hand des Sohnes, die in der seinen geruht, ohne den Druck derselben auch nur im Mindesten zu erwidern, wieder loslassend. „Wann kann ich Deinen Bescheid erhalten?“

„Wann Du befiehlst, ich bitte Dich auch hierüber

nach Deinem Ermessen zu verfahren," engegnete Joachim kühl. —

„Gut, sagen wir also in acht Tagen. Ich reise morgen früh mit dem ersten Zuge nach Kroneck zurück. Dort erwarte ich Deinen Bescheid, oder Dich selbst. Ich hoffe das letztere."

Joachim verbeugte sich schweigend. Der Graf zögerte noch ein paar Augenblicke. Trotz der Strenge, die er mit unbeugsamer Miene ausübte, fühlte er doch die ganze folgenschwere Bedeutung, die in der geforderten Entsagung lag, fühlte schweren Herzens wie die Kluft wieder weiter riß, über die heut Joachim's halbe Bekenntnisse das erste Brett zur verbindenden Brücke hinübergeworfen.

„Ich werde Dir für alle Fälle eine Anweisung an meinen Banquier auf die Gesammtsumme Deiner Schulden zurücklassen," fuhr der Graf fort. „Entscheidest Du Dich für Selbsthülfe, so schickst Du sie mir wieder oder vernichtest sie, im entgegengesetzten Fall vermeiden wir viel unnützes Gerede wenn ich mich nicht weiter hineinmische und es Dir überlasse, Dich zu arrangiren." Er schrieb rasch die Anweisung.

Mit einer kühlen Danksagung nahm Joachim das Billet entgegen. Der Gedanke an die Möglichkeit des Mißbrauchs lag ihm so fern, daß er in dieser Handlung des Vaters, eher den Versuch einer Beeinflussung als einen Beweis des Vertrauens erblickte.

Da nun der Zweck von des Grafen Besuch erfüllt war und er es ausgeschlagen hatte, bei Joachim zu logiren, ein weiteres Beisammensein aber wenig Befriedigung versprach, sagte der Graf seinem Sohne Lebewohl.

Es war ein kurzer, peinlicher Abschied, über den nur die gewandte Weltform beider, das Selbstbewußtsein des Vaters und die doch immer noch vorhandene Pietät des Sohnes hinweghalf.

Aber so wie sich die Thür hinter dem Grafen geschlossen, brach das leidenschaftliche Empfinden des jungen Mannes los.

„Nie und nimmer füge ich mich in das mir angebotene Leben," sagte er mit unterdrückter Heftigkeit. „Wenn ich mein angestammtes Recht verkaufen muß," er trat heftig mit dem Fuß auf, „so sieht mich Kronegk wenigstens nie wieder!"

Er warf sich in den Lehnstuhl, stützte sich mit beiden Armen auf den Tisch und verbarg das Gesicht mit den Händen.

Wilde Gedanken zogen durch seine Seele. Er erwog wie er's machen solle sich selbst zu helfen. Er hatte ganz richtig gesagt, an Kredit fehlte es dem künftigen Majoratsherrn nicht; es war leicht, die Summe herbeizuschaffen, deren er bedurfte um reinen Tisch mit seinen Gläubigern zu machen, aber was weiter! In denselben Verhältnissen bleiben und sich der strengen Sparsamkeit befleißigen um mit der Zulage seines Vaters auszukommen und die übernommene Schuld zu verzinsen, unmöglich! Abgesehen von seiner Neigung zu Luxus, von seiner Gewohnheit ungenirten Ausgebens, nicht die allergeringsten Anforderungen seines Standes würden dabei aufrecht zu erhalten sein. Einen Wechsel auf die Zukunft ausstellen — Für ein künftig zu bringendes, unverhältnißmäßig großes Opfer sich jetzt frei machen — das hieße wieder nicht allein der Vernunft sondern auch der Rechtlichkeit in's Antlitz schlagen, denn sein Vater hatte Recht, wenn er keine andere Bürgschaft für die Zahlung der Schuld stellen konnte, als sein Leben, wer haftete für jene, wenn der Tod ihn vor der Einlösung des Wechsels abrief! Immer war es der Vater oder der Bruder, den das Opfer traf, oder er wurde zum Betrüger an seinen Gläubigern. Vor dieser Consequenz bebte er scheu zurück.

Er sah es ein, daß er so nicht fortleben konnte, er

gestand es sich auch zu, daß selbst in den bisher so günstigen Aussichten für seine Zukunft keine Berechtigung dazu gelegen, es stieg die Ahnung in ihm auf, daß in Loslösung jeder hemmenden Fessel vernünftiger Berechnung weder eine besonders noble Gesinnung, noch ein begründeter Anspruch, noch ein Standesprivilegium enthalten ist, er erkannte den Rausch, den Taumel, in dem er gelebt — aber Schlimmeres war es auch nicht gewesen. Nur ein Ueberschäumen jugendlicher Lebenslust, ein Schwimmen mit dem Strom der Zeit, dessen Wogen unbedacht über die Ufer geschlagen — war denn nur die eine Hülfe möglich?

Er konnte sich des bittern Gedankens nicht erwehren, daß die unnachsichtige Strenge gegen ihn den Wünschen des Vaters Vorschub leiste, daß er rascher als nöthig, und härter, als sein Verschulden ging, verurtheilt wurde, damit der beliebtere Sohn auch in den äußerlichen Verhältnissen den Platz einnehmen könne, den das Herz ihm längst zugesprochen.

„Der Vater hat es ja immer bedauert, daß ich der ältere war, ich habe es ja aus seinem eigenen Munde gehört und nie vergessen, nie!“ sagte Joachim mit verbissenem Grimme. „Es ist aber dies kein Grund für mich, mein unbestrittenes Recht aufzugeben und dennoch — wenn ich's selber könnte, soll ich's thun — Soll ich der alten intriguanten Hexe den Triumph lassen!“

Einen plötzlichen Entschluß fassend, rückte er seinen Stuhl näher an den Tisch und fing an, die dort aufgehäuften Papiere durchzusehn. Er rechnete die halbe Nacht, sah Briefe durch, schrieb solche, um sie gleich wieder zu zerreißen, prüfte, erwog und schien doch kein anderes Resultat zu finden als solches, das ihm die Wahl ließ, zwischen der Fügsamkeit in den ihm gemachten Vorschlag oder dem energischen Entschluß, sich seinen Weg durch das Leben selbst zu bahnen, unabhängig von der Hülfe des Vaters, aber auch nicht ge-

nöthigt, auf demselben Grund und Boden, den er als sein künftiges Eigenthum zu betrachten gewohnt war, die demüthigende Rolle des enterbten Sohnes zu spielen. Er stand auf, raffte die auf dem Tisch liegenden Papiere zusammen uud verließ seine Wohnung, um trotz der späten Stunden noch seinen Freund Charlie aufzusuchen, ehe dieser andern Morgens nach Hamburg fuhr, um von dort nach Amerika abzusegeln. —

Zur bestimmten Stunde reiste der Graf ab. Er war nicht wenig erstaunt, seinen Sohn auf dem Bahnhof zu finden, aber er freute sich im Stillen dieser Courtoisie. Von den Vorfällen des verflossenen Tages war nicht mehr die Rede, auch nicht mit der leisesten Andeutung wurde auf die mit einander gepflogenen Unterhandlungen, auf die folgenschwere Entscheidung angespielt. Joachim bewegte sich mit vollständiger Unbefangenheit, des Grafen Miene war freundlicher als je, da er ihm die Hand zum Abschied bot, und diesmal blieb der Druck derselben nicht unerwidert. Joachim begleitete seinen Vater bis zum Waggon. Er blieb dort stehn bis der Zug sich in Bewegung setzte, dann grüßte er noch einmal mit abgezogenem Hut, wendete sich dann rasch ab und verlor sich unter der Menge.

Acht Tage darauf, Joachims Zimmer war diesmal nicht im Fremdenflügel, sondern auf seines Vaters Anordnung neben dem Konrad's eingerichtet und alles zu seinem Empfange bereit, traf statt seiner ein dickleibiger Brief ein, sämmtliche Quittungen der nun getilgten Schulden und folgende Zeilen enthaltend!

„Lieber Vater!

Ich habe meinen Entschluß gefaßt und erkläre mich auf Deinen Vorschlag bereit, mein Recht an den künftigen Besitz des Majorats für die Bezahlung meiner Schulden an meinen Bruder Konrad abzutreten. Ich gehe, um nicht wiederzukommen und ohne den Eklat einer Enterbung, ohne unser Abkommen der

Kritik der Welt preisgeben zu müssen, ohne daß Konrad es jemals zu erfahren braucht, weshalb ich gegangen bin, kann er in meine Rechte eintreten. Er wird wahrscheinlich nicht eher, als bis jede Aussicht auf meine Wiederkehr geschwunden ist, dem Gedanken an die günstige Umgestaltung seiner künftigen Verhältnisse Raum geben und somit ist nach dieser Richtung hin ein übler Einfluß nicht zu fürchten.

Ich habe meinen Entschluß nach reiflicher Erwägung gefaßt und bitte Dich, mir so viel Vertrauen zu schenken, mir so viel Selbstständigkeit des Willens einzuräumen, daß, nachdem Du mich vor die Alternative gestellt hast, eine so tief in meine Zukunft einschneidende Entscheidung, wie es die Entsagung meiner Erbansprüche ist, treffen zu müssen, Du mir nun auch in Beziehung auf die weitere Gestaltung meines Schicksals das Recht der Mündigkeit zugestehst.

„Ich habe, seit Konrad heranwuchs, immer gewußt, daß Dein Herz ihm gern gegeben hätte, was das Schicksal mir zuwies. Ich habe es aus Deinem Munde gehört, als Du einst gefragt wurdest, ob Konrad Dein ältester Sohn und künftiger Majoratserbe sei.

„Leider nein," sagtest Du und dies leider nachtönend aus der Kindheit, aus jener Zeit, in der ich durch nichts andres Deine Liebe verscherzt hatte, als durch den traurigen Umstand, der Sohn einer Frau zu sein, die Du nicht liebtest; dies Leider fällt allerdings mit in die Wagschale meiner Entscheidung. Indem ich mich Deinem Willen in der Hauptsache füge, nehme ich die erste Schuld meines Leichtsinns auf mich und trage den härtesten Consequenzen desselben Rechnung. Verzeih, daß ich eben nicht demüthig genug empfinde, nicht resignirt genug bin, die mir zugedachte Rolle in Kronegk zu spielen. Ich werde meinen eigenen Weg gehen, und hoffe es Dir zu beweisen, daß Du sehr streng mit mir ver-

fuhrst, als Du mich der Ehre und des Rechts, dereinst Dein Nachfolger zu sein, für unwürdig erklärtest. Ich folge meinem Freund Charlie nach Amerika und werde an seiner Seite für mißhandelte Menschenrechte in den Kampf ziehen. Du wirst von mir hören, wenn ich Dir werde sagen können: Das Schicksal, das ich mir errungen habe, steht wenigstens an wohlbegründetem Recht dem nicht nach, das ich in der Heimat verscherzte. Ich bitte Dich, ohne Groll an mich zu denken, und nichts zu thun, mich in meinen ferneren Schritten zu hindern.

Ich werde mir selbst keine Schande machen und damit ist mehr gesagt, als wenn ich Dir verspräche, meines Namens eingedenk sein zu wollen. Den Namen werde ich nicht mit hinüber nehmen, da er dort keine Bedeutung hat, aber daß ich der Sproß einer edlen Familie bin, und auch dieser Bevorzugung mich würdig zu erweisen habe, werde ich nicht vergessen, u. s. w."

Zweimal las der Graf den Brief durch, dann machte er Miene, ihn zu zerreißen, besann sich aber anders, faltete ihn zusammen und verschloß ihn in einem Fach seines Schreibpultes, das erst auf den Druck einer Feder zu öffnen, und niemandem bekannt war als ihm.

Drittes Kapitel.

Drei Jahre waren seit dem im ersten Kapitel erzählten kleinen Abenteuer verflossen. Ein Jahr länger, als Klotilde geglaubt, hatte sie in der Pension bleiben müssen und nicht einmal inzwischen war sie heimgeholt worden. Ihr Vormund, Graf Kronegk, mußte wissen, was er damit bezweckte. Ihr heiterer Lebensmuth, ihr Vertrauen zum Vormund, war durch diese Maßregel nicht erschüttert worden, obgleich sie ihr manchmal hart erscheinen wollte. Hatte sie sich doch auch, als ihr Vater noch lebte, immer der freundlichsten Fürsorge jenes zu erfreuen gehabt.

Graf Kronegk und Klotilden's Vater, der Regierungsrath von Schlehen, waren Jugendfreunde. Das alte Band knüpfte sich neu an und ward auf die Kinder übertragen, als Herr von Schlehen in Lichtenau, einem kaum eine halbe Stunde von Schloß Kronegk gelegenen Städtchen, seinen Aufenthalt nahm. Klotilde und Konrad Kronegk, des Grafen jüngster Sohn, wurden Spielgefährten und der Graf sah gern den kränklichen, durch die Großmutter sehr verwöhnten Knaben mit dem frischen, lebhaften, wenn auch etwas wilden Mädchen verkehren, ja er hätte, als Herr von Schlehen, der längst Wittwer war, in Folge einer plötzlichen Krank-

heit starb, und sein Tod das arme kleine Mädchen zur Waise machte, diese gern ganz und gar in sein Haus aufgenommen, aber dem widersprach Frau von Neidhart, seine Schwiegermutter.

„Was wollen Sie aus dem Mädchen machen, Ihre Schwiegertochter etwa?" forschte sie.

So vielfach der alte Graf auch die erste Frage der alten Dame erwogen haben mochte, über das gewonnene Resultat sprach er sich nicht aus und die zweite überging er mit Achselzucken. Er liebte es nicht, verborgene Schicksalsfügungen in das Gebiet voreiliger Erwägung zu ziehen. Nur klar liegenden Verhältnissen trug er Rechnung, und da mußte er sich freilich sagen, daß es klüger sei, Klotilde nicht in eine Lebenslage zu versetzen, deren Fortdauer er ihr nicht verbürgen konnte. In seinem Haushalt herrschte kein übertriebener, tadelnswerther Luxus, aber er war, den Verhältnissen angemessen, doch gewissermaßen auf großem Fuß eingerichtet, und eine Verwöhnung für die Mitglieder desselben war fast unvermeidlich.

Der Graf unterdrückte seine Vorliebe für das schöne, lebhafte Kind, unterdrückte den Wunsch, dem anregenden Einfluß desselben auf seinen schüchternen Knaben, noch einen weiteren Spielraum zu geben, und beschränkte sich also darauf, für die Erziehung des Kindes das zu thun, was für dessen künftige Verhältnisse am angemessensten erschien. Somit übergab er ihre Erziehung vorläufig der schon erwähnten Fräulein Linden, mit der Herr von Schlehen in einem Hause gewohnt und die als Lehrerin in großer Achtung stand; und dann, als Klotilde heranwuchs und eine Erweiterung des Unterrichts nöthig wurde, brachte er sie selbst nach Genf, in das im besten Ruf stehende Pensionat der Mademoiselle Dufour. Gleiche Erziehungsgründe bewogen ihn, ihren Aufenthalt dort nicht durch verwöhnende Ferienreisen zu unterbrechen nnd sie nicht eher zurückzurufen, als bis ihre

Erziehung, soweit die Schule dazu beitragen kann, vollendet war.

Leicht war Klotilden die Trennung nicht geworden, es kostete jedesmal einen kleinen, innern Kampf, wenn die meisten Gefährtinnen in den Ferien heimwärts zogen und sie jedesmal zu den Zurückbleibenden gehörte, aber so schlimm, wie sie sich das Pensionsleben in der Fremde vorgespiegelt, war es nicht, ja, es war vielmehr gar nicht schlimm. Die Kinderthränen über die Trennung versiegten bald, und der Zauber des schönen Landes, das Neue der Eindrücke, der Reiz des Zusammenlebens mit so vielen ihres Alters, besonders die Freundschaft mit Sascha Oczakoff, das alles übte seine volle Wirkung. Es wurden Freundschaften geschlossen und gebrochen, die Lehrer und Lehrerinnen wurden angeschwärmt und gehaßt, je nachdem; kindische Streiche wurden vollführt, Zukunftspläne entworfen, Luftschlösser gebaut und der Gegenwart volle Rechnung getragen, wie's so das Pensionsleben und das glückliche Alter und die verschiedenen Anlagen der Pensionäre mit sich brachte. Klotildens Briefe an Fräulein Linden athmeten den harmlosesten Frohsinn. Trübe Momente kamen, als Sascha Oczakoff, zwei Jahr früher als sie, aus der Pension schied, und als der Graf nach Genf gekommen, Klotildens Einsegnung beizuwohnen, noch für ein weiteres Jahr ihres Verbleibens entschieden wurde.

Aber es waren eben auch nur trübe Momente, denn im Grunde gefiel es ihr in Genf sehr, und was hatte denn ein Jahr viel zu bedeuten, ein Jahr, das für die Jugend Flügel hat!

Es war zu Ende; der Ruf in die Heimat war da, welches Entzücken ihm zu folgen! Sie sollte auf den Schauplatz zurückkehren, wo sie glückliche Kinderjahre verlebt hatte. Freilich ruhte auf denselben der Schatten des Todes, von ihr jedoch damals zu wenig begriffen und verstanden, um jetzt noch andere, als

höchstens einmal wehmüthige Betrachtungen hervorzurufen. Freilich war Manches anders, und sie vielleicht fremd in Lichtenau und Kronegk geworden. Die Kinderfreundschaften zerrissen, der kleine Konrad bald Student, Joachim ganz fort — — sie versuchte es, sich die Veränderung klar zu machen, um ihre Erwartungen herabzudrücken, vergeblich! Ein Strom von Freude überfluthete ihr Herz bei dem Gedanken an die Rückkehr. Sie sollte das Häuschen in Lichtenau, in dem sie so lange mit ihrem Vater, dann mit Antonie Linden gewohnt, das nette Häuschen mit den in die Fenster hinein wachsenden Spalierrosen wiedersehen. Der prachtvolle Park von Kronegk öffnete ihr wieder seine weiten, grünen Hallen! Aus den Märchenspielen der Kindheit schwebten die Märchenträume der Jugend empor und übergossen das stolze Schloß der Kronegk mit zauberischem Glanz.

Dazwischen tauchte, wie das Pfefferkuchenhäuschen im Märchen, nur daß keine Hexe darin hauste, das Wohnhaus des alten, nun auch verstorbenen Major Triebenfeld mit dem Stelzfuß, aus dem Wirbelwind der Erinnerungen auf, und im Erkerfenster lauschte ein dunkellockiger Kinderkopf hinter der gewaltigen Haube der Großmama Triebenfeld hervor und das liebliche Gesicht der kleinen Agnes lachte sie an. Die mußte nun auch schon ein großes Mädchen sein, wenn sie auch mehrere Jahre jünger war, als Klotilde.

Ja, Onkel Stelzfuß, wie Klotilde den alten Major immer genannt, war auch seitdem gestorben und Eckbert, der Enkel der alten Leute, mit dem sie tausend Streiche verübt, wenn er als Cadet nach Hause kam, war inzwischen gar Offizier geworden! So war alles anders geworden und auch sie ein erwachsenes Mädchen! Ja, was nun weiter! —

Die Zeit, die Beantwortung dieser Frage bringen sollte, war da, der Schritt aus dem Schulzimmer in

die Welt sollte geschehen, aber nun die Abschiedsstunde heranrückte, vergaß Klotilde, daß sie dieselbe herbeigewünscht hatte. Jetzt wußte sie nur noch, daß sie glückliche Jahre in der Pension verlebt, daß sie mit ganzem Herzen an Mademoiselle Dufour hing; jetzt hörte sie Worte des Bedauerns, jetzt flossen Thränen, jetzt hieß es: gieb fort, was Du hast, sieh, was Du dafür eintauschst. Jetzt war aus der Kette, die abzustreifen sie sich gefreut, ein Band geworden, das fest hielt, das zu lösen ihr nicht leicht war. Lebewohl, alles was da hineingehört, und es leicht und schwer gemacht hat, so klingt's wieder in Klotilden's Herzen.

Noch einen Blick auf die ihr mit wehenden Tüchern nachwinkenden jungen Mädchen, und auf das traurige Gesicht Mademoiselle's, die den Wildfang ungern ziehen sieht, noch einen letzten Gruß hin und her. Noch einen Blick auf die blaue See und die Bergkette des Montblanc, der, vom Sonnenlicht grell beleuchtet, sich ihr noch einmal in seiner vollen Majestät zeigen zu wollen scheint, und das Dampfroß trägt sie von dannen, und die alte Schweizerstadt mit ihren neuen prächtigen Gebäuden am Quai, tritt in den Hintergrund zurück.

Neue Lebensbilder tauchen auf, einer ungewissen Zukunft eilt sie entgegen, einer Zukunft, in der nicht einmal die natürliche Heimat, das Elternhaus, ihr eine feste Stätte und Stütze verspricht.

Viertes Kapitel.

Auf des Grafen Wunsch war Fräulein Linden Klotilden bis Berlin entgegengefahren, in deren Gesellschaft sie die weite Reise zurücklegte. Von dem Jubel des Wiedersehens schweigen wir. Fräulein Linden dämpfte ihn in ihrer sanften Weise in Rücksicht auf das Publikum des Bahnhofs, wie der Reisegesellschaft, bei der weiteren Reise. Diese letzte Tour war jedoch nur kurz, und als Klotilde nun in der wohlbekannten Reisekalesche des Grafen, neben ihrer mütterlichen Freundin saß, als tausend unvergessene heimatliche Bilder rechts und links auftauchten, als jeder Baum am Wege, jedes aufkeimende Saatfeld, jede der bekanten Ortschaften, durch die der Wagen rollte, ihr ein Willkommen zuzurufen schien, da ging ihr das Herz weit auf, nnd trotz der an landschaftlichen Schönheiten so armen Mark, die sich, obgleich jetzt in den Zaubermantel des heranziehenden Frühlings gehüllt, doch wenig messen konnte mit der großartigen Schweizernatur, bewährte sich doch die fast in jedem Menschenherzen laut klingende Saite der Heimatsliebe auch in Klotilden, und entlockte dem lebhaften Mädchen manchen Ausruf jauchzender Freude. Dann sprangen die Gedanken wieder ab; kurze Mittheilungen aus der Pension wechselten mit Erkundigungen

nach den alten Freunden, selbst Fragen an die Zukunft tauchten auf.

„Was wird nun aus mir, bleibe ich bei Dir oder auf dem Schloß?“ fragte sie plötzlich.

„Ich weiß nicht, was der Graf darüber entschieden hat,“ lautete die Antwort, „vorläufig wirst Du auf dem Schloß erwartet. Der Graf wird wohl erst sehen, was sich aus Dir machen läßt,“ setzte das Fräulein lächelnd hinzu, „Du weißt, so gütig wie er ist, so spricht er doch nie vorher viel von dem, was er thun will.“

Klotilde nickte verständnißvoll.

„Und Joachim?“ fragte sie dann, „weiß Niemand etwas von Joachim?“

Fräulein Linden zuckte mit den Achseln, Johann, der Kutscher, auch ein alter Bekannter Klotildens, der sie manchesmal von Lichtenau nach Kronegk hingeholt oder von dort zurückgefahren hatte, drehte sich halb auf dem Bock um.

„Die Frau Baronin meinen, daß er im amerikanischen Kriege geblieben ist,“ beantwortete er in den Wagen hinein die Frage, „ob es der Herr Graf denken, wissen wir nicht, wir anderen haben wohl auch unsere Meinung. S’ wär schade um den jungen Grafen und ob die Frau Großmutter trotzdem erleben werden, was sie sich wünschen, fragt sich noch sehr. Graf Konrad schießt gar zu sehr in die Höhe, ist so lang und schlank, als wollt’ er in den Himmel wachsen.“ Die letzten Worte nur so in den Bart murmelnd, wendete er seine Aufmerksamkeit wieder den Pferden zu.

„Was wünscht sich denn die Baronin?“ fragte Klotilde, aber Johann blieb die Antwort schuldig. Der Weg, jetzt aus einem kleinen Laubwald heraustretend, dessen Bäume mit den eben sich entfaltenden Blätterknospen, wie in leichten, grünen Flor gehüllt erschienen, machte hier eine Biegung, und vor den

Blicken der Reisenden breitete sich das kleine Städtchen Lichtenau am Ufer des in glänzenden Silberwellen dahinrauschenden Stromes aus.

Klotilde erhob sich von ihrem Platz, um, auf den Rücksitz niederknieend, und sich auf die Lehne des Kutschersitzes biegend, einen ungehemmteren Blick in die Landschaft zu haben. Ihre Augen glänzten und heller noch als das Lächeln des Frühlingstages leuchtete die Freude in ihrem Antlitz auf.

Kopfschüttelnd sah der alte Kutscher sie an, aber ein Zug von Wohlgefallen glitt über sein Gesicht.

„Wenn ich nur wüßte, worauf Sie sich so freuen?“ sagte er.

Wußte sie es denn selber? der Wagen rasselte durch die Thore der Stadt. Klotilde nahm ihren Platz wieder ein, aber sie hatte die Hand des Fräuleins erfaßt und drückte sie mit so jugendlicher Kraft, daß die Dame lachend um Schonung ihrer Finger bat und ihr schließlich die hart bedrohten leise entzog. Klotilde merkte es nicht. Ihre Aufmerksamkeit war gänzlich nach Außen gerichtet. Jedes Haus fast vermittelte Erinnerungen, in jedem Vorübergehenden meinte sie einen alten Bekannten zu erkennen. Als der Wagen vor Fräulein Lindens kleinem Häuschen hielt und die Dame sich hier von ihr verabschiedete, wäre sie am liebsten mit ausgestiegen, um die alten vertrauten Räume wiederzusehen, aber Johann hatte strenge Ordre von Frau von Neidhard, keinen unnützen Aufenthalt zuzugeben. Seufzend trennte sich Klotilde von ihrer mütterlichen Freundin und der Wagen rollte weiter, zum Thore hinaus die Straße entlang, die nach Schloß Kronegk führt.

Allmälig steigt das Terrain sanft an. Die Thürme des, auf einem weiten Plateau liegenden Schlosses, treten ab und zu hervor, bei einer Biegung der Straße sogar das ganze stattliche Gebäude. Bewaldete Höhen bilden den Hintergrund, von dem sich die hellen Mauern des

Schlosses und das weiter unten liegende Dorf, das sich längs dem Ufer des einen, die Wiesen durchschneidenden Flußarms ausbreitet, hübsch abheben. Eine kleine Strecke, ehe die Straße in das Dorf einbiegt, kommt man an einem, ringsum von Gartenland umgebenen Häuschen vorbei. Einige hundert Schritt weiter theilt sich die Straße und während die Chaussee durch das Dorf bis an den Schloßhof geht, kürzt die andre, zu demselben Ziele leitend, den Weg bedeutend ab. Auch den Vorzug landschaftlicher Schönheit hat diese, aber sie ist nicht chaussirt, führt durch eng aneinander gerückte Höhen oft so steil hinab und hinauf, daß sie doch nur mit leichtem Fuhrwerk zu passiren ist.

„Fahren wir den Hohlweg?“ fragte Klotilde zagend.

Johann schüttelte, wie sie freilich schon erwartet hatte, den Kopf.

„Aber bei Triebenfelds halten wir an, nur einen Augenblick!“ bat sie, auf das rechts ab vom Wege liegende Häuschen deutend.

Johann brachte es nicht über's Herz, sich auch hier wie in Lichtenau, auf den strengen Gegenbefehl der Frau von Neidhart zu berufen, auch flog, in dem Augenblick als er anhielt, schon die zierliche Gestalt eines kleinen Mädchens den Pfad, durch den Garten bis zur Eingangspforte hin und war mit einem Sprunge im Wagen.

„Agnes! kleine Agnes!“ jubelte Klotilde und küßte und streichelte die blühenden Wangen des hübschen Kindes.

„Klein!“ wiederholte diese, „o ich bin tüchtig gewachsen, denke ich, und Du erst!“

Fast war's ein scheuer Blick, der die anmuthsvolle Erscheinung der früheren Spielgefährtin maß. Dem kleinen Backfischchen kam jene gar so erwachsen vor. Sie schüttelte bedenklich den Kopf und ihr Redeeifer verstummte. Auch mahnte Johann zur Weiterfahrt

und verschwor sich hoch und theuer, er dürfe es nicht zugeben, daß das Fräulein ausstiege.

So wurde denn ein rascher Abschied genommen, der Wagen rollte fort, Agnes blieb an der Pforte stehen, vom Fenster oben winkte Großmama Triebenfeld, und Klotilde blickte zurück, so lange sie das Häuschen, und oben am Fenster das freundliche, runzliche Gesicht, von der untadelhaften Tüllrüsche eingerahmt, noch zu erkennen vermochte.

Fünftes Kapitel.

Der Weg stieg jetzt an und Johann fuhr langsam, bis die letzte ebene Strecke wieder ein rascheres Tempo gestattete.

Als der Wagen vom Schloß aus sichtbar wurde, trat gleichzeitig Frau von Neidhart, die Schwiegermutter des Grafen und Doktor Streit von verschiedenen Seiten her in den Eßsaal.

„Sie kommt wahrhaftig schon," sagte Frau von Neidhart. „Ich begreife meinen Schwiegersohn nicht, warum läßt er sie nicht in der Schweiz das Lehrerinnenexamen machen, wie ich's ihm hundertmal vorgeschlagen!"

Der Doktor zuckte die Achseln. „Der Herr Graf ist wunderbar selbstständig," sagte er dann, „das ist's, er akkomodirt sich nicht, wird's auch nie."

Es war nicht herauszuhören, ob er im Spott oder im Ernst sprach, ob er loben oder tadeln wollte.

„Gehen Sie hinunter, empfangen Sie das Mädchen," fuhr Frau von Neidhart fort. „Ich denke das ist Ehre genug, sie ist doch nur ein untergeordneter Gast."

Der Doktor lachte, nahm sich aber nicht die Zeit zu einer Erwiderung, sondern schoß mit seinen schiefen, kurzen Beinen die Treppe hinunter.

„Untergeordneter Gast,“ murmelte er vor sich hin. „Gottlob, daß sie kommt, es ist verwünscht langweilig mit der Alten allein.“

Der Wagen hielt vor der Rampe, Klotilde flog hinaus und der alten Frau Bertram, der ehemaligen Haushälterin, um den Hals.

„Sachte, sachte, sie steht oben,“ flüsterte diese dem jungen Mädchen zu, mit strahlenden Blicken dasselbe ansehend, „nur hübsch langsam die Treppe hinauf, es heißt sonst gleich, Sie haben keine Manieren.“

Klotilde nickte verständnißvoll, begrüßte die übrige herbeigeeilte Dienerschaft und stieg, der Warnung der Frau Bertram gedenkend, langsam an des Doktors Seite die Treppe hinan. Oben stand die Baronin, eine, trotz ihrer sechzig Jahre immer noch hübsche, stattliche alte Dame, mit ihrer behenden Gestalt und ihren lebhaften braunen Augen, die, je nach dem raschen Empfinden ihrer Eigenthümerin den Ausdruck wechselten, und eben so durch weiche Hingebung, als schroffe Kälte und gelegentlich durch fast jugendliches Aufglühn des Blicks überraschten. Im Augenblick war ein Ausdruck von Neugier vorherrschend, mit der sie Klotilde musterte, während sie sich unwillkürlich, trotz ihrer geraden Haltung noch um ein paar Linien aufrichtete, als wolle sie es nicht zugeben, daß jene ihr über den Kopf gewachsen. Klotilde blieb in einiger Entfernung von ihr stehen und da sie keine geöffneten Arme erblickte, in die sie hineinstürzen konnte, verneigte sie sich halb verlegen, halb mit lachendem Trotz und mit viel natürlicher Anmuth, aber fast ein wenig zu tief für die Situation, so daß es beinah auf ein wenig unwillkürlichen Spott hinauslief.

Ein beifälliges Lächeln überflog die Züge der Baronin, und Klotilden die Hand entgegen reichend, sagte sie: „Alle Achtung vor der Genfer Pension, sie hat aus dem unverbesserlichen Wildfang eine Dame gemacht,

wahrhaftig eine Dame! Kind, was fang ich mit Ihnen an, ich habe Sie drei Treppen hoch in das Thurmzimmer, in einer Etage mit der Bertram logirt.“ —

„Was thut's, Frau Baronin, wenn die Bertram die Treppen steigen kann, mir machen sie nichts aus,“ entgegnete Klotilde fröhlich.

„Es schien mir so am besten,“ fuhr die Baronin sich zu entschuldigen fort, obgleich sie selbst nicht wußte, warum sie es eigentlich that, und daß es geschah, weil Klotildens wunderhübsche Erscheinung ihr imponirte, und in gewisse Anschauungen störend eingriff, die sie hinsichtlich der blutarmen Waise gehegt hatte. „Auch dachte ich, es würde gut sein, sie in Bertrams Nähe zu bringen. Sie kann Sie in so viel Dingen unterweisen, die Ihnen nützlich werden können, sie hat ja selbst, wie man so sagt, von der Pike an gedient, ehe sie zum Faktotum des Hauses wurde.“

Klotildens Gesicht, mit dem sie die alte Dame anstarrte, war köstlich in seinem Ausdruck sprachloser Ueberraschung und unbekümmerten Uebermuths. Will sie mich zum Stubenmädchen machen, dachte sie und hätte beinah laut aufgelacht.

„Wir sprechen ein andermal mehr darüber, vorläufig betrachten Sie sich als meinen Gast, liebes Kind. Es freut mich, daß sie so hübsche Manieren haben, Sie machen einen allerliebsten Knix, keine Hofdame könnte ihn besser machen. Ich werde mich Ihrer nicht zu schämen brauchen,“ setzte sie lächelnd hinzu und klopfte Klotilden auf die blühenden Wangen, hin und her schwankend zwischen unwillkürlich sich geltend machendem Wohlgefallen und der Gewohnheit, auf untergeordnete Persönlichkeiten vornehm, oder vielmehr hochmüthig herabzusehn.

„Gehen Sie jetzt, Kind,“ fuhr sie fort, „machen Sie Toilette, Wir speisen wie immer um drei Uhr. Sie finden Alles unverändert, bis auf den Kinderlärm, der,

Gott sei Dank, aufgehört hat. Sie haben auch nicht wenig sonst dazu beigetragen, es ging wild her. Ich begriff meinen Schwiegersohn nicht. Mir war oft bange um Konrad, diesen letzten grünen Zweig am alten Stamm der Kronegk."

„Den letzten Zweig, so ist Joachim todt? Haben Sie Nachricht darüber?" rief Klotilde erschrocken.

„Ich muß bitten, den Namen nicht zu nennen," sagte die Baronin mit eisigem Blick, „ich habe zu viel durch den jungen Menschen gelitten, es erschüttert mein Nervensystem, wenn ich an ihn erinnert werde. Ich habe ihm natürlich als Christin verziehn, aber ich kann nicht vergessen, welch böses Kind er war, wie er mir das Leben schwer gemacht hat. Er ist auch ein Nagel zu meines Schwiegersohnes, zu meinem Sarge."

Klotilde warf einen Blick auf die wohlconservirte alte Dame, sie dachte an die Hünengestalt ihres Vormunds und meinte, noch sei es wohl lange nicht der letzte Nagel zu dem in Aussicht gestellten Sarge.

Hinter Frau von Neidhart stand Doktor Streit, hatte sein Gesicht in tausend Falten gezogen und machte Klotilden allerhand Gesten und Zeichen, die seinen Widerspruch an den Worten der Dame ausdrücken sollten und Klotilden beinah zum Lachen gebracht hätte.

„Aber der Vormund hört es ja jetzt nicht," sagte sie „und ich möchte doch gern wissen, ob Sie Nachricht von Joachim haben?"

„Nein," sagte Frau von Neidhart mit demselben kalten Blick, und setzte dann hinzu: „Noch einmal, ich warne Sie, seinen Namen zu nennen. Sie wissen nicht, was vorgefallen ist. Genau weiß ich es auch nicht, aber ich werde nie glauben, daß er nach Amerika ging, nur um den Krieg mitzumachen. Natürlich stecken da andere Dinge dahinter, über die mein Schwiegersohn nicht spricht. Schlimme," sie mäßigte ihre Stimme zum Flüstern — „ehrlose, fürchte ich."

„O nein, das ist unmöglich," rief Klotilde, „das wird sich aufklären, wenn er wiederkommt."

„Wiederkommt," rief Frau von Neidhart, „wo denken Sie hin, Kind! Ich sage Ihnen, seine Gebeine bleichen auf dem Schlachtfelde! Der arme, junge Mensch! Ich beklage ihn tief, aber es ist am besten so."

Klotilde schien diese Meinung nicht zu theilen, sie schüttelte unwillkürlich den hübschen Kopf.

„Wir hatten ihn alle lieb," erklärte sie, „und es war ein Fest für uns, wenn er auf Ferien kam. Herr Doktor, Sie müssen doch auch sagen, es war viel mehr mit ihm anzufangen, als mit Konrad."

Der Doktor wurde der Verlegenheit, diese Frage beantworten zu müssen, überhoben, denn Frau von Neidhart sagte statt seiner mit fast verächtlicher Miene:

„Der Doktor hat ihn doch nie bändigen können —"

„Ja, wie dieser noch des Doktors Schüler war, das habe ich auch gehört," sagte Klotilde und setzte, mehr aufrichtig als klug hinzu: „Konrad war wie ein kleines Mädchen, den beschützte ich, und er that, was ich wollte, aber Joachim blieb immer oben, er ließ sich nicht beherrschen."

War Frau von Neidhart einem unwillkürlichen Zuge gefolgt, als sie sich gleich in ein Gespräch mit Klotilde vertiefte, so fiel ihr bei der Wendung, die jenes jetzt nahm, doch plötzlich wieder ein, daß sie die Begrüßungsscene ebenso ohne alle Ceremonie als möglichst kurz hatte abmachen wollen, dem unbedeutendem Mädchen gleich seine Stellung anzuweisen.

„Ich muß Sie daran erinnern, meine Liebe," sagte sie jetzt in Folge der Bemerkung über die beiden Brüder, „ich muß Sie daran erinnern, daß meine Enkel, die beiden jungen Grafen, so gut wie Sie, die Kinderschuhe ausgezogen haben und daß die frühere Kameradschaft sich nicht mehr schicken würde. Aus dem kleinen Mädchen, wie Sie Konrad zu nennen belieben, ist ein Jüngling

geworden, also möchte sich die frühere Vertraulichkeit nicht mehr schicken." Sie machte zugleich eine entlassende Handbewewegung, und indem sie auf die Treppe, die nach dem oberen Stockwerk führte, deutete, zog sie sich mit einer herablassenden Kopfbewegung in ihr Zimmer zurück.

In Klotilden siegte der Kindeskopf. Es war eine blitzschnelle Geste, eine Reminiscenz aus vergangenen Tagen, daß sie der fortrauschenden Dame eine lange Nase machte.

Der Doktor lachte laut auf und sie stürmte an ihm vorüber in ihr Thurmzimmer hinauf.

„Die alte Hexe, worauf habe ich mich denn eigentlich gefreut," rief sie fast zornig aus, riß den einen Fensterflügel auf und lehnte sich weit hinaus. So weit ihr Blick reichte, breitete sich zu ihren Füßen das grüne, lachende Thal aus. Die goldenen Kuppeln der Thürme von Lichtenau blitzten im Sonnenschein, zahllose, kleine und größere Kähne zogen mit aufgespannten Segeln, Schwänen gleich, auf dem Strome dahin. Wiesen und Saaten, schimmernd im intensiven Licht der Mittagssonne, schienen im träumerischem Ausruhen der Abendkühle zu harren; der Himmel blau bis in die weiteste Ferne, der Aether durchduftet von Veilchen, schwellende Knospen an den Bäumen — O Heimat, o Frühling, o Jugend!

Klotildens Frage verstummte und ihr Antlitz spiegelte die lichtstrahlende Antwort wieder.

Sechstes Kapitel

Nicht nur, weil ihr jugendlicher Gast ihr keines größern Aufwands von Höflichkeit werth schien, sondern auch aus einem Gefühl quälender Neugier, die ein kurz vorher angelangter Brief in ihr erregt, hatte Frau von Neidhart Klotilden in möglichster Eile auf dem Korridor abfertigen wollen. Ihr erregbares Temperament, erst durch Klotilde selbst gefesselt, dann durch die Nennung von Joachims Namen in Harnisch gebracht, hatte sie den Brief vergessen lassen, um so eifriger kehrte sie zu demselben zurück, als die Wendung, die das Gespräch mit Klotilde nahm, ihr augenblickliches Wohlgefallen an derselben wieder gemindert hatte. Es mußte doch eine eigene Bewandtniß mit dem Briefe haben, denn Frau von Neidhart verschloß die Thür ihres Zimmers, ehe sie denselben, den sie bei Klotildens Ankunft in der Kleidertasche verborgen, wieder vorholte und abermals sorgfältig untersuchte. Der Brief war aus Hamburg und an ihren Enkel nach Schulpforta adressirt. Dort hatte er den jungen Grafen verfehlt, der, nach glücklich überstandenem Abiturientenexamen mit mehreren Freunden einen Ausflug nach dem Rhein unternommen hatte. Wie aus den Poststempeln zu sehen, war ihm derselbe nach Köln, nach Koblenz, nach Bonn nachgeschickt, von letzterem Ort aber, wahrscheinlich laut Anweisung Kon=

rads nach Kronegk dirigirt worden. Wer in aller Welt konnte aus Hamburg an ihren Enkel schreiben? Die alte Dame zerbrach sich den Kopf darüber. Sie glaubte doch so ungefähr die Freunde und Verbindungen ihres Enkels zu kennen, von einer Hamburger Bekanntschaft wußte sie nichts und wie ein Geschäftsbrief sah das Schreiben nicht aus. Die Schriftzüge auf der Adresse waren fein und zierlich, wie von einer Damenhand, das verschlungene H. M. auf dem Siegel stimmte zu der Annahme eines weiblichen Correspondenten.

„Er wird doch nicht," murmelte sie dann, „das sieht wahrhaftig wie eine Liebesgeschichte aus, darüber muß er mir beichten, dahinter muß ich kommen!" Sie betrachtete abermals Adresse und Siegel, hielt abermals den Brief gegen das Licht und schüttelte den Kopf, leise die auf dem Siegel enthaltenen Buchstaben wiederholend: „H. M. wer kann das sein!" Plötzlich fuhr sie wie erschreckend zusammen. Ihr fiel eine junge Schauspielerin, Namens Henriette Moser, ein, die sie in Berlin mit Konrad zusammen hatte gastiren sehen und der jener enthusiastische Bewunderung gezollt hatte. Sie wußte, daß Henriette Moser damals in Hamburg ihr Gastspiel fortgesetzt und dann nach Wien zurückgekehrt war, das schloß aber die Möglichkeit eines spätern Engagements nicht aus. Ob ein solches erfolgt, wie die beiden selbst in dem Fall Gelegenheit gefunden hätten, einander kennen zu lernen und ein vertrauliches Verhältniß anzuknüpfen, ob ihrem Enkel, der doch noch fast ein Knabe und ein unschuldiger Knabe war, ein so leichtsinniger Streich zuzutrauen sei, kümmerte sie nicht. Wer Gespenster sehen will, malt sie sich an die Wand, und wer entschlossen zu einer Handlung ist, die sein Gewissen verwirft, findet wohl auch einen Grund, jene vor sich selbst zu rechtfertigen. Immer lebhafter malte Frau von Neidhart sich die Unbesonnenheit des Jünglings und die Gefahr eines solchen Verhältnisses für seine

Zukunft aus — fast erschien es ihr Pflicht, den Brief zu öffnen, da — ein unwillkürlicher Druck mit der Hand, das Siegel sprang!

„Ein Fingerzeig, das ist ein Fingerzeig!“ rief sie, und schnell entschlossen erbrach sie den Brief vollends. Ein zweiter Umschlag, aber dieser ohne Adresse und nur zugeklebt, fiel ihr in die Hand, sie dehnte auch auf diesen den erhaltenen Fingerzeig aus, entfernte ihn gleichfalls und gelangte nun erst in den Besitz des Briefes, den sie nun ohne weitere Gewissensskrupel zu lesen anfing.

„Mein alter, guter, kleiner Kerl,“ lautete die Ueberschrift.

„Wie burschikos; kleiner Kerl! er ist ein baumlanger Mensch,“ warf Frau von Neidhart entrüstet dazwischen.

„Mich packt die Sehnsucht, etwas aus der Heimat zu hören,“ las sie weiter, „und doch kann ich eines Gefühls, gleichviel ob es Stolz, ob Trotz, ob Selbstbewußtsein oder Hochmuth nicht Herr werden, das mir den Nacken steif macht, so wie ich nach Hause denke.“

Frau von Neidhart holte tief Athem. Von einer peinigenden Ahnung ergriffen, schlug sie das Blatt um, nach der Unterschrift auf der letzten Seite zu sehen; richtig, da stand der gefürchtete Name. Der Brief war von Joachim. Wenn er wiederkehrte, sank ein Luftschloß in Trümmer, daß sie für Konrad erbaut und schon guten Grund gehabt hatte, auf die Verwirklichung des kühnen Baus hoffen zu dürfen. Seufzend nahm sie den Brief wieder zur Hand.

„Ich mag mit keinem aus der Heimat, als mit Dir zu thun haben,“ lautete dieser weiter, „ich bin auf der Pilgerschaft des Lebens auf fremdem Ufer gelandet und habe, was die Vergangenheit betrifft, meine Schiffe hinter mir verbrannt. In die Heimat kehre

ich nicht eher zurück, als bis ich unabweisbar empfinde, ich kann nicht anders." —

„Natürlich, wenn sein Vater todt ist," schaltete Frau von Neidhart ein, „aber der kann und wird noch lange leben, lange genug hoffentlich, um den armen Konrad dafür zu entschädigen, daß er nicht als Majoratserbe geboren wurde."

„Das kann aber lange währen, bis ich diesen mahnenden Ruf meiner Seele vernehme," las sie dann wieder, „und ich habe nicht Lust, bis dahin den Verschollenen zu spielen, und dann plötzlich einmal, wie vom Himmel heruntergeschneit, an Deinem Heerde zu stehen und Dich erst von Neuem kennen zu lernen. Deshalb frage ich Dich, mein guter, kleiner Kerl, ob Du noch wie sonst gegen mich gesonnen bist, ob Du das Band ergreifen willst, das ich Dir über den Ocean zuwerfe und das mich mit der Heimat verknüpfen soll, so lange ein Funken von Leben in meiner Brust ist. Ich bin mir bewußt, Dich zu keinem Unrecht zu verleiten,"

„Oho," warf Frau von Neidhart dazwischen.

„Deinen Weg in keiner Weise zu kreuzen, keinem Wunsch oder Plan des Vaters zuwider zu handeln, ich meine also, ich kann es verantworten, Dich zu diesem heimlichen Bündniß aufzufordern, denn ich will keine Kontrole, ich verstumme, wenn ich weiß, daß unberechtigtes Mißtrauen, daß verkehrte Gewissenhaftigkeit meine Worte bewacht, daß übelwollende Meinung sie falsch auslegt."

Frau von Neidhart lächelte höhnisch, dann las sie weiter:

„Ich preise Dich glücklich, daß Du allezeit offen gegen den Vater sein kannst; ich glaube, wenn ich's einmal über die Lippen gebracht hätte, ihm zu sagen, wie ich ihn liebe, trotz allem und trotz allem, wenn ich je hätte denken können, daß er meine Liebe wollte

— so hätte ich just auch nichts gehabt vor ihm zu verstecken, wie ich jetzt unseren unschuldigen Verkehr vor ihm geheim halten will, aus — nun gerade herausgesagt, aus bitterem Groll über seine Lieblosigkeit, und weil ich nichts von ihm will, und weil mich's reizt, auszuprobiren, ob ich ein tüchtiger Kerl bin, der auch ohne die gegebenen Verhältnisse, ohne das glänzend aufgetakelte Schiff, auf dem ich in die offene See der Jugend hinaussteuerte, über Wasser bleibt. Das sind nicht schlimme Dinge, die ich vorhabe, und so kannst Du's wohl vor Deinem Gewissen verantworten, in die Hand, die ich Dir biete, einzuschlagen, ohne daß irgend ein Präceptor, sei's ein väterlicher oder ein großmütterlicher, den Segen dazu spricht. Mit achtzehn Jahren, die Du jetzt zählen mußt, kann und muß man in solchen Dingen schon für sich einstehen. Kannst Du's aber nicht, so genügt ein Wort. Ich will Dich in keinen Konflikt mit Deinem Gewissen bringen. Darauf verlasse ich mich aber und fordere es von Dir im Namen unserer früheren, innigen, brüderlichen Gemeinschaft, daß Du, im Fall Du meinen Wunsch nicht erfüllst, diesen Brief in's Feuer wirfst, und als ungeschrieben betrachtest. Auch verlange ich eine kurze Mittheilung Deines Entschlusses, und zwar bald, denn ich habe Entscheidungen zu treffen, auf die vielleicht Dein Brief in einer oder der anderen Weise einwirken könnte; auch habe ich nicht Lust, ehe ich mich mit Dir einverstanden weiß, Näheres von mir zu erzählen, oder Dir mein jetziges Asyl zu verrathen, so mußt Du Deine Antwort unter der Adresse: H. M. nach Hamburg poste restante schicken. Eine sichre Mittelsperson nimmt ihn in Empfang und besorgt die weitere Beförderung des Briefes.“ —

„Also doch die Moser! Er sagt es ja selbst, eine Mittelsperson,“ schaltete Frau von Neidhart ein — „dann ist also die Moser wahrscheinlich Joachims Ge=

liebte, o pfui, wie unmoralisch, den unschuldigen Konrad in solche Verhältnisse einzuweihen."

Es dauerte eine Weile, ehe sie ihrer Empörung Herr wurde. Dann las sie den Brief, der nur noch einige Fragen nach heimatlichen Verhältnissen und einen warmen Abschiedsgruß enthielt, zu Ende, und dann aufmerksam noch einmal durch. Dann stand sie auf, zündete ein Licht an, und verbrannte den Brief.

„Mag er kommen, wenn's an der Zeit ist, und von seinem Majorat Besitz nehmen," sagte sie mit allem Pathos einer, sich in eine Entsagungsrolle hineindenkenden Heldin, „es wird sein Recht sein, und ich kann, ich werde nichts dagegen thun, aber meinen Liebling verführen, ihn zu Heimlichkeiten verleiten, mit unerlaubten Verhältnissen vertraut machen, seine gutmüthige Schwäche mißbrauchen, um sich . . . . Nachrichten zu verschaffen, das soll er nicht. Das zu verhindern ist mein Recht, und so gut, wie des Himmels Wille mir dieses gefährliche Schriftstück in die Hand spielte, so gut wird mir auch schon eine Eingebung kommen, wie dieser Wisch zu beantworten und dies unmoralische Ansinnen abzuweisen ist." —

Am Abend kam der Graf von der Inspizirung eines der anderen Güter zurück. Er begrüßte Klotilden in seiner ruhigen, gehaltenen Weise, erkundigte sich theilnehmend nach ihrer Reise, nach der Reisegesellschaft, die sie gehabt, fragte sie, ob ihr der Abschied von Genf schwer geworden und sagte zuletzt sehr freundlich, und zum größten Erstaunen seiner Schwiegermutter, Klotilden die Hand reichend:

„Sehen Sie zu, daß Sie sich hier heimisch fühlen, liebes Kind; Sie kommen in ein stilles Haus, und viel mehr als Sie selbst mitbringen, werden Sie darin nicht finden." —

Der Thee wurde auf dem geräumigen Balkon servirt, der aus dem Eßsaal hinausgebaut, wohl für

zehn, zwölf Personen Raum bietet, und auf Pfeilern ruht, die, von wildem Wein umrankt, im Sommer und Herbst namentlich, der Facade des Hauses einen höchst anmuthigen Schmuck verliehen. Der Graf liebte diesen Platz ganz besonders. Hier hatte er hundertmal gesessen, wenn sich unten auf dem Rasen die Kinderschaar tummelte, hatte sich an ihren Spielen, ihrer Heiterkeit erfreut, war so manches Mal hinunter und unbemerkt ihnen nachgegangen, wenn das Spiel sich in die Weite zog. Es merkte ihm keiner den Kinderfreund an. Er lebte so still in sich hinein, wer ihn kennen lernen oder verstehen wollte, mußte ihm geduldig nachgehen, wie er es mit den Kindern machte, und dann seine Schlüsse ziehen, ohne viel Auskunft von ihm zu verlangen. Er ging auch mit den Jahren immer mehr mit seinen Gedanken und Empfindungen in sich hinein, vielleicht um so mehr, je mehr sich in seiner Schwiegermutter das Gegentheil ausbildete. Frau von Neidhart machte die Bemerkung, daß er heut ganz besonders gesprächig war. Die einfache Erklärung, daß er Klotilden den Eintritt in das, ihr doch verhältnißmäßig fremde, oder fremd gewordene Haus erleichtern, ihr ein Gefühl der Heimatlichkeit geben wollte, fiel ihr nicht ein, obgleich sie sehr zu seinem wohlwollenden Zartsinn gestimmt hätte, sie gab vielmehr einer eifersüchtigen Regung Raum.

„Ich kann mir noch so sehr Mühe geben ihn anregen und aufzuheitern," dachte sie, „dem Grünschnabel gelingt's mit seinem kindischen Geschwätz in aller Gedankenlosigkeit. Wie doch die Männer sind, selbst mein gesetzter Schwiegersohn läßt sich durch eine hübsche, junge Larve bestechen."

Der Graf unterbrach sie in ihren Betrachtungen, indem er, einen Selbstvorwurf über seine Vergeßlichkeit voranschickend, ihr mittheilte, daß sie in den nächsten Tagen Gäste zu erwarten hätten. „Wenn ich nicht irre," setzte er mit einem freundlichen Blick auf

Klotilde hinzu, „so sind Sie besonders dabei interessirt, denn es ist meine Nichte Amalie Oczakoff mit ihrer Stieftochter Sascha —"

Er hatte nicht Zeit, auszureden, laut jubelnd sprang Klotilde von ihrem Stuhl auf und stürzte auf den Grafen zu.

„In der Tasche habe ich sie nicht," sagte dieser, über ihre lebhafte Erregung lächelnd.

„Sie haben beinah den Tisch umgerissen, man wird vorsichtiger mit Neuigkeiten sein müssen, wenn eine so einfache gleich solchen Sturm erregt," rügte Frau von Neidhart, obgleich ihr selbst die Augen vor Vergnügen über die erwartete Zerstreuung funkelten. „Immer hübsch die Haltung bewahrt, mein Kind. Etwas vornehme Ruhe thut Ihnen noch sehr noth. Was würde die Fürstin Oczakoff zu solchem Ausbruch sagen!"

„Nichts, gar nichts," versicherte Klotilde, „sie kennt mich ja, o und sie ist selbst so sehr natürlich!"

„Ja, das ist sie," bestätigte der Graf, „es bedarf der Förmlichkeiten wegen ihrer nicht, und, wenn meine Schwiegermutter Nachsicht üben will — ich gebe der ungekünstelten Freude gern einen Freipaß für mein Haus. Sie ist ohnedies fast nur ein Gast."

„Das kommt, weil wir beide alt sind, lieber Alexander," bemerkte Frau von Neidhart, „alte Leute können nicht singen und springen, wie die Jugend, besonders, wenn das Leben sie so hart angefaßt hat, wie mich. Das Alter ist ein stetes Abschiednehmen," setzte sie mit wehmüthigem Augenaufschlag hinzu. Der Graf überging die Sentenz und gab einige Anweisungen in Beziehung auf die Aufnahme der Gäste.

Da Konrad auch kommt, und wahrscheinlich noch einige Freunde mitbringt," sagte er, „werden wir Jugend genug im Hause haben, um das Abschiednehmen des Alters eine Weile zu vergessen. Richten Sie sich auf

allerhand Gesellschaften ein, liebe Mutter, ich weiß, ich kann Ihren Arrangements vertrauen."

Frau von Neidhart erröthete wirklich über das Lob, oder war's die Erregung, die ihr das Blut in die Wangen trieb. Sie war eigentlich eine sehr gesellige Natur, und hatte schon oft die eigensinnige Richtung ihres Schwiegersohns beseufzt, die Neigung, so fest auf der Scholle zu sitzen, obgleich die nahgelegene Residenz doch viel Abwechslung in die Einförmigkeit hätte bringen können. —

Es war noch viel von den erwarteten Gästen die Rede. Der Graf bestätigte, was Klotilde schon durch Sascha wußte, daß Fürstin Oczakoff, die Wittwe war, in Kurzem eine zweite Heirath einzugehen beabsichtigte, und daß deshalb Sascha die Stelle einer Hofdame bei der Großherzogin von Schönfeldt-Lüttchenstein angenommen hatte. Nicht in Folge eines Zwiespalts mit der Mutter, oder im Unwillen über deren Heirath, im Gegentheil, sie war völlig mit dem Schritt einverstanden, die freundlichen Beziehungen zwischen beiden Damen, die, im Alter kaum zehn Jahr auseinander, eigentlich nur in freundschaftlichem Verhältniß zusammen standen, waren nicht im Mindesten gestört, aber Sascha fühlte theils das Ueberflüssige und deshalb Schwierige ihrer Stellung im Hause, dem jungen Paar gegenüber, an das sie kein verwandschaftliches Recht zu erheben hatte, theils konnte sie sich mit dem Gedanken, künftig in Petersburg leben zu sollen, nicht befreunden. Auf dem Gut in Kurland, das übrigens ihrer Stiefmutter gehörte, war sie an deutschen Umgang, deutsche Sitten gewöhnt. Sie liebte Deutschland, weil ihre eigne Mutter, die sie viel mehr geliebt, wie den Vater, dem Lande entsprossen war und ihr diese Liebe von ihrer Kindheit an eingeflößt hatte. Auch ihre zweite Mutter war eine Deutsche und trug ihren Sympathien volle Rechnung. Im Allgemeinen hatte sie keine Vorliebe für das Leben in der großen

Welt, auch ein Grund weshalb sie nicht nach Petersburg wollte, aber die kleine deutsche Residenzstadt, das Leben am herzoglichen Hofe schien ihr im Gegensatz zu den großartigen Verhältnissen des nordischen Kolosses, eher heimatliches Familienleben verheißen zu können. Die Großherzogin war, wie es hieß, eine einfache, edle, liebenswürdige Dame, die Fürstin hatte als Mädchen bei ihr die Stelle bekleidet, die jetzt ihre Stieftochter einnehmen sollte, Sascha war der Herzogin vorgestellt und entzückt von der Güte, der Würde der durch und durch vornehmen Frau, endlich da sie sich nun doch von der Mutter trennen wollte, und der Entschluß stand fest in ihr, so gab ihr diese Stellung eine Art Selbständigkeit vor der Welt, ohne sie schutzlos zu lassen, und ihr eine Unabhängigkeit zu gewähren, für die sie jedenfalls zu jung war. In Besitz eines sehr ansehnlichen Vermögens hatte sie noch den Vortheil, ihre Stellung nicht als Versorgung betrachten zu müssen, sondern den großen Vorzug mit dem vollständigen Gefühl eines freien Entschlusses die damit verbundene Pflicht übernehmen zu können. Im Laufe des kommenden Winters sollte sie ihren Posten antreten. Die Fürstin, die eben mit ihr bei der Herzogin gewesen, wünschte die Tochter bis zu dem Zeitpunkt ihrer Verheirathung im Hause zu behalten. Sie hatte jetzt die Ausstattung derselben in Berlin besorgt und sich von da aus zu einem Besuch in Kronegk angesagt.

„Apropos, liebe Klotilde, wie sieht's mit Ihrer Garderobe aus?“ fragte der Graf nach dem alle diese Verhältnisse erörtert waren. Klotilde lächelte halb verlegen, halb schalkhaft.

„Ueberlassen Sie das mir,“ mischte sich Frau von Neidhart ein. „Wir werden oben in der Kleiderkammer noch allerhand finden, von früheren Zeiten her, und selbst in meiner Garderobe möchte etwas sein, was zurecht gestutzt werden kann. Darin begegnet sich ja das

Alter mit der Jugend, daß Einfachheit der Toilette für beides eine Zierde ist."

Klotilde richtete unwillkürlich einen bittenden Blick auf den Grafen. Die Kleiderkammer, von der Frau von Neidhart sprach, war einst das Entzücken der Kinder gewesen, wenn sie Maskerade spielen wollten. Sie repräsentirte in genealogischer Folge die Mode vergangner Jahrhunderte. Frau von Neidhart pflegte sich selbst sehr modern, wenn auch ihrem Alter angemessen und meist in sehr gediegene Stoffe zu kleiden —

„Will sie eine Vogelscheuche aus mir machen?" fragte sich Klotilde halb belustigt, halb ärgerlich.

„Ich denke, liebe Mutter, Sie mit dieser Angelegenheit nicht zu incommodiren, Sie haben ohnedies genug zu thun," unterbrach der Graf zwar in verbindlichem Ton, aber doch mit großer Entschiedenheit den begeisterten Eifer seiner Schwiegermutter, an deren feinem Geschmack in Betreff ihrer eigenen Kleidung zwar nichts auszusetzen war, deren Eigenthümlichkeit es ihm aber zweifelhaft machte, in wie weit diesem Geschmack im Konflikt mit andern Empfindungen zu trauen sei.

„Ich werde Sie morgen mit einem Billet von mir zu Fräulein Linden schicken," wendete er sich dann an Klotilde. „Sie mögen dann Rath mit ihr pflegen, und das Nöthige in Gemeinschaft mit ihr besorgen."

Frau von Neidhart gab ziemlich kühl ihre Zustimmung zu erkennen. „Ich finde nur, Sie sind etwas inconsequent," sagte sie aufstehend und sich dem Ohr ihres Schwiegersohns zuneigend, mit gedämpfter Stimme, während Klotilde, die jedes Wort hörte, taktvoll aufstand und irgend einen Vorwand ergriff, sich durch ihre Entfernung der weitern Gefahr unberufenen Zuhörens zu entziehen.

„Sie haben sie zur Gouvernante erziehen lassen, wollen Sie jetzt eine Dame aus ihr machen?" fuhr Frau von Neidhart fort.

„Ich habe ihr guten Unterricht geben lassen, weitere Pläne hatte ich vorläufig nicht,“ entgegnete der Graf. „Zur Dame ist sie übrigens, denke ich, geboren, auch sehe ich nicht ein, was es einer Gouvernante schaden soll, wenn sie auch noch den Vorzug hat, ihrer Erscheinung und äußern Bildung nach eine Dame zu sein. Vorläufig, scheint mir, ist das Kind noch überwiegend. Sehn Sie doch!“

Klotilde war hinunter in den Garten gegangen. Flüchtigen Fußes eilte sie über den Rasen, verschwand jetzt hinter der Gruppe dunkler Eschen, die ihre herabhängenden Zweige bis zur Erde senkten, kam dann auf dem, sich um die Bäume herumwindenden Pfad wieder zum Vorschein, blieb einen Augenblick zögernd stehn, nahm aber dann ihr Kleid an beiden Seiten etwas in die Höhe und den gebahnten Weg, der weiter hin den terrassirten Berg hinunterführte, verlassend, lief sie den mit Rasen bewachsenen Abhang bis zur nächsten Terrasse gerade hinunter, jubelnd in die Hände schlagend, als freue sie sich, daß sie den alten, in füheren Tagen hundertmal verübten Kinderstreich noch nicht verlernt.

„Was sagen Sie zur Gouvernante? An wem würde man sich mehr versündigen, an diesem Kinde oder denen, die es erziehen sollte?“ fragte der Graf.

Siebentes Kapitel.

Die Sonne schien hell in das behagliche Wohnzimmer der Majorin Triebenfeld und ihr warmer Strahl färbte das Gesicht der alten Frau, dem es trotz seiner zahllosen Runzeln und Fältchen selten an Farbe gebrach, ordentlich rosig. Mit gekreuzten Armen ging sie nachdenklich im Zimmer auf und ab, während Agnes mit einem Buch in den Erker geflüchtet war, ein Plätzchen wie geschaffen um darin den eignen oder den von Andern gedichteten bunten Lebensträumen nachzuhängen. Freilich war in dem thätigen und auf's Praktische gerichteten Stillleben, das in dem Hause Sitte war, grade nicht viel von Träumereien die Rede, aber ein Stückchen Poesie hatte sich doch in den Erker geflüchtet, der geräumig genug war, außer ihrem eignen Armstuhl und Arbeitstisch auch noch einen Sessel für Agnes und ein Trittbrett voll blühender Gewächse zu beherbergen.

Machte es der Sonnenschein oder die vielen Blumen, oder die untadelhaft weiße Haube der alten Frau und so eine gewiß feierliche Miene derselben, genug aber, man hätte glauben können, sie erwarte Gäste und rüste sich innerlich zum Empfang derselben.

Die Gäste hätten aber grade aus der andern Welt kommen müssen, wenn es die sein sollten, deren Andenken sie im Augenblick still in ihrer Seele feierte. Vor

allen ihr Mann, der vor wenigen Jahren in hohem Alter gestorben und dessen Geburtstag heut war, aber dann auch die Söhne, die ihm vorangegangen, die einzige verheirathete Tochter, die ihres Mannes, in den Kämpfen gegen die Aufstände der achtundvierziger Jahre, erfolgten Tod nicht lange überlebt und deren Sohn Eckbert die Großeltern nun erzogen hatten. Ja, wenn solch alter Mensch eine Rundschau hält über alle, die mit ihm dagewesen und nun nicht mehr da sind, Alte und Junge, deren Existenz sich in Freude oder Kummer geltend gemacht und nun wie ein Hauch verweht ist, so giebt das der Stimmung wohl einen feierlichen, wehmuthsvollen Ernst, und die vergangenen Jahre, die über so viele Gräber führen, bauen sich auf wie Stufen in das Jenseits. Eine nach der andern ist überstiegen, wie so kraftvoll und leicht viele, wie so mühselig wieder andre, und nun wird der Schritt immer langsamer, das Steigen schwer und das Herz lauscht erwartungsvoll der Stimme, die von Oben Halt gebietet, und der kein Festhalten an der Welt, kein Band der Liebe, keine der letzten Freuden des Lebens einen Widerspruch entgegen zu setzen vermag.

Das kleine Mädchen im Erker mochte wohl Respect haben vor den Schatten und Lichtern, die über das Antlitz der Großmutter zogen. Sie saß mäuschenstill im Erker mit ihrem Buch in der Hand, aber obgleich sie sonst alles um sich her vergaß, wenn ihr diese Feiertagsbeschäftigung gestattet wurde, so glitten doch heut oft die Augen über das Buch hin zu der alten Frau, aus deren stillen Zügen sie ahnend manch schöne Offenbarungen herauslas, die von Seele zu Seele gehn und der Worte zum Verständniß nicht bedürfen, ja deren ganzes Verständniß in der Liebe gipfelt. Wie liebte sie die alte Frau, die sie Großmutter nannte, obgleich nicht eine Spur von Verwandtschaft zwischen ihnen stattfand. Aber wie es Allerweltstanten giebt und Allerweltslieblinge, so war die Majorin eine Allerweltsgroß=

mutter. In der ganzen Umgegend war sie unter dem Namen Großmama Triebenfeld bekannt, und nicht nur, ihren siebenzig Jahren hatte sie denselben zu danken sondern der fürsorglich mütterlichen oder großmütterlichen Weise, in der sie zu der kleinen Welt stand, innerhalb deren ihr Leben verfloß.

Die Majorin hatte wohl ihr Pensum abgegangen. Dreißigmal die Stube auf und ab, Vormittags und nach dem Mittagessen, war so ihre Gewohnheit, und nicht einmal ging sie an dem über dem Sopha hängenden Brustbild ihres Mannes vorbei, ohne den Blick nach ihm hinzuwerfen. Sehr ähnlich war's nun wohl nicht, wie sie selber sagte, aber sie wußte doch, daß er's sein sollte, auch waren der weiße Bart und der steife, hohe, rothe Uniformskragen und das eiserne Kreuz auf der Brust sehr gut getroffen und heut gar, unter dem Kranz von Frühlingsblumen, der den Rahmen umfaßte, aus dem das alte Soldatengesicht so martialisch und wieder so grundgutmüthig herausblickte, war ihr ordentlich, als würde das Bild lebendig und zählte ihre Schritte und sagte: Geh nur, Alte, wenn Du den letzten Schritt auf Erden gethan hast, dann bist Du wieder bei mir.

„Ja, ja, ich komme bald!" sagte sie leise und wollte sich eben in ihren Lehnstuhl niederlassen, als die Thür ziemlich lebhaft aufgerissen wurde und Klotilde in's Zimmer stürmte. Im nächsten Augenblick hatte sie die alte Frau umschlungen und überschüttete sie mit Liebkosungen und jubelnden Worten der Begrüßung.

„O Gott Kind, Du bringst mich um! Ja, ja, es ist schön, daß Sie wieder da sind, aber meine Haube, Erbarmen mit meiner Haube!" rief die Alte, je nach dem Affect ihrer Empfindung das gewohnte Du mit dem wohl als schicklich erkannten Sie wechselnd, und hielt, nachdem es ihr gelungen war, Klotilden abzudrängen, beide Hände vor den feingefälteten Strich, ihn vor abermaligen Angriff des jungen Mädchen schützend.

„Da ist die Agnes, da," fuhr sie dann mit komischem Eifer fort, „die ist jung, an der tobe Dich aus!" und sie sank in ihren Lehnstuhl, während die beiden Mädchen, dem Rath der Großmutter folgend, nun ihrerseits zur Begrüßung einander in die Arme stürzten, Klotilde lachend und plaudernd, Agnes mit jener stillen Freude, die weniger in Worten, als in Blicken Ausdruck findet.

„Da hätten wir also unsern Wildfang wieder," sagte die Majorin, als auch dieser zweite Akt der Begrüßung vorüber war; „nun es ist gut, daß Sie da sind, und hübsch groß in die Höhe gewachsen sind Sie auch, aber —" sie fuhr wieder rasch mit der Hand nach der Haube, als Klotilde abermals Miene machte sie zu umarmen.

„Ich garnire sie Ihnen frisch," lachte Klotilde, „der zerdrückte Strich soll morgen neu sein, geben Sie mir die Haube mit."

„Zum Verlieren auf der Landstraße, nicht wahr?" wehrte die Majorin die Zumuthung ab, „nein, das wollen wir bleiben lassen. Agnes kann den Strich wieder auftollen, wenn's nöthig ist, aber heut nicht, heut ist Feiertag!" Sie warf einen Blick auf das Bildniß über dem Sopha.

„Ich weiß, und deshalb zog es mich doppelt her," sagte Klotilde und umfaßte, aber diesmal ganz sanft die alte Frau und küßte sie warm und innig auf die eingefallenen Lippen. Dann wandte sie sich wieder an Agnes und bald waren beide in die fröhlichste Plauderei vertieft.

Die alte Frau hörte nicht darauf, sie folgte ihren eignen Gedanken und als sie beide Mädchen herzlich lachen hörte, sagte sie: „Ihr könnt wohl lachen! es haben's selten arme Waisen so gut wie Ihr. Du hast einen edlen Beschützer und unsre kleine Agnes ein Vaterhaus gefunden."

Ein liebevoller Blick streifte Agnes und blieb dann

an dem Porträt mit dem steifen, rothen Kragen und dem gewichsten Knebelbart hangen; „mein Alter hat's gut gemacht, als er Dich an jenem Weihnachtsabend in unser Haus brachte. Nun hat er Deinem Vater, wenn sie beide dort oben zusammen sind, schon über das Kind rapportiren können. Es ist nichts Schlimmes über unser Weihnachtslichtchen zu sagen!"

„Also hast Du den alten Beinamen noch?" fragte Klotilde zu Agnes und sich dann an die Majorin wendend: „Großmama, warum nannte Onkel Stelzfuß die Agnes sein Weihnachtslichtchen? Wenn ich danach fragte, hieß es immer: Quatschkopf, das ist zu hoch für Dich."

Die Majorin lachte.

„Ja, Quatsch, richtig, so sagte er," wiederholte sie ordentlich mit einer Art Genugthuung, „es ist merkwürdig, wie er zu allem die richtigen Worte fand!"

„Aber Großmama!" schalt Klotilde, „Sie sind ja unhöflich, mich nannte er Quatschkopf, mich!"

„Ja Kindchen, und er hatte recht. Und die Agnes nannte er Weihnachtslichtchen, weil er sie am Weihnachtsabend in unser Haus brachte. Ich weiß es noch wie heute. Wir wollten gerade die Lichter am Baum anzünden, als er zu ihrem sterbenden Vater gerufen wurde, der ein Sohn seines besten Freundes war. Natürlich unterblieb es und Eckbert mußte auf die Bescheerung warten, bis er wieder zurück war. Ein Stündchen mußte es wohl gedauert haben, bis er mit dem Kinde auf dem Arm wieder eintrat. Ich höre noch, wie er sagte: ‚Mutter, hier ist ein Weihnachtslichtchen, für unsern Lebensbaum', und dabei legte er mir das Kind in die Arme."

Sie faltete die Hände in stummer Rührung. Ein schöner Nachruf für den Verstorbenen lag in ihrer einfachen Geschichte, die sich ganz so begeben hatte, wie sie

es erzählte. Weihnachtslichtchen blieb der Festname der Kleinen und sie machte demselben Ehre. Wenn schon der Lebensbaum des Alters auch nicht mehr frische, grüne Blätter, sondern wie die schöne Weihnachtstanne ernste dunkle Nadeln trägt, so glänzen die Lichter hell und schön am winterlichen Baum der Alten, mit denen kindliche Liebe, Dankbarkeit und Treue der sinkenden Sonne leuchtenden Schein zu ersetzen suchen.

Agnes war während dem nicht müßig gewesen. Sie hatte alles zur nachmittaglichen Kaffeestunde herbeigeholt, die altväterischen, geblümten Tassen, die silberne Zuckerdose und Zange, die nur an Festtagen, wie der heutige, aus dem Schrank kam, die umfangreiche Kaffeekanne, denn von den modernen Maschinen hatte der Major nie etwas wissen wollen, den großen Napfkuchen der auch zu Ehren des Geburtstags gebacken war. Auf den Wink der Großmutter rückte sie jetzt das Kaffeetischchen in die Nähe des Erkers; Klotilde mußte von ihrem niedrigen Platz aufstehen und wand sich mit einer elastischen Bewegung um den Tisch herum, auf dem Stuhl Platz zu nehmen, den Agnes ihr auf die andre Seite desselben hingestellt hatte. Sie lachte fröhlich auf, als sie die ängstliche Miene gewahrte, mit der die Majorin mit beiden Händen den Tisch festhielt.

„Ich bin wahrhaftig nicht mehr so wild,“ versicherte sie treuherzig, „sonst kam mir's freilich nicht darauf an, ein halbes Dutzend Tassen zu gefährden, wenn der Kaffeetisch mir nicht aus dem Wege ging, aber neuerdings habe ich die Schuld von Porcellan und Glasscherben, die mir auf dem Gewissen lag, nicht vermehrt. Ich bin ganz furchtbar ernsthaft geworden, besonders seit gestern,“ setzte sie hinzu und dabei fluthete ein wahrer Lichtstrom jugendfroher Laune aus den lebhaften blauen Augen des Mädchens, und widerlegte lächelnd dessen Versicherung.

Wohlgefällig blickte die alte Frau sie an und in

Agnesens kindlich ahnungsvoller Seele ging mit dem plötzlich erwachten Blick für Klotildens seltene Schönheit auch der Glaube an den machtvollen Zauber derselben auf.

Ihre Bewunderung blieb stumm, aber sie trug Klotilden in eine Sphäre hinauf, in die sie ihr nur mit Blicken und Gedanken, keineswegs aber mit dem Verlangen, sich ihr nachzuschwingen, zu folgen vermochte. Ueberhaupt, seit die erste Freude des Wiedersehns verflogen und jene Bewunderung an ihre Stelle getreten war, machte sich plötzlich der Unterschied der Jahre geltend, den die gemeinschaftlichen Kinderspiele halb ausgeglichen, den die Erinnerung daran verwischt hatte und der jetzt die vierzehnjährige Schülerin von dem hoch und schlank aufgewachsenen jungen Mädchen trennte, das erwartungsvoll in das Leben blickte, dessen junges Herz in ahnungsvollem Hoffen unbekanntem Glück entgegenschlug.

Agnes wußte noch nichts von den bunten Zukunftsbildern, von den gaukelnden Schmetterlingsträumen, wußte nichts von der glänzenden Fata Morgana, die einer jugendlichen Phantasie die Welt bedeuten. — Sie wußte nicht einmal etwas von der unklaren Sehnsucht, die nach dem Lichtstrahl für das Chaos sucht, der doch nur dem Verständniß, nicht dem Verlangen entgegenleuchtet; wußte nichts von den vielfach verschlungenen Wegen, die durch das Labyrinth der Welt führen, sah nur den einen, blumengeschmückten Pfad der Jugend, dem Klotilde entgegen wandelte. Ein naives Erstaunen erfüllte sie, dieser gegenüber. Sie hätte immerfort sie ansehn, ihr zuhören mögen, aber sie fühlte wenig Veranlassung mitzusprechen. Die Saite hatte ausgeklungen, der sie einst hell in einander tönende Accorde entlockt. Sie stand noch auf der Stufenleiter der Kindheit, Klotilde hatte eben die letzte Sprosse überschritten und griff hinein in die goldenen Saiten der neuen Lebensharfe. Es war nur noch ein Echo der ehemaligen Kinderlieder, das jener daraus entgegentönte.

„Wie wird's denn aber mit Ihnen, Kindchen?"

Klotilde sprang auf und hielt der alten Frau den Mund zu, „Du! Du! liebe Großmama Triebenfeld, o soll ich denn in unserm Pfefferkuchenhäuschen auch eine Fremde sein, ich kann's nicht hören, daß Sie mich Sie nennen!"

„Es ist nur wegen der Baronin und weil die stolze Dame Dich doch wahrscheinlich nun unter ihre Flügel nimmt!" entgegnete die alte Frau.

„Na, die Flügel! Die einer hausmütterlichen Glucke wenigstens sind es nicht, höchstens ein Pfauenschweif, dessen äußerste Spitze ich ihr vielleicht nachtragen darf," meinte Klotilde; Agnes lachte herzlich auf.

„Naseweis!" drohte die Majorin, obgleich sie die Wahrheit der Schilderung im Stillen zugestehen mußte. Agnes servirte den Kaffee, der mächtige Kuchen wurde angeschnitten; nicht dünne Scheibchen, die einem unter den Fingern zerbrechen, sondern faßbare Stücke, wie's von Alters her in guter bürgerlicher Haushaltung Sitte ist, und Denen man's ansieht, wie gern sie gegeben werden.

Klotilde nahm sich kaum die Zeit, ihrem Appetit nachzugeben. Der Erzählungstrieb war mächtiger. Sie war gerade dabei, die Schätze der Kleiderkammer zu schildern und lachte über die, durch des Grafen Verständniß vereitelte Idee der Baronin, aus den alten Scharteken Festagsputz für ein junges Mädchen zusammenstoppeln zu wollen, als die Thür sich leise öffnete und Doktor Streit eintrat. Er kam, Klotilden abzuholen, die er auf ihre Bitte nach Lichtenau begleiten wollte, aber seine Miene verrieth mehr als eine Befriedigung darüber, eine wichtige Neuigkeit lag lesbar in seinen Zügen geschrieben.

„Was ist vorgefallen?" fragte Klotilde, „sollen Sie mich zurückrufen? Hat Frau von Neidhart gesiegt? Ist's nichts mit den neuen Kleidern, die Antonie Linden besorgen soll? Werde ich doch aus dem Antiquitätencabinet equipirt?"

Der Doctor schüttelte stumm den Kopf.

„Was haben Sie? verstellen Sie sich doch nicht,“ sagte die Majorin, „Sie erzählen's gerade so gern, wie wir's hören.“

Der Doktor holte tief Athem:

„Wir bekommen einen Gast, vielleicht schon heut Abend, das Telegramm sagte es nicht bestimmt, wann,“ platzte er heraus, „Manfred Sturm!“

Die jungen Mädchen jubelten:

„Manfred Sturm, wer ist das?“ fragte die Majorin.

„Ein himmlischer Liederdichter!“ rief Agnes.

„Er schreibt die schönsten Romane von der Welt!“ setzte Klotilde hinzu.

„Manfred Sturm, ist sein Dichtername,“ erklärte der Doktor, „er heißt eigentlich Freiherr von Ribnick und ist ein Verwandter, ein Lehnsvetter und zugleich ein Freund unseres Grafen. Stirbt die Linie Kronegk aus, so kommen die Ribnicks an die Reihe und in den Besitz der Kronegk'schen Güter, — aber der Freiherr ist unverheirathet und gewiß fünf, sechs Jahre älter als der Graf, der zwei Söhne hat, nach menschlicher Berechnung also — er hat freilich einen Neffen.“

Seine Auseinandersetzung schien die jungen Mädchen wenig zu interessiren.

„Haben Sie denn wirklich nie etwas von Manfred Sturm gehört oder gelesen?“ drang Klotilde in die Majorin.

„Kind, ich hab' überhaupt nichts gelesen, als in meiner Jugend die Nibelungen, Gott straf' mich, wenn ich von der Todtschlägerei noch viel weiß,“ sagte die Alte, „ich mag die ausgedachten Geschichten überhaupt nicht. Man grämt und schämt sich mit den Leuten und schließlich ist alles nicht wahr!“

„Großmutter, man würde sich nicht mitschämen und mitgrämen, wie Du sagst, wenn's nicht wahr wäre!“ ereiferte sich Agnes.

„Kiek in die Welt!" wies die Majorin sie ab, „ich lese den Kalender und das Gesangbuch, andere Bücher brauche ich nicht."

„Ich habe alle seine Romane gelesen und viele seiner Gedichte kenne ich auswendig," sagte Klodilde.

„Seine Romane wird Eckbert mir später vorlesen, er hat mir's versprochen," erzählte Agnes, „sehen möchte ich übrigens Manfred Sturm auch, wenn auch nur von Weitem," setzte sie schüchtern hinzu.

„Er wird nicht anders aussehen, als andere Menschen," meinte die Großmutter.

„Ein Dichter! Ein Gelehrter!" sagte Klotilde fast vorwurfsvoll.

„Aus dem Gelehrten mache ich mir vollends nicht," beharrte die Majorin in ihrem Widerspruch.

„Ich eigentlich auch nicht," gestand Klotilde, und Agnes nickte verständnißvoll.

„Er hat auch keine eigentlich gelehrten Sachen geschrieben," berichtigte der Doktor; „er hat wohl eine sehr vielseitige, aber keine gelehrte Bildung. Lesen Sie seine Reisebeschreibungen! Er hat freilich viel mehr von der Welt gesehen als ich, ich liebe das Reisen nicht, aber so viel allgemeine Kenntnisse von Länder- und Völkerkunde, als darin enthalten sind, habe ich auch. Er ist ein liebenswürdiger, gewandter Erzähler, weiter nichts; ich meine in seinen Büchern, ob er's im Leben ist, weiß ich nicht. Seit ich auf dem Schloß bin, seit zwölf Jahren etwa, hat er sich dort nicht sehen lassen, ist, glaube ich, meist im Auslande gewesen!"

„O, was wird er da alles erzählen können!" rief Klotilde aus.

„Wenn's nur wahr ist!" schaltete die Majorin ein, „Kinder, so ein Reisender kann sehr lügen!"

„Ob er wohl auf dem Monblanc gewesen ist?" fragte Klotilde, in Rückerinnerung an die Aussicht aus ihrem Fenster in Genf, auf den hohen König der Berge

und den seltsam geformten, in tausend Spitzen und Zacken auslaufenden Berg und Gletscherkette, die er majestätisch überragt.

„Auf dem Montblanc!“ wiederholte der Doktor abweisend, „sagen Sie lieber Himalaya!“

„Gott erbarm' sich, was ist das für ein Ding?“

Agnesens grüne Schulweisheit platzte mit der Erklärung heraus, aber dann erröthete sie lebhaft, beschämt darüber, daß sie etwas besser gewußt hatte, als die alte Frau, zu der sie in allen Stücken emporsah.

„Kinder,“ sagte die Majorin, nicht im Mindesten beschämt über ihre Unwissenheit; „Kinder, geht mir mit Euren Bergen und fernen Welttheilen, ich kenne nur einen Berg und das ist die Schneekoppe, und aus all den andern mache ich mir nichts. Von der Wohnstube meines Vaterhauses aus konnte man sie gerade sehen. Ich hatte sie vor Augen, als mein Alter und ich uns verlobten. Als ich sie so ansah, war mir zu Muth, als stände ich oben auf ihrem Gipfel, ich und mein Verlobter und als reichten wir nun gerade in den Himmel hinein. Ob Eurem Manfred Sturm auf seinen Riesenbergen wohl so zu Muth gewesen ist!“

„Es weiß ja keiner, ob er oben war, aber so viel ist gewiß, er ist so hoch hinaufgekommen, auf des Lebens Höhen, meine ich, daß er viel mehr gesehen haben muß, als sein eigenes Glück!“ rief Klotilde begeistert aus.

Die alte Frau sah sie überrascht an. In Klotildens ehrlichem Gesicht lag nichts von versteckter Absicht.

„So ein Dichter muß freilich größere Linien ziehen, als so ein einfacher Alltagsmensch,“ bemerkte sie freundlich, „je größer der Kreis, um so schwerer ihn auszufüllen; wie klein war meiner, wie leicht in ihm zu leben, wie kinderleicht, glücklich darin zu sein. Auch jetzt noch in der Müdigkeit des Alters, und nachdem so viele schon von mir gegangen sind!“

Klotilde war durch die einfachen Worte der alten Frau wunderbar ergriffen, so wie man's oft von einem einfachen Liede ist, weil Melodie und Worte harmonisch in einander tönen, und der Zauber reinen Empfindens, in dem Gesange widerhallend, jede Saite des Gemüths zum Mithineinklingen stimmt. Sie war aufgestanden und hatte ihren Hut geholt. Es war wohl auch Zeit, den beabsichtigten Gang anzutreten, aber sie stand noch immer zögernd vor der alten Frau, und sah sie mit Blicken überströmender Freundlichkeit an.

„Na, was ist los? was hast Du an der Alten zu sehen? Planst Du einen Angriff auf meine Haube?" scherzte die Majorin.

„Ach, Sie sind ja gar nicht alt, reden Sie doch nicht von alt sein, mit solchen Rosen auf den Wangen!" sagte Klotilde und streichelte zärtlich aber ganz sanft das runzliche Gesicht der alten Frau.

„Rosen! Spotte nur, Wildfang, über meine Landkarte. Wirst auch mal eine auf den Wangen haben," lachte die Großmama. „Schöne Rosen! Blühen höchstens noch mal in dunkelrother Gluth im Wintergarten der Alten, am warmen Ofen."

„Da blühen auch unsere Märchen auf!" sagte Klotilde. „Wissen Sie wohl, da im Lehnstuhl saßen Sie, wenn wir das Rothkäppchen aufführten. Sie waren die Großmutter, Eckbert der Jäger, Agnes das Rothkäppchen, ich der Wolf. Es war wunderhübsch!"

„Ja, aber Du heultest wie zehn Wölfe, nicht wie einer," sagte die Großmutter mit einigem Vorbehalt.

Klotilde lachte.

„Schade, daß wir nicht mehr so spielen können," meinte Agnes.

„Nicht doch, jetzt werden wir die Märchen erleben!" rief Klotilde aus, umarmte hastig die Alte, gab Agnes abschiednehmend die Hand und sprang davon.

Achtes Kapitel.

Es war doch noch eine rechte, echte Kinderseele in dem Mädchen, die den stahlkräftigen Gliedern erhöhte Spannkraft verlieh und den Wildfang immer wieder über die unklaren Ahnungen erwachender Jungfräulichkeit siegen ließ.

Sie vergaß, daß sie den Hut am Arm und die Handschuh in der Tasche hatte, als sie beflügelten Laufs den Fußsteg entlang der Straße zueilte. Der Doktor hatte Mühe, sie einzuholen und lachend sahen die Majorin und Agnes dem ungleichen Paar nach. Nach mancherlei Reden und Gegenreden setzte Klotilde nun doch den Hut auf und zog wenigstens einen Handschuh an, nun ganz ehrbar neben ihrem Begleiter her und dem vor ihnen liegenden Städtchen zuschreitend, das denn auch bald erreicht war. So ganz ohne Zeitaufwand läßt sich jedoch die Garderobe einer jungen Dame nicht besorgen, und wenn sie auch so einfach ist, wie Fräulein Lindens guter Geschmack und feiner Takt sie für Klotilde auswählte. Der Doktor hatte während dessen fast Krämpfe vor Ungeduld. Er zählte in der Wohnung des Fräuleins die Nägel in den Dielen, flocht die Franzen an der Tischdecke zu Zöpfen zusammen, besah Albums und guckte in alle Thüren und Schubladen, die unverschlossen waren, schimpfte laut und leise über

die Modethorheit der Zeit, beseufzte das viele Geld, das nun so auf einmal ausgegeben werden sollte, obgleich es nicht das seine war, und überlegte, ob ihm Frau Bertram wohl etwas von der Rebhühnerpastete aufheben würde, die es, wie er wußte, zum Abendbrot gab, oder ob die Gnädige, so nannte er die Baronin, die sehr streng jede Unpünktlichkeit rügte, wohl im Stande wäre, an ihm Klotildens Versäumniß zu rächen.

Als die Damen endlich zurückkehrten, trieb er mit einem Eifer zum Aufbruch, der Klotildens neckende Laune auf's Aeußerste herausforderte.

„Sie kennen die Gnädige nicht, sie nimmt es furchtbar übel, wenn man nicht zur Zeit da ist."

„Ach, ich fürchte mich nicht vor ihr, aber was nennen Sie zur Zeit, lieber Doktor?"

„Zum Abendbrot!" erwiderte er, und verrieth seines Herzens oder seines Magens tiefste Geheimnisse.

Klotilde lachte hell auf.

„Sie haben in die Töpfe geguckt, gestehen Sie, Herr Doktor!" rief sie übermüthig, „nun heraus mit der Sprache. Bin ich mit Ihrem Geschmack einverstanden, so wollen wir gehen!"

„Ach, dann komme ich schlimm an," rief er, „wo wird denn jemals eine junge Dame eingestehen, daß sie etwas gern ißt. Unsere jungen Damen sind viel zu sehr Mondscheinnaturen, irdische Nahrung widerspricht aller Aesthetik!"

„Ich werde Ihnen gleich das Gegentheil beweisen!" lachte Klotilde und der Doktor erschrak, denn er hörte in der Nebenstube Fräulein Linden verdächtig mit Tellern klappern. Es half ihm aber kein Widerspruch. Das Tischchen decke dich war fertig und mit Klotildens Lieblingsgerichten besetzt. Frisches Landbrod und Butter, Schweizer Käse, so schön, wie man ihn in der Schweiz kaum zu sehen bekommt, kalte Milch und schäumendes Bier zur Auswahl, kurz, ein Vesper oder Abendbrot,

so wenig wie nur möglich für eine Mondscheinprinzessin berechnet. Selbst des Doktors heimliches Seufzen nach der Rebhuhnpastete verstummte, und der Gedanke: ein Sperling in der Hand ist besser als zwei Tauben auf dem Dach, so wie Klotildens Appetit weckte den seinigen und gab ihm damit die verlorene gute Laune wieder.

„O, ich kenne Sie, mit Ihnen kann man sich immer verständigen, Herr Doktor!“ lobte ihn das Fräulein, „wie kommen Sie nur zu Ihrem Namen? Sie sind der friedlichste Mensch von der Welt!“

„Ja, er ist mit einem guten Butterbrot zahm zu machen,“ setzte Klotilde hinzu.

„Mein Name ist's gerade, der mich so friedfertig gemacht hat,“ behauptete der Doktor, „es ist nichts so unangenehm, als einen Namen zu haben, der einen bestimmten Begriff ausdrückt, er wird gleich auf unseren Charakter angewendet. So wie ich in meinem Leben nur einmal den Mund zu einem Widerspruch öffnete, hieß es gleich: natürlich, Du bist ja der geborene Streit. Ich habe mir nur erst deshalb den Widerspruch abgewöhnt, bis ich späterhin dahinter kam, daß man überhaupt am Besten durch's Leben kommt, wenn man sich accomodirt.“

„Den Verhältnissen, meinen Sie?“ fragte Antonie Linden.

„Und den Menschen, die unsere Verhältnisse machen,“ ergänzte er.

„Ich denke, der Graf ist eine viel zu vornehme Natur, um durch Herrschsucht seine Würde zu wahren,“ meinte das Fräulein.

„Gewiß, aber mich hat die Gnädige im Schlepptau!“ schämte sich der Doktor nicht einzugestehen, setzte aber dann, seinen Mißgriff bemerkend, hinzu: „Man muß das richtig verstehen. Sie hat mein Schicksal gemacht. Ich war ein armer, gemaßregelter Schullehrer; ein zweiter

Verweis brachte mich um meine Stelle und der Verweis schwebte in der Luft. Die Jungens parirten einmal nicht; geborene Revolutionäre natürlich, da schrieb ich an die Gnädige und sie sorgte für mich, ihren alten Freund und berief mich als Hauslehrer nach Kronegk."

Auf Kosten Joachims! Der Gedanke lag ziemlich nahe; Klotilde war zu harmlos, ihn zu fassen, Fräulein Antonie zu rücksichtsvoll ihn auszusprechen.

„Sie sind also ein alter Bekannter der Baronin?" fragte Klotilde neugierig.

„Ein Schulkamerad ihres Mannes, Nachbarskind mit dem wilden Neidhart, Sie wissen doch, er hieß der wilde Neidhart," berichtete der Doktor, der nichts so gern that als schwatzen und Geschichten erzählen, bei denen er sich dann immer selber steigerte und mitunter wohl vergessen mochte, wo die Wahrheit in's Gebiet der Phantasie hinüberspielte.

„Ein excentrischer Mensch, dieser Neidhart," fuhr er fort, „halb Lebemann, halb Romantiker, ging immer mit dem Kopf durch die Wand. Na, es war doch immer hübsch von ihm, daß er das junge, unbedachte Mädchen, das er entführt hatte, nun auch heirathete, mochten die Eltern sagen, was sie wollten."

„Aber Doktor!" warnte Fräulein Linden.

Der Warnungsruf wurde überhört.

„Eine Entführungsgeschichte!" rief Klotilde, „die Baronin hat sich entführen lassen, wundervoll! und das kam in der guten, alten Zeit vor!"

„Ja, damals war man noch romantisch," entgegnete der Doktor, durch die Rückerinnerung nicht minder erregt, als Klotilde durch die unerwartete Mittheilung; „Himmel und Hölle forderte man heraus, die Geliebte zu besitzen. Der wilde Neidhart, à propos, ich half ihm bei der Entführung und war Zeuge der heimlichen Vermählung; er setzte sein Stück durch, die Mutter weinte, der Vater tobte und raste, sehen Sie die Narbe hier,"

er deutete auf seine Stirn, „mein Versöhnungsversuch trug sie mir ein, ich flog die Treppe hinunter —“

„Ach, also daher!“ lachte Klotilde, „Sie thaten bisher so, als wäre sie im Duell erobert!“

„Discretion, Discretion!“ entschuldigte der Doktor die Unwahrheit.

„Sie geben uns eben einen glänzenden Beweis davon, wozu erzählen Sie nur diese Geschichte, die Ihrer Wohlthäterin nur schaden kann?“ zürnte Fräulein Antonie.

„O laß ihn doch, es ist ja so interessant,“ bat Klotilde, „und wir werdens ja nicht weiter erzählen.“

„Ich meine, sie taugt überhaupt nicht für ein junges Mädchen,“ fuhr das Fräulein fort.

„Weil Liebe d'rin vorkommt, ach denke doch, wie viel Liebesgeschichten habe ich schon gelesen,“ meinte Klotilde sorglos.

„Natürlich, wer überwacht denn heutigen Tages die Lectüre junger Mädchen,“ sagte der Doctor, „früher —“

„Lasen sie keine Liebesgeschichten, aber sie ließen sich entführen und spielten sie lieber gleich selber,“ spottete Klotilde.

„Sehen Sie, Doktor!“ sagte Fräulein Linden vorwurfsvoll.

Jetzt wurde dem Doktor die Sache bedenklich. Er schlug sich mit der flachen Hand auf den Mund. —

„Donnerwetter!“ sagte er, „ja, da habe ich mich glücklich verplappert. Wie kam ich auch auf die alte vergessene Geschichte! O Kindchen, Kindchen, Sie werden mich nicht unglücklich machen! Fräulein Linden verräth nichts, das weiß ich, aber Sie, Sie sind so unbesonnen, so übermüthig, junge Mädchen sind so plauderhaft,“ er wischte sich die Stirn, Klotilde lachte, „wahrhaftig, wie kam ich nur darauf,“ fuhr der Doktor fort, ja so, ja so, jetzt versteh ich, es war wegen des Schlepptaus. Ich wollte eine Definition von dem Schlepptau geben. Sehen Sie, das Schlepptau ist Dankbarkeit, ist

Klugheit, ohne die Gnädige kam ich nicht nach Kronegk, ohne sie wäre ich, seit die jungen Grafen aus dem Hause gegeben wurden, nimmer dort geblieben. Ich kann ihr nichts von dem nehmen, was sie hat, auch wenn ich die Entführungsgeschichte auf offenem Markt ausrufe. Sie war übrigens ihrer Zeit bekannt genug, aber es ließ sich vertuschen. Wie gesagt, Neidhart war ein wilder Mensch und die Baronin nicht seine erste Liebe. Es hatten schon ähnliche Geschichten gespielt und erst kurz zuvor eine mit einem Mädchen unter seinem Stande, da wurde aber keine Heirath daraus, das ließ sich denn so unter einander vermengen —"

„Aber Doktor, ich dächte, wir hätten genug davon!" mahnte Fräulein Antonie.

„Gleich, gleich, ich wollte nur sagen," fuhr der Doktor fort, „daß also Niemand mit Bestimmtheit gerade von der Entführung wußte. Was man darüber mit Gewißheit erzählen konnte, war: daß die stolze freiherrliche Familie die Verbindung nicht hatte zugeben wollen."

„Warum denn nicht? sie ist ja auch aus vornehmer Familie!" warf Klotilde dazwischen.

„Freilich, freilich," bejahte der Doktor mit einer gewissen Hast, „sogar verwandt, sagten sie, aber arm, eine arme Verwandte, Sie wissen ja, wie das so ist, und wie so eine angesehen wird."

„Ich wundre mich nur über eins," sagte Klotilde, „daß sie überhaupt diese Leidenschaft erregt hat. Wenn ich der wilde Neidhart gewesen wäre, ich hätte sie nimmer entführt!"

„O, sie war aber wunderhübsch!" rief der Doktor.

„Sie ist aber eine kleine Seele!" behauptete Klotilde.

„Ach, wer denkt denn viel an Seele bei einem Mädchen von kaum achtzehn Jahren!" fuhr der Doktor fort, „und sie war schön, sie ist noch eine hübsche alte

Frau; weit und breit hieß sie die schöne Waldblume; aber die Prachtaugen, die sie hatte, kann man sich doch nicht mehr denken; der Blick ein Flammenstrahl und dann wieder so weich und sanft und eine Hingebung in ihrem Wesen, ein zweites Käthchen von Heilbronn, sage ich Ihnen."

„Wo ist's geblieben, das Käthchen?" fragte Klotilde, über den Enthusiasmus des Doktors lachend.

„Es war vielleicht nur eine gut gespielte Rolle," meinte Antonie Linden, „ich glaube nicht, daß eine Käthchennatur sich so verändert."

„Ich auch nicht," platzte der Doktor heraus, „aber wer kann da gleich den Schein von der Wahrheit sondern. Man kauft immer die Katze im Sack, wenn man heirathet. Sie und ich, wir beide haben's deshalb auch nicht gethan!" schloß er, sich an das Fräulein wendend.

„In Beziehung auf mich irren Sie sich sehr, lieber Doktor, und ich glaube, in Beziehung auf sich selber sprechen Sie die Unwahrheit," sagte Fräulein Linden, „übrigens," fuhr sie nach diesem kleinen Seitenhieb in ihrer ruhigen Weise fort, „wollen wir doch, wenn wir der Frau Baronin die Käthchennatur absprechen, nicht hinzuzufügen vergessen, was Sie wohl auch wissen werden, lieber Doktor, daß Ihr wilder Neidhart kein Graf Wetter vom Strahl, sondern daß er ein Trinker und Spieler war, und daß auch das sanfteste Käthchen nicht zu ihm: mein hoher Herr gesagt haben würde."

Klotilde lachte hell auf.

„Es giebt Bilder, die man am besten thut, gar nicht zu betrachten, wenn's aber geschieht, dann doch von beiden Seiten," fuhr Antonie fort, ihrem Unwillen über des Doktors ungehörige Mittheilungen Luft machend.

Der Doktor affectirte tiefe Reue.

„Ich weiß nicht, wie ich auf die alten Geschichten

kam," sagte er, über sich selbst den Kopf schüttelnd, „so viel ist gewiß, meiner dankbaren Verehrung für Frau von Neidhart thun sie keinen Abbruch. Keine Rose ohne Dorn, kein Mensch ohne Fehler, man accomodirt sich, wenn man sie nicht bekämpfen kann. Gott im Himmel, es muß einer mit dem anderen Nachsicht üben, ich schelte keinen Menschen seiner Mängel wegen."

Klotilde hatte inzwischen ihren Hut geholt und damit das Zeichen des Aufbruchs gegeben.

„Laß Dir keine Klatschgeschichten von dem alten Schwätzer erzählen," raunte Antonie ihr beim Abschied zu. Klotildens Gesicht schien nicht gerade Erfüllung dieser Bitte zu versprechen, obgleich sie dazu genickt hatte. Sie trieb übrigens jetzt ihren Begleiter zur Eile, da ihr plötzlich einfiel, daß inzwischen wohl der Freiherr angekommen sein könnte und jeder Aufschub dieser interessanten Bekanntschaft ihr wie eine Versäumniß vorkam.

Neuntes Kapitel.

Der Doktor vermochte es kaum ihr zu folgen, so rasch schritt sie vorwärts. Die Sonne sank langsam herab, warf Gold und Purpur auf die Wellen des Stromes und träumerische Schatten auf den Weg, als sie die Lindenallee erreicht hatten und auf dem, neben der Chaussee hinlaufenden Sommerwege dahinschritten, umweht von der köstlich frischen Abendluft, zahlreichen Spaziergängern begegnend, die nach des Tages Mühe und Arbeit Erholung draußen gesucht und nun noch vor einbrechender Dämmerung in die städtische Behausung zurückkehrten.

Da rasselte ein Wagen hinter ihnen her, eine Extrapost, wie es schien, Klotilde blieb stehen.

„Wenn's Manfred Sturm wäre!“ sagte sie erwartungsvoll.

„Das würde uns wenig helfen, denn wir kennen ihn nicht,“ meinte der Doktor, „und wir thun deshalb besser, weiter zu gehen, denn wir können doch den Wagen unmöglich anrufen und den Fremden nach Stand und Namen fragen.“

„Nein, aber ich will wenigstens so viel Muße wie möglich ist, haben, um ihn zu betrachten, ich denke, ich sehe es ihm an, ob's Manfred Sturm ist,“ sagte Klotilde, setzte sich auf einen der Chausseesteine am Wege, nahm den Hut ab, um durch den die Stirn

bedeckenden Schirm desselben nicht am Sehen gehindert zu sein und schien entschlossen, den sich nähernden Wagen zu erwarten.

Der Doktor trippelte ungeduldig hin und her, Klotildens Aufforderung, sich neben sie zu setzen, mit Entrüstung ablehnend: „Was denken Sie, ich werde mich in der Abendluft auf einen feuchten Stein setzen, davon kann man den Tod haben! Wir verspäten uns auch unnütz," fuhr er etwas übellaunig fort, „ich war ein rechter Thor, mich zu der Begleitung herzugeben. Heut zu Tage wird man um seiner grauen Haare willen nicht mehr respektirt. Ich gehe nie wieder mit einer jungen Dame der heutigen Zeit in die Stadt."

„Aber lieber Herr Doktor, eine junge Dame aus der alten Zeit können Sie doch nicht chaproniren, die wäre doch mittlerweile auch alt geworden. — So accomodiren Sie sich doch, Sie verstehen's ja so prächtig," höhnte Klotilde mit verstelltem Ernst; „der Wagen ist gleich da, nur einige Augenblicke noch Geduld, nachher gehe ich um so rascher."

„Um Gotteswillen, ich kann so schon nicht mit," klagte der Doktor.

Inzwischen hatte sich der Wagen genähert.

„Es sitzen zwei Herren darin, Manfred Sturm ist es also nicht!" triumphirte der Doktor.

Das schöne, junge Mädchen, in nachlässiger Grazie auf dem Chausseestein sitzend, die Hände gefaltet über dem Knie ruhend, den hübschen Kopf mit den üppigen blonden Flechten, die in ihrem goldenen Schein wie eine hellere Abschattirung des Abendsonnenstrahls aussahen, etwas neugierig vorgebeugt, die ganze Gestalt umflossen von Abendroth, das gab ein Bild, wohl geeignet, die Aufmerksamkeit der Vorüberfahrenden zu erregen. Beide Herren wendeten auch ihre Blicke demselben zu.

Der ältere griff unwillkürlich nach der Lorgnette —

„Wahrhaftig, Klotilde!" rief der jüngere überrascht, und eins seiner langen Beine über die Wagenthür auf den Tritt setzend, rief er dem Postillon ein Halt zu, zog das andre nach und sprang noch während des Fahrens vom Wagen herunter. Klotilde erhob sich langsam, neugierig zu dem jungen Mann emporblickend, der groß und schlank wie ein Mastbaum, sie wohl noch um eine halbe Kopfeslänge überragte, und zwar unverkennbare Freude in den Zügen, dennoch halb verlegen vor ihr stand, als könne er das richtige Wort der Begrüßung nicht gleich finden, oder sei unsicher, ob seine Blicke ihn auch nicht getäuscht, die, während sie auf der schönen Erscheinung ruhten, immer heller in stummer Bewunderung aufleuchteten.

„Graf Konrad!" rief der Doktor und löste den Zauber.

„Ich erkannte Sie gleich, aber ich traute meinen Augen nicht," sagte jetzt Klotilde, dem ehemaligen Spielgefährten die Hand reichend, und durch seine Verlegenheit an die Veränderung gemahnt, die mit beiden vorgegangen, auch wohl der Winke gedenkend, die Frau von Neidhart ihr gegeben, trug sie dem allen mit rascher Gewandtheit Rechnung, indem sie das ehemalige trauliche Du als nicht mehr zeitgemäß verbannte, im übrigen aber den vertraulichen Ton der Kindheit beibehielt.

„So zu wachsen!" sagte sie, „aber Ihr Kindergesicht haben Sie noch!"

„Aber doch hoffentlich kein Mädchengesicht mehr?" entgegnete er, allmälig seine Schüchternheit besiegend, und deutete mit einem Anflug naiver Befriedigung auf den dunklen Schatten auf seiner Oberlippe.

„Wahrhaftig, schon etwas Bart! Ich habe nicht gedacht, daß Sie jemals einen Bart bekommen würden, Konrad," sagte Klotilde lachend.

„O,“ sagte er fast ärgerlich, „ich schäme mich recht, daß ich solch zahmer Junge war!“

„Und ich solch wildes Mädchen,“ unterbrach ihn Klotilde, „wir haben einander nichts vorzuwerfen und wollen die Rollen nun tauschen!“ Sie nickte ihm freundlich zu, er wurde dunkelroth. —

„Wie wird's, meine jungen Herrschaften, bleiben wir auf der Landstraße?“ fragte jetzt eine wohlklingende Stimme mit dem Ausdruck gutmüthigen Spottes. Sie gehörte dem alten Herrn, der, seinem jungen Reisegefährten auf dem Fuß folgend, der Begrüßungsscene beigewohnt hatte.

Konrad stammelte eine Entschuldigung, während dessen hatte Klotilde mit raschem Blick die neue Erscheinung überflogen. Der alte Herr hatte nichts Auffallendes in seinem Aeußern. Er sah aus wie ein Gentleman, und das ist schließlich das Beste, was man von dem Aussehen eines Mannes sagen kann. Ein paar kluge, freundliche Augen erwiderten ihren Blick und blieben auf ihr haften, als sie die ihren rasch wieder Konrad zuwandte. Er mochte wohl sechszig Jahr, auch darüber alt sein, jedenfalls sah er viel älter aus als der Graf, der kaum über die Mitte der Fünfziger hinaus war. Eine mittelgroße, behende Gestalt, erschien er neben dem hoch aufgeschossenen jungen Grafen fast klein. Sein Haar war stark ergraut, an den Schläfen schon weiß, seine Gesichtsfarbe gebräunt, ein starker Vollbart deckte Oberlippe und Kinn. So viel hatte Klotilde mit jenem ersten Blick wahrgenommen.

„Darf ich den Herrschaften einen Platz in meinem Wagen anbieten? ich setze voraus, daß Sie nach Kronegk wollen,“ sagte der alte Herr freundlich, „ich bin der Freiherr von Ribnick,“ stellte er sich dann selbst vor.

Klotildens Augen leuchteten auf. Also richtig, Manfred Sturm! Sie sprach es nicht aus, aber ihre

Mienen verriethen die freudige Genugthuung, die sie empfand.

Das Anerbieten wurde angenommen. Fast mit einiger Befangenheit nahm Klotilde neben dem Dichter Platz, sich jetzt selbst erst bewußt werdend, daß sie sich allerhand Vorstellungen von ihm gemacht, die zum Theil paßten, zum Theil nicht, daß sie sich schon vorher in einen bestimmten Zusammenhang mit ihm gebracht, was für den Augenblick ihrer Natürlichkeit Abbruch that. Aber das dauerte nicht lange. Der Freiherr war unbeschreiblich einfach in seinem Wesen, er hatte die dem Alter so selten verliehene, und deshalb doppelt liebenswürdige Gabe, sich in jugendliche Interessen hineindenken zu können, er schweifte nicht ab mit seinen Gedanken, die sich leicht durch die Umgebung fesseln und beschäftigen ließen, und die er rasch und lebendig, aber ohne Prunk auszudrücken wußte. Sie waren noch nicht zehn Minuten zusammen gefahren, so war die Unterhaltung in vollem Zuge, so war Klotilde ganz wieder sie selbst, war das unbefangene, natürliche junge Mädchen, mit dem Herzen auf der Zunge und den blitzschnell wechselnden Eindrücken, die ihre Miene belebten und in leuchtenden Funken aus den Augen sprangen, ehe sie noch Form und Gestalt eines klar empfundenen Gedankens gefunden hatten.

Der Doktor schüttelte den Kopf; Konrad, der neben dem Kutscher saß, vergaß es, wie sonst Konversation mit dem treuen Diener zu machen, der Freiherr lächelte zu den Kindergeschichten seiner schönen Nachbarin und ließ keine Lücke in der Unterhaltung aufkommen, die immer wieder an das Nächstliegende angeknüpft wurde und sich anmuthig um Alltäglichkeiten wand, wie ein Wiesenbach, der sich lieblich durch die blumengeschmückten Fluren schlängelt.

„Das war eine hübsche Fahrt!“ sagte Klotilde, so recht aus tiefstem Herzensgrund, als der Wagen jetzt

in das Dorf einbog und nur noch die letzte Wegestrecke, die Anhöhe hinauf, zurückzulegen war. „Das war eine hübsche Fahrt, freuen Sie sich nicht, Herr Doktor, daß ich meinen Willen durchsetzte und auf Manfred Sturm wartete?"

„Ja," sagte der Doktor, „man kann aber nie vorher wissen und berechnen, wie die Excentricitäten übermüthiger Mädchenlaune ablaufen!"

„Was war da zu befürchten?" fragte Klotilde erstaunt; „sagen Sie selbst, Herr Baron? War Konrad nicht dabei, so fuhren Sie ruhig vorüber und das Schlimmste, was aus meinem Unternehmen hätte entstehen können, wäre gewesen, daß ich mich nun den ganzen Weg über mit dem Doktor gezankt hätte, ob Manfred Sturm in dem Wagen gesessen oder nicht."

„Und wofür würden Sie gestimmt haben?" fragte der Freiherr, „für oder gegen Manfred Sturm?"

„Natürlich für," versicherte Klotilde, „aber mehr aus Instinkt als aus Ueberzeugung, denn gedacht habe ich Sie mir ganz anders, sowohl äußerlich, wie auch in Ihrem Wesen."

„So gewiß genialer, mit mehr romantischem Schwung, nicht wahr?" fragte der Freiherr neckend.

Klotilde schüttelte den Kopf. „Viel, viel weiter ab von unser einem," sagte sie gedankenvoll und setzte dann, zu des Freiherrn größtem Vergnügen, lebhaft hinzu: „Man merkt's Ihnen gar nicht an, daß Sie klüger sind, als wir, das habe ich nicht gedacht, aber das ist so sehr angenehm." — —

Auf dem Schloß hatten sie das Schmettern des Posthorns gehört, unter dessen meist mißtönendem und doch gern gehörtem Klang der Wagen in das Dorf unten einfuhr. Noch war der Wagen selbst nicht in Sicht, aber des Grafen freudige Ungeduld litt ihn nicht länger auf dem Balkon. Er begab sich zum Empfang des Freundes in die Halle hinunter, während Frau von

Neidhart noch ruhig auf ihrem Platz sitzen blieb, das Auge in die Ferne gerichtet, aber mit einer so träumerischen Unklarheit im Blick, die es ungewiß ließ, ob er auf äußeren Bildern oder auf solchen weilte, die in eine ferne Vergangenheit gehörten. Die alte Dame sah ganz besonders gut, fast jugendlich aus mit dem schwärmerisch in die Weite blickenden Auge. Sie hatte sehr sorgfältige Toilette gemacht, ein silbergrauer, feiner Wollenstoff umfloß sie in weichen Falten, das Spitzenhäubchen und der Kragen, der ihren Hals umschloß, mit Band von derselben Farbe garnirt, Spitzenmanschetten fielen über die weißen Hände, die in ihrer zarten Fülle durchaus nicht das Ansehen welken Alters hatten. Es lag eine würdevolle Einfachheit in dem Anzug und doch auch wieder ein Studium, das an Koquetterie grenzte, die man natürlich bei ihr nicht voraussetzte. Der wellige Scheitel des noch mehr blonden als grauen Haars sah sehr nach kunstvoller Anordnung aus und der feine Hauch von Röthe auf den Wangen war von so zweideutiger Zartheit, daß nur ein vollständig gutes Gewissen ihn unbekümmert zur Schau tragen konnte. Im Augenblick dachte sie aber wohl nicht an die Wirkungen ihrer Toilette, wenn überhaupt irgend eine dabei beabsichtigt war.

Sie dachte an ihre ferne, ferne Jugendzeit, an die Zeit, wo sie ein unschuldiges, sorgloses, glückliches junges Mädchen war, wo ein weißes Kleid und ein rosa Band genügten sie zu putzen, wo tausend Keime im Herzen schlummerten, von ihr selbst nicht gekannt, von Niemand bemerkt, geweckt, an's Licht gezogen zu schöner Blüthe, oder unterdrückt, als aus schädlicher Saat entsprossen. Wie ihr Auge so auf die in Dämmerung sich hüllende Landschaft schaut, verdichtet sich jene zu undeutlichem Nebel und es ist ein ganz andres, fremdes und doch ihr so wohl bekanntes Bild, das aus den wogenden Nebelmassen emporsteigt. Grüner Tannen-

wald so weit das Auge reicht und dort, wo eine Gruppe jung aufsprossender Bäume die Zweige fast bis zur Erde senken, hinunter auf das üppig grüne Kraut der Blaubeeren, dort sitzt auf der dunklen Moosbank ein junges Paar, sie kaum sechszehn, er nicht weit über achtzehn Jahr alt. Sie haben dort schon oft zusammen gesessen Morgens und Abends, je nachdem sie Zeit fand, sich den häuslichen Geschäften zu entziehen, und er dem Oheim, dessen Gast er war, entschlüpfen konnte. Sie haben da schon oft zusammen gesessen, mit einander geplaudert, gelacht, gescherzt, aber nie ist ein Wort von Liebe gesprochen, weiß Gott, ob sie so recht daran gedacht hatten. Dann kam's mit einem Mal wie Sonnenaufgang über beide.

Der Wind rauschte durch die Tannen, rothe Wolken zogen drüber hin, Sonnenstrahlen flammten durch das dunkle Grün und hüllten die schlanken Stämme und den blondhaarigen Mädchenkopf, der an einem derselben einen Stützpunkt gesucht, in helles Licht.

„Wie schön Du bist!" sagte er überwältigt von dem Anblick, „wie eine Madonna auf Goldgrund gemalt!"

„Ich lebe aber!" sagte sie energisch, und glühend schoß das Blut durch ihre Adern und goß Rosengluth über ihr Antlitz.

Mit dem Wort war der Zauber des Idylls gebrochen. Das Herz wurde sich seiner Rechte bewußt und das stumme, unklare Gefühl des Glücks kam zum Verständniß. Er lag zu ihren Füßen, er hielt sie umfaßt, Worte der Begeisterung strömten von seinen Lippen, Küsse, Thränen erstickten sie. —

Da knisterte es im Unterholz, da schlug ein Hund an, erschrocken sprang das Pärchen auf; es war sein Oheim, war ihr Vater, war der Herr und sein Förster, die das zärtliche Stelldichein unter den Tannen störten.

Die alte Dame schüttelte die Erinnerung ab.

„Kinderei,“ sagte sie leise, und während ein Lächeln über ihre Züge flog, setzte sie, stolz das Haupt erhebend, fast triumphirend hinzu: „Ich bin dennoch eine vornehme Dame geworden!“ —

Der Wagen rasselte die Rampe herauf. Der Tannenwald verschwand, mit ihm das Bild erster jugendfrischer Liebe. Nur die rothen Wolken am Himmel blieben; deuteten sie auf Sonnengluth, auf Sturm?

Frau von Neidhart erhob sich und schritt langsam durch den Saal auf den Korridor, dem Gast entgegen.

„Mein Freund und Vetter, Manfred Ribnick, liebe Mutter,“ sagte der Graf ihn vorstellend.

Sie stand vor ihm mit einem Lächeln der Begrüßung auf ihren Lippen, sie neigte leicht das Haupt und reichte ihm würdevoll die Hand entgegen; es war nichts auszusetzen an dem Anstand, mit dem sie das that und doch zuckte es leicht um die Lippen des Grafen und Herr von Ribnick sah sie fast betroffen an.

„Ich freue mich, Sie kennen zu lernen,“ kam die Dame einer Anrede seinerseits zuvor, „mein verstorbner Gemahl hat mir viel von Ihnen erzählt, Sie waren, so viel ich weiß, mit einander befreundet? —

„Wir waren einmal eine kurze Zeit Reisegefährten,“ entgegnete der Freiherr mit einem unwillkürlichen Lächeln, dabei gedenkend, wie theuer ihm diese Gemeinschaft zu stehen gekommen, und wie wenig von Freundschaft dabei die Rede gewesen war. „Später gingen unsere Wege sehr auseinander,“ fuhr er fort, „ich war viel im Auslande und die Nachricht von Neidharts Verheirathung mit Ihnen, gnädige Frau, eine Nachricht, die mir durch meinen Onkel aus Ribnickhausen zukam, war wohl das Letzte, was ich über seine Lebensverhältnisse hörte.“

Er hatte ganz unbefangen gesprochen und eigentlich nur etwas ganz Alltägliches gesagt, dennoch mußte

etwas in seinen Worten sein, was sie unangenehm berührte. Sie biß die Lippen auf einander und richtete sich stolz empor, sie wollte auch die Begrüßungsscene kurz abbrechend, ihn eben auffordern, ihr nach dem Salon zu folgen, da stürmte Konrad die Treppe hinauf. Sie ahnte nicht, daß er mitgekommen war, die Ueberraschung entriß ihr einen Ausruf der Freude, sie breitete beide Arme aus, und was sie auch vorher hatte vorstellen wollen, es reichte nicht hinan an das, was sie jetzt wirklich war, als sie den einzigen Sohn ihrer verstorbenen Tochter, das einzige, menschliche Wesen vielleicht für das ihr Herz in unbegrenzter Liebe schlug, in ihre Arme schloß.

Zehntes Kapitel.

Der vielfach bewegte Tag hatte seinen Abschluß in der langsam heraufziehenden Nacht gefunden. Auf dem Schloß herrschte Ruhe, nur hier und da zeigte ein helles Fenster, wie das oben in Klotildens Thurm, daß noch nicht überall dem Schlummer der Eingang gestattet war. Auch in Frau von Neidhart's Zimmer schimmerte noch ein matter Lichtstrahl, der aber die Konkurrenz mit dem Sternenhimmel wahrlich nicht aushalten konnte und sich schüchtern hinter den dunklen Vorhängen verbarg, die Frau von Neidhart fest zugezogen hatte, ehe sie ihrem Enkel, den sie noch zu sich beschieden, die Thür öffnete.

Ein plötzlicher Einfall war ihr gekommen, und rasch von Entschluß und That wollte sie nicht zögern denselben auszuführen, um so mehr, als die kommenden Tage einen Sturm von Geselligkeit bringend, eine ruhige Mußestunde zweifelhaft machten.

„Du sollst mir einen Dienst leisten, lieber alter Junge," sagte sie, in einem der Lehnsessel Platz nehmend und auf einen andern, dem ihren gegenüber stehenden deutend; „Du sollst meinen Geheimsecretär abgeben. Du weißt, ich schreibe nicht gern selbst Briefe, meine Finger werden schon steif und der Doktor, der mir das sonst wohl abnimmt, ist zu geschwätzig für Angelegen=

heiten discreter Natur. Da kamst Du mir grade heut wie gerufen. Willst Du, mein Goldkind, der alten Großmama helfen?"

Der junge Mann erklärte sich bereit. Er kannte die schwache Seite der Großmutter. Sie war, wie man das mitunter bei alten Damen findet, immer etwas mit der Orthographie im Zwiespalt und vermied es deshalb an fremde Personen zu schreiben. Da fühlte sie dann ihre Finger gelegentlich steif werden und hatte sich für solche Fälle den Doktor zum Privatsecretär herangezogen.

„Es betrifft eine Verwandte meines Mannes, es ist nicht viel an der Person; wir glaubten sie gut untergebracht zu haben. Nun schreibt sie an mich. Was sie will, kann ich nicht klar durchschauen und habe auch durchaus nicht Lust, mit mir anbinden zu lassen. Es ist doch nur ein Fischen im Trüben, und Du weißt, das liebe ich nicht."

Konrad nickte gedankenlos, ihn interessirte die Sache gar nicht.

„Es bedarf ja gar keiner Erklärung, liebe Großmama!" sagte er freundlich; „ich schreibe, was Du diktirst, und was ich nicht verstehe, geht mich nichts an."

„Nun so schreibe denn, mein Liebling," sagte sie zustimmend, sann noch ein paar Sekunden nach und fing ihr Diktat an:

„Keine Ueberschrift!" unterbrach sie Konrad, „das klingt so sehr unfreundlich."

„Es ist nur für den Fall, daß der Brief in unrechte Hände kommt," erklärte Frau von Neidhart, „diese Vorsicht geht von ihr aus, übrigens will ich auch nicht besonders ermuthigend schreiben, denn ich halte es im Interesse ihrer Angehörigen für unbedingt besser, sie bleibt wo sie ist."

„Wo ist sie denn?" fragte Konrad, dessen Mitleid erregt war und dessen Interesse nun erwachte.

„In Hamburg," entgegnete die Großmutter.

„Ich dachte schon über der See!" sagte Konrad mit leichtem Seufzer.

Die Großmutter nickte ihm verständnißvoll zu, ihr Auge schimmerte trübe. Stieg in dem Augenblick eine Ahnung von der Größe des Unrechts, das zu begehen sie im Begriff war, in ihr auf, so schlug sie dieselbe nieder mit den künstlich herausgeklügelten Gründen zur Rechtfertigung ihres Thun's, die hauptsächlich darauf hinausliefen, daß sie dem einen damit nütze, ohne dem andern zu schaden.

Er will ja nicht zurückkommen, er fühlt sich ja im Recht, ihm wird der Nacken steif, wenn er an den Vater denkt, soll er mit diesen Gesinnungen den unschuldigen Konrad anstecken? — so hatte sie sich hundertmal im Lauf des Tages vorgesagt. Er will ja keine Versöhnung, ich hindre also dieselbe nicht, ich mache nur diesen heimlichen Briefwechsel unmöglich. Sein gegenwärtiges Wohl hat er in die eigne Hand genommen, seine zukünftige Stellung ist gesichert, enterben kann ihn der Vater nicht, auch wenn er fern bleibt, ich kann also gar keinen andern Zweck verfolgen als den, Konrad vor ihm zu schützen, und das ist mein Recht, meine Pflicht — so argumentirte sie. Die falsche Klugheit, die egoistischer Liebe dienen mußte, beseitigte jeden aufleuchtenden Schimmer der Wahrheit als Bedenklichkeiten eines viel zu zart empfindenden Gemüths und der, unzählig oft im Leben der Menschen mißkannte und mißbrauchte Begriff der Pflicht, mußte auch hier herhalten mit selbstschmeichlerischen Verschönerungsversuchen eine offenkundige That des Unrechts in ein Opfer umzuwandeln, das sie trotz ihrer strengen Wahrheitsliebe, trotz ihres offnen Gemüths, mit Umgehung eines im Allgemeinen als gültig anerkannten Rechts, dem Wohl einer ihr sichtlich vom Himmel anvertrauten Seele brachte.

Keiner kennt die Gefahr, es kann sie keiner abwenden als ich; mein Schwiegersohn, wenn ich ihm den

Brief mitgetheilt hätte, würde dem armen Konrad diesen Briefwechsel verbieten, die Sache stände dann nicht anders als sie jetzt steht, nur daß ich dem Vater schweren Verdruß, daß ich Konrad bittern Kummer erspare; es ist und bleibt am besten, ich handle auf eignen Kopf, die Verantwortung übernehme ich, schloß sie die noch einmal in raschem Fluge der Gedanken in ihr auftauchende Erwägung, und Satz für Satz diktirte sie dem Enkel den Brief, der Joachim glauben machen sollte, Konrad weise die ihm dargebotene brüderliche Hand aus Gewissenhaftigkeit zurück. Mit innerer Genugthuung rief sie sich während des Diktats Konrads frühere Schriftzüge ins Gedächtniß zurück. Allerdings hatte seine Handschrift jetzt ein festeres Gepräge als damals, als Joachim fortging; die kindlich steilen Züge hatten eine gefällige Form, waren aber in dieser immer noch herauszuerkennen.

„Ich bin fertig, wenn Du nun unterschreiben willst," sagte Konrad und reichte der Großmutter das beschriebene Blatt hin. Sie las es langsam durch. Daß Konrads arglose Seele einen Verdacht faßte, war unmöglich. Nie im Leben würde es ihm eingefallen sein, die Großmutter einer Intrigue überhaupt, noch weniger eines so feindselig gegen Joachim gerichteten Verfahrens für fähig zu halten. Der Brief lautete wie folgt:

„Ich habe Deine Zuschrift erhalten, und füge mich, um Dir nicht zu schaden, dies eine Mal in die vorgeschlagene Heimlichkeit. Es öfter zu thun, verbietet mir mein Gewissen und die Rücksicht auf, Du weißt wen. Es schmerzt mich, dies schreiben zu müssen, mein Herz hängt noch an der alten Gewohnheit Dich zu lieben, aber so wie Du Dich zum Vaterhause gestellt hast, wäre es unverzeihlich von mir, wollte ich Deiner Renitenz Vorschub leisten. Die Jahre, die seit unserer Trennung verflossen, sind natürlich nicht ohne Einfluß auf meine Anschauungen geblieben, für Dich spricht nur die Erinnerung meines

Herzens, gegen Dich Vernunft, Ueberzeugung, Pietät. Trage diesen drei Empfindungen in mir Rechnung und Du hast mich wieder."

„Es ist gut so, schreibe ein K. darunter, das genügt," sagte Frau von Neidhart, ihrem Enkel das Blatt wieder hinreichend und als sie Konrads erstauntes Gesicht sah, fügte sie lachend hinzu: „Ich heiße Klementine, hast Du meinen Vornamen etwa vergessen?"

„Wahrhaftig, ich dachte in dem Augenblick, es sollte Konrad heißen," entgegnete dieser lachend und that wie ihm geheißen.

Er mußte nun auch noch die Adresse schreiben. H. M., Hamburg, post restante. Sie fixirte ihn scharf, als er es that, aber sie las nichts in seinen harmlosen Zügen, was auf eine Erinnerung an jene gefürchtete Henriette Moser deutete. Gehörte sie ja doch auch zu den selbstgeschaffenen Spukgestalten einer gefälligen Phantasie, die nur gelegentlich, und wenn's gerade in das Bühnenspiel des Lebens paßt, in die Scene gerufen werden.

Der letzte Schatten von Sorge war von ihrem Herzen gefallen, als sie Konrad entließ. Was in ihrer Macht lag, war geschehen, drohende Uebel von seinem Haupt abzuwenden, von jedem Unrecht sprach sie sich um der Absicht willen frei und noch weniger fürchtete sie eine Entdeckung. Sie war überzeugt, daß Joachim den Brief mit einem Fluch zerreißen und sich dann weiter nicht um Konrad kümmern würde. Dann war erreicht, was sie wollte, und was vorläufig zu erreichen war.

Ob und wann er wiederkam — das stand in Gottes Hand! So lange sein Vater lebt, gewiß nicht, sagte sie sich, und Gott sei Dank, sein Vater ist ein Riese von Mensch. Er kann noch lange leben und es wird noch viel Wasser über den Berg laufen, ehe Joachim hier in Kronegk gebietet.

Elftes Kapitel.

Heller Lichterglanz strahlte aus den Fenstern der untern Etage des Schlosses, die zwar im Sommer bewohnt, deren schöne Räumlichkeiten sonst aber nur zu großen Gesellschaften benutzt wurden. Heut nun hatte ein Ball, mit dem der Graf die Anwesenheit der Fürstin und ihrer Tochter feierte, die ganze Nachbarschaft sowie die Offiziere der umliegenden Garnisonen zu fröhlicher Festfeier vereinigt. Der schöne geräumige Gartensaal, beinahe die ganze untre Front des Gebäudes einnehmend und rechts und links in die Vertiefung der beiden Thüren auslaufend, die den vorspringenden Theil des Schlosses abschloß, war auf Frau von Neidharts Anordnung geschmackvoll mit Blumen und grünen Pflanzen dekorirt und blendend hell erleuchtet, gleich einem Feentempel inmitten grüner Waldeinsamkeit. Auf der Veranda zu der die Flügelthüren offen standen, sowie auf dem Balkon der Beletage, brannten bunte Lampions und der Lichtschimmer, der von da aus über die grünen Rasenplätze floß, mit dem bleichen Glanz des Mondes, dem flimmernden Aufleuchten der Sterne verschmelzend, machte einen wunderbar schönen magischen Effekt. Zu ihm stimmte das tiefe Schweigen der Natur, während drinnen die Musik rauschte und helle Stimmen in fröhlicher Unterhaltung durcheinander klangen. Jugendliche Mäd-

chengestalten in eleganten frischen Toiletten schwebten durch den Saal, glückliche junge, auch schöne Gesichter spiegelten den Frohsinn der Stunde in lächelnden Blicken wieder, bewundert, umschwärmt, bekrittelt und bewacht, je nach dem mehr oder minder empfänglichen, arglosen oder eifersüchtigen und mißtrauischen Sinn derer, die handelnd oder beobachtend ihre Rolle in dem bunten Drama spielten. Der Tanz übte seinen Zauber auch auf die Nichttanzenden, wenigsten auf einen großen Theil derselben und der Gartensaal gewährte mit seinen Nischen und Estraden trauliche Plätze genug, die das Zusehn gestatteten ohne zu geniren oder genirt zu werden. In den Nebenzimmern waren die Spieltische arrangirt und zum Theil besetzt worden. Auch dort hatten sich verschiedene Gruppen gebildet, wie eigne Stimmung oder Laune des Zufalls sie zusammengeführt und manche ernste Unterhaltung fand Raum neben dem Wogen und Treiben der jugendlichen Lust und Freude, Unterhaltungen, zu denen die politische Zeitströmung des sturmdrohenden Jahres 66 den Stoff hergab, und in denen die verschiedenartigsten Ansichten und Anschauungen Ausdruck fanden. Frau von Neidhart war in ihrem Element. Sie verstand es vortrefflich, die Wirthin zu machen, den Blick unbemerkt überall zu haben und doch für jeden Einzelnen in liebenswürdiger und gehaltvoller Freundlichkeit zu sorgen. Gerade wenn recht viel Menschen sie umgaben, wenn alle Räume des Hauses geöffnet waren, das kostbare Silberzeug aus dem Verschluß kam und Glanz und Pracht sie umgab, dann fühlte sie sich auf der Höhe des Lebens, und in Harmonie mit ihrem innersten Empfinden. Sie ging eben an einer Gruppe Herren vorüber, in deren Mitte der Freiherr von Ribnick stand. Sie hatte heut wieder das zarte Roth auf den Wangen, und die Augen leuchteten als wollten sie der Jahre spotten, die an ihren Blicken vorübergezogen, ohne daß sie vermocht hatten, den Glanz derselben zu

trüben. Ihr Auge streifte Ribnick, ein fast triumphirendes, fast herausforderndes Lächeln glitt über ihre Züge, dann wandte sie das Antlitz weg, sprach ein paar Worte mit einem der Herren und ging in das Nebenzimmer.

„Was hat sie mit Ihnen, Ribnick?“ fragte einer der Herren, „sie sah Sie an, als wollte sie sagen, ich habe die Wette gewonnen, offenbar triumphirend.“

„Ich fühle mich unschuldig an diesem Triumph,“ entgegnete der Angeredete, „den Blick habe ich bemerkt, aber die Sprache nicht verstanden.“

„Sie lassen sich lieber von jungen Augen etwas vorerzählen,“ neckte ihn ein Anderer.

„Noch lieber von jungen Lippen,“ gab Ribnick zu, „oder, wenn Sie wollen, von jungen Gemüthern. Sie sind so reizend offenherzig und dabei so reich und so uneigennützig wie der Frühling, der seine Gaben auch ohne Ansehn der Person Jedem zu Füßen streut. Ich versichere Sie, ich lebe ordentlich auf mit den beiden allerliebsten jungen Mädchen, der kleinen enthusiastischen Durchlaucht und dem frischen Naturkind der Klotilde Schlehen. Es ist nicht zu sagen, welch liebenswürdiger Unsinn und welche Funken von Weisheit in dem jungen Köpfchen stecken!“

„Ja und hübsch sind sie alle Beide, besonders Fräulein von Schlehen. Die kleine Durchlaucht sieht mehr piquant aus. Wirklich schön sind an ihr nur die großen dunkeln räthselvollen Augen,“ sagte enthusiasmirt einer der Herren, der Landrath des Kreises.

„Die Hauptsache bleibt immer die Jugend,“ entschied ein Anderer.

„Des Lebens Mai blüht einmal und nicht wieder,“ deklamirte ein Dritter.

„Den Damen hilft wenigstens noch die Toilette, sieht Frau von Neidhart nicht magnifique aus, trotz ihrer sechzig Jahre! Sie muß einmal wunderhübsch gewesen sein.“

„Es ist aber lange her,“ warf ein Andrer ein.

„Sehr lange,“ bestätigte Herr von Ribnick.

„Haben Sie sie in ihrer Jugend gekannt?“ fragte der Landrath und setzte ohne die Antwort abzuwarten hinzu: „Sie gehört ja wohl zu einer westphälischen Familie?“

„Die Neidharts sind am Rhein zu Hause,“ entgegnete der Freiherr.

„Ja, aber sie ist eine geborne Hofen von Waldau,“ sagte der Landrath.

„Ihre Schwiegermutter war eine Hofen von Waldau,“ berichtigte der Freiherr.

„Ganz richtig und sie ist eine entfernte Verwandte derselben,“ lautete die Gegenrede.

„Es giebt eine protestantische und eine katholische Linie der Familie und unsres Grafen Schwiegermutter gehört der ersteren an, die Eltern ihres Mannes, sowie dieser selbst, waren katholisch. So viel ich gehört, hat das auch Schwierigkeiten bei der Ehe gegeben. Neidharts haben durchaus die Verbindung nicht zugeben wollen, nachher spielte, so viel ich weiß, noch eine Entführung hinein. Der verstorbene Neidhart war ein toller Bursche.“

„Das mit der Entführung verwechseln Sie,“ meinte der Landrath. „Das war vor seiner Verheirathung mit Fräulein von Hofen-Waldau und die Leidenschaft, die zu dem unsinnigen Schritt führte, galt einem kleinen Landmädchen, so einer Förster- oder Amtmannstochter, glaube ich, jedenfalls war sie nicht von seinem Stande und ich denke mir, ohne dieses Vorspiel hätten die alten Neidharts die Heirath mit der ketzerischen Cousine nimmer zugegeben. Die stolze Dame söhnte sich wohl noch eher mit einer Ketzerin, als Schwiegertochter, denn mit einer Mesalliance aus. Sie war die hochmüthigste, adelstolzeste Dame, die ich je gekannt habe.

Im Saal brausten die Klänge der Musik auf's

Neue auf. Die Paare rangirten sich. Die Unterhaltung der Herren verstummte. Im muntern Takt des Walzers flogen die Tanzenden dahin, Klotilde mit Konrad, dessen Blicke mit Entzücken an seiner schönen Tänzerin hingen und der trotz der Schüchternheit seines Wesens so wenig seine Bewunderung verbergen konnte, daß sie ihm Jeder gleichsam an den Mienen ansah. Er tanzte, seinen noch etwas ungelenken Gliedmaßen entsprechend, noch nicht mit der Gewandtheit der meisten anderen Herren, aber Klotilde ersetzte den Mangel.

„Geben Sie nur meiner Führung nach, Konrad, dann wird's schon gehen," redete sie ihm freundlich zu, als er bei der Aufforderung seine Bedenken äußerte, „ich habe in der Pension immer als Herr getanzt und bin ganz sicher."

„Sie hatten auch bei unseren Spielen immer die Herrenrollen," sagte er, „es war doch eine glückliche Zeit und es ist schauderhaft, daß wir uns jetzt Sie nennen müssen. Ich glaube, ich hätte es auch nicht gethan, aber Sie fingen an."

„Ihre Großmama fand es schicklicher," erklärte sie.

Er zuckte die Achseln.

„Wir haben die Kinderschuhe ausgezogen," fuhr sie fort, „aber was ist an dem Du oder Sie gelegen! Sind wir der Kameradschaft entwachsen, so machen wir Freundschaft daraus."

„Sagen Sie nur noch ein einziges Mal Du," bat er und erröthete über seine Bitte.

„Du, Konradinchen," rief sie neckend aus. Er hielt sich die Ohren zu. Er ließ sich nicht gern daran erinnern, daß sie ihn in seiner Kindheit mit seinem mädchenhaften Wesen aufgezogen und dem entsprechend seinen Vornamen umgewandelt hatte.

Frau von Neidhart, die Beide scharf beobachtet, trat hastig auf den Doktor zu:

„Holen Sie Klotilde zu einer Extratour," gebot sie ihm. „Es ist nicht mit anzusehen, wie sie sich benimmt. Der arme Junge wird roth und blaß bei ihren Reden. Geschwind, Doktor, befreien Sie ihn von der Koquette, tanzen Sie mit ihr."

Der Doktor wehrte mit beiden Händen die Zumuthung ab. „Walzer und Polka! Selbst nach Ihrer Pfeife nicht, Frau Baronin," versicherte er.

„Ach, Sie sind zu nichts zu brauchen," sagte sie ärgerlich, „sehen Sie denn nicht, daß sie sich in die Familie einschmuggeln will, sie koquettirt mit beiden, mit Vater und Sohn."

Der Doktor starrte sie mit dem höchsten Erstaunen an.

„Haben Sie das etwa noch nicht gemerkt?" fragte sie höhnisch. „O, ich lasse mich nicht blenden durch die Schminke der Unbefangenheit, Sie sind Alle blind.

„Nicht doch," versicherte der Doktor treuherzig. „Blind gegen Schminke bin ich wahrhaftig nicht, aber sollte die junge Dame sich schminken! Wozu? Sie hat fast so schöne Farben wie die Frau Baronin selber." —

Frau von Neidhart maß ihn mit einem unsichern Blick, er hielt denselben mit der unschuldigsten Miene von der Welt aus — „Im Glück bleibt man jung," setzte er hinzu, „wir Andern haben mit der Ungunst des Schicksals auch die Last des Alters verdoppelt zu tragen."

„Glück, —" wiederholte sie, „bah; Sie sind glücklicher als ich, für was haben Sie denn zu sorgen?"

Zwölftes Kapitel.

Eine Pause im Tanz trat ein. Unterhaltung löste die Musik ab. Neben Klotilden saß der Freiherr. Ueberall hatten sich kleine Gruppen gebildet. In einer der Nischen, die von den Thüren gebildet wurden und die durch blauseidne Vorhänge, die aber natürlich jetzt zurückgeschlagen waren, vom Saal abgeschlossen werden konnten, nahm Frau von Neidhart Kour an, in der anderen war eine Riesenbowle aufgestellt und dorthin schlich der Doktor. Dort phantasirte eine Schaar junger und älterer Herren über die Möglichkeit oder Nothwendigkeit eines Krieges mit Oesterreich. Den Doktor schauderte. Er konnte kein Blut sehen; eine Gänsehaut überlief ihn, wenn er an Kampf und Tod dachte. Gott im Himmel, Krieg! der Feind im Lande, und das Leben auf dem Schloß fing gerade an, sich so anders zu gestalten; die beiden jungen Mädchen, Klotilde und Sascha, die lebenslustige Fürstin, ja selbst der alte Freiherr von Ribnick mit seinem feinen Verständniß für die Jugend trugen das Ihrige dazu bei, der harmlosesten Heiterkeit Eingang zu verschaffen und manchen Wechsel in das sonst so gleichförmige Getriebe des Tages zu bringen. Ausflüge in die Umgegend wurden unternommen, Gäste kamen und gingen, der Balkon oben oder die Veranda unten war der Sammelplatz

der Hausgenossen, und seit Konrads junge Freunde gekommen, nahm die allgemeine Fröhlichkeit noch eine erhöhte Färbung an. Es ist nicht zu leugnen, Klotildens Schönheit sowie ihr belebtes Wesen machten sie unwillkürlich zum Mittelpunkt des Kreises. Sascha mochte vielleicht Vielen eben so gut, Manchen besser gefallen, wer die rechte Saite in ihr anschlug, mochte überrascht sein von dem reinen und tiefen Ton, der als Echo widerklang, sie verschwand keineswegs in der Gesellschaft, sie füllte ihren Platz mit ruhiger, vornehmer Sicherheit aus, sie trug jedem Gespräch Verständniß entgegen, wenn auch in stillerer und ernsterer, doch immer in froher Jugendlaune Jedem zugänglich, — aber sie dominirte nie, wie Klotilde es ganz unwillkürlich, in anmuthigster Natürlichkeit und ohne jedes Herrschergelüst that. Der Zauber lag in ihrer sonnenhellen Heiterkeit und Gemüthsklarheit. Wer sucht denn nicht den Sonnenschein! Alt und Jung zieht dem wärmenden, leuchtenden Strahl nach. Der Graf hatte immer einen Zug zur Jugend. So wie er sonst still dem in seinem Hause sich entfaltenden Kinderleben gelauscht, gerade so stand er jetzt in dem jugendlichen Kreise. Er immer derselbe in seiner ernsten, ruhigen Haltung, aber sich innerlich erquickend an der überströmenden Lebensfülle. Die Jugend hat einen richtigen Instinkt, sie kennt ihre Freunde, und so wirkte des Grafen Anwesenheit, wenn auch nicht hervortretend belebend, so doch niemals störend, und wer an ihn herantrat mit dem offenen Vertrauen der Jugend, der konnte sicher sein, ihn zu finden. Gleichen Zug wie er zur Jugend hatte der Freiherr, aber bei diesem trat er in lebhafterer Weise hervor. Er war wirklich im höchsten Grade erfrischt und entzückt durch Klotildens anregende Persönlichkeit und zeigte es ihr und Allen unverhohlen. Warum sollte er nicht! Er gebrauchte nur das Vorrecht seines Alters, indem er der Jugend huldigte, die

ihm nur noch ein Traum, eine Erinnerung, ein umgeschlagnes Blatt im Buch des Lebens war, das im Zurückblättern noch einmal, vielleicht zum letzten Mal die Strahlen seines sonnigen Lichts über sein Empfinden goß. Noch war wenigstens nichts in seinen Gedanken und seinem Herzen gewesen, ihn zur Vorsicht und Zurückhaltung zu mahnen, und wenn er in der Rivalität mit all den jugendlichen Anbetern Klotildens den Vogel abschoß, so lag eben in seinem Siege mehr ein Recht des Alters, als ein, auf seine Persönlichkeit gegründeter Vorzug. Auch jetzt in der Tanzpause hatte er sich zu ihr gesellt. Er nahm ruhig den Platz neben ihr an, den einer von Konrads Freunden, auch ein angehender Student, inne hatte und vielleicht nicht sehr gern an den alten Herrn abtrat.

„Was Sie für eine elastische Natur sind," sagte der Freiherr zu Klotilden. „Sie sind den ganzen Tag von Frau von Neidhart herumgeschickt und beschäftigt worden, — ein Anderer wäre schon vor dem Tanzen müde gewesen, Sie kommen so frisch auf den Platz wie eine eben erblühte Rose, Sie tanzen mehr wie jede Andere, und wenn man sie jetzt aus dem Kerzenglanz in das volle Tageslicht stellen könnte, ich bin überzeugt, auch nicht ein Blättchen der Rose hängt matt darnieder."

„Von dem Vergleich mit der Rose abstrahirt, glaube ich, Sie haben Recht, Herr Baron," entgegnete Klotilde. „Ich bin nicht ein bischen müde und würde also auch nicht so aussehen, das ist ganz natürlich. Der Tanz macht mich überhaupt nie müde, man muß nur mit der ganzen Seele tanzen, nicht nur mit den Füßen, dann ist's mehr ein Fliegen! Haben Sie nicht auch gern getanzt, als Sie jung waren?"

„So bis zum Fliegen nicht," meinte er lächelnd. „Ich glaube, es ist da überhaupt ein Unterschied zwischen jungen Damen und jungen Männern. Für die ersteren liegt die Poesie des Tanzens im Tanz selber, in den

lockenden Tönen der Musik, in der rythmischen Bewegung nach derselben, im Glanz der Umgebung, selbst in der Freude an der hübschen Toilette, in der Aufregung vor, in der Plauderei darüber nachher, je unbefangener das Herz, um so größer die Freude am Tanz; wir schwerfälligen Männer bedürfen noch eines anderen Impulses, eines besonderen Interesses dabei. Uns lockt weniger der Tanz, als die Tänzerin."

„Ja, gut tanzen müssen die Tänzer auch," versicherte Klotilde, „ganz ohne Unterschied ist's bei uns auch nicht. Ich tanze lieber mit Eckbert als mit Konrad z. B."

„Aber es ist Keiner da, mit dem Sie vor allen Andern am liebsten tanzen?"

„Nein," sagte sie, „ich wüßte Keinen. Aber vielleicht kommt das noch!"

„Ja, ich glaube auch und dann wird die Poesie des Tanzes aufhören und das heitre Vergnügen einem anderen poetischen Traum dienen müssen, der auch wieder vergeht und in hundert Fällen vielleicht einmal Wirklichkeit wird," sagte der Freiherr ernst.

„Ich denke, das Leben ist Wirklichkeit, Träume sind eben nur für Träumer!" bemerkte Klotilde.

Er lächelte über die Antwort, die so charakteristisch aus dem leichtblütigen Geschöpf herausklang.

„Ich nenne aber auch nur die Wünsche, Hoffnungen, Erwartungen, die sich nicht verwirklichen, Träume," sagte er dann, „davon hat das Leben jedes Einzelnen Beispiele aufzuweisen, Träumer würde ich nur die schelten, die sich passiv zur Wirklichkeit verhalten und während sie phantastische Luftschlösser bauen, blind und thatenlos an dem Fleck grüner Erde vorübergehen, wo sich ein Haus hätte hinstellen lassen."

„Ja," sagte Klotilde und sah ihn verständnißvoll an, „das mag wohl wahr sein und für Viele passen, aber nicht für Alle. Ich zum Beispiel, wo ist denn

für mich der Fleck, ein Haus darauf zu bauen, ich muß doch warten, was mit mir geschieht und wo man mich hinstellt."

„Und während dem bauen Sie Luftschlösser?" fragte er.

Sie schüttelte den Kopf. „In Wahrheit, nein; was ich mir einzig und allein wünschen möchte, daß mein Vater und meine Mutter noch lebten, das kann ja nicht in Erfüllung gehen, und sonst habe ich nur einen Wunsch. Ich möchte nicht Gouvernante oder Lehrerin werden, wie Antonie."

„Wie Fräulein Linden, wiederholte er. „Sie macht aber den Eindruck, als habe ihr Beruf sie glücklich gemacht."

„Ja, ja," gab Klotilde fast ärgerlich zu, „aber sich sein ganzes Leben plagen, um im Alter nicht darben zu müssen, allein stehen in alten Tagen, ist das Glück?"

„Ich stehe auch allein," sagte er.

„Das ist etwas anderes, Sie sind doch kein Schulmeister," ereiferte sie sich.

„Und ihr macht das Unterrichten Freude," wandte er ein.

„Mir würde es keine Freude machen," erklärte Klotilde.

„Ist denn bei Ihnen davon die Rede, oder gehört dies Schreckgespenst in einen bösen Traum?" fragte er.

„Frau von Neidhart hat so Andeutungen gemacht, Gottlob, der Graf nicht und vom Grafen kann ich's nicht denken."

„Nun, dann beunruhigen Sie sich auch nicht darüber," sagte der Freiherr freundlich und nahm sich vor, nächstens einmal mit dem Grafen über dessen Pläne in Betreff Klotildens zu sprechen.

„Ich beunruhige mich auch nicht," versicherte sie, „ich denke überhaupt gar nicht über die Zukunft nach. Der Augenblick ist so schön, wohin ich sehe, Sonnen=

schein. Ich fange die Strahlen auf," setzte sie mit einem wunderschönen Aufleuchten ihrer Augen hinzu.

„Gott erhalte Ihnen diesen Zug zur Lichtseite des Lebens," sagte er gerührt.

„Haben Sie ihn nicht auch?" fragte sie, „in Ihren schönen Büchern und Gedichten habe ich ihn überall gefunden. Was schreiben Sie denn jetzt?" fragte sie plötzlich, von dem bisherigen Gegenstand des Gesprächs abspringend.

„Ja, das werde ich Ihnen schwer klar machen können," antwortete er, „diese letzte Arbeit meines Lebens, mein poetisches Vermächtniß an meine Leser soll in einzelnen Aufsätzen, in psychologischen Abhandlungen, und in aus Erfahrung geschöpften philosophischen Betrachtungen gleichsam ein Resumé geistiger Entwicklung enthalten. Im Anschluß daran aphoristische Betrachtungen über Literatur und Kunst und die Wirkungen beider auf die Menschenseele, in kurzer Uebersicht die historischen Erlebnisse der Zeit, und also auch auf politischem Gebiet eine Art Glaubensbekenntniß in übersichtlichen Zügen meinen Mitbürgern gewidmet."

„O Gott, wie gräßlich," rief Klotilde, in ihrer Gewohnheit des lauten Denkens ordentlich erschrocken über diese Arbeit aus, aber weit entfernt, sich durch das unwillkürliche Geständniß verletzt zu fühlen, lachte der Freiherr vielmehr auf das Herzlichste darüber.

„O, verzeihen Sie, aber es ist so schrecklich gelehrt," versuchte Klotilde ihren Schreckensruf zu erklären.

„Das erscheint Ihnen nur so," erwiderte er. „Im Grunde ist es weiter nichts als ein Rechenschaftsbericht, den ich mir selbst ablege, als ein Verfolgen des rothen Fadens der Bildung, der sich durch unser Geistesleben zieht und in das instinktive Empfinden Bewußtsein und Klarheit bringt. Bildung ist die Religion des Geistes, wie der Glaube die des Herzens ist, eins ohne das andere verfällt leicht in Negation oder Finsterniß, keins

kann des anderen entrathen, Empfindung und Gedanke müssen sich gleicherweise in den Gegenstand vertiefen. Man schöpft aber Gedanken nicht allein aus der Abstraktion, sie knüpfen sich an das Lebendige an, entspringen aus dem Quell des Lebens."

„So schreiben Sie Ihre Lebensgeschichte," sagte sie lebhaft.

„Nein, ich will nur gewonnene Resultate geben, nicht mich selbst?"

„Aber Sie selbst wären viel interessanter," behauptete sie.

Wieder sein herzliches Lachen. „Ich bin nicht so eitel, das zu glauben," meinte er dann „und übrigens," setzte er hinzu, „wird sich ja ein Zusammenhang zwischen dem Dichter und der Arbeit desselben herausfinden lassen für den, der sich für meine Arbeit interessirt."

„Haben Sie das Werk schon angefangen?" fragte sie, zwar wenig für die beabsichtigte Schöpfung eingenommen, aber doch unwillkürlich durch die Mittheilung interessirt, die die weite Kluft der Jahre in dem Augenblick als, der Dichter das blutjunge Mädchen in die geheime Werkstatt seines Schaffens führte, auslöschen zu wollen schien, und sie weit über den gewohnten Horizont ihres Denkens hinaushob.

„Vorbereitende Arbeiten habe ich bereits gemacht," beantwortete er ihre Frage, „und ich will zu diesem Zweck von hier aus nach Lüttchenstein, die reichhaltige Bibliothek des Herzogs, die er mir mit größter Liberalität zur Verfügung gestellt, zu benutzen."

„Dann werden Sie mit Sascha zusammen sein, o das freut mich, dann haben Sie doch gleich eine gute Bekannte dort und ich kann durch Sascha von Ihnen hören," rief sie lebhaft aus.

Der Freiherr verneigte sich verbindlich.

„Sie werden doch an den Hof gehen?" fragte sie.

„Ich werde es nicht ganz vermeiden können," er-

widerte er, und erzählte, daß ein Neffe von ihm, Egon von Ribnick, Gouverneur des Erbprinzen Arthur sei. Er sei früher preußischer Offizier gewesen, habe aber vor zwei Jahren durch einen unglücklichen Sturz mit dem Pferde den Fuß dicht über dem Knöchel gebrochen und da seitdem eine Schwäche in demselben zurückgeblieben, die ihn dienstunfähig gemacht, habe er zu einer anderen Carrière greifen müssen. Glücklicher Weise habe er studirt gehabt, ehe er Offizier geworden und so sei ihm auch nach vollendeter Erziehung des Erbprinzen sein Fortkommen gesichert. Herr von Ribnick schien sehr eingenommen von dem Neffen, er sprach warm von dem Charakter desselben und erwähnte im Laufe des Gesprächs bedauernd, daß Egon sich nicht der Landwirthschaft gewidmet, da er bestimmt sei, einmal Ribnickhausen zu übernehmen.

„Er ist als mein nächster Verwandter mein Erbe,“ setzte er hinzu.

„Ist Ribnickhausen hübsch?“ fragte Klotilde, die der Stammsitz des Dichters mehr interessirte, als der unbekannte Neffe desselben.

„Mir ist er lieb, mehr kann ich nicht darüber sagen,“ entgegnete der Freiherr. „Das Haus ist alt und zum Theil düster, die Gegend, wenn auch fruchtbar, doch flach. Uralte Bäume im Garten, ein See, der ihr Bild zurückgiebt und schöner Tannenwald, hier und da mit Laubholz untermischt, mitten in stiller Waldeinsamkeit die Försterei, zur Wald-Au genannt, das sind die Reize, deren Ribnickhausen sich rühmen kann; zu meines Onkels Zeiten war da ein origineller alter Kauz Förster, in dessen Gesellschaft ich als Knabe und junger Mann glückliche Stunden verlebte. Er ist leider längst todt und ein Anderer waltet an seiner Stelle.“

„Haben Sie viel Nachbarschaft? Mit wem gehen Sie um, wenn Sie in Ribnickhausen sind?“ fragte Klotilde.

„Eigentlich nur mit meinen Büchern, mit den Nachbaren wenig. Meist gehe ich hin, wenn ich der Ruhe und Einsamkeit zur Vollendung meiner Arbeit bedarf.“

„Ich denke es mir nicht schön dort, nicht romantisch,“ erklärte Klotilde.

„Ich könnte Ihnen einen sehr romantischen Punkt zeigen, und eine sehr ergreifende Geschichte dazu erzählen,“ entgegnete der Freiherr.

Klotilde horchte hoch auf.

„Nicht weit vom Hause, aber im Walde,“ erzählte der Freiherr, „ist eine Stelle zum Begräbnißplatz der Familie ausgerodet; die Tannen, heckenartig geschnitten, umschließen den Platz mit einer grünen Wand. Zwischen zweien dieser hohen schlanken Bäume ist die Eingangspforte. In der Mitte des Platzes senken Trauereschen ihre Zweige auf die dort befindlichen Gräber. Diese sind mit Epheu bedeckt, der ganze Platz ein Rasenteppich, im Frühling blau von Veilchen. Wilde Rosenbüsche drängen sich durch die dunkle Heckenwand und streuen Blumen in das Grün —“

„Und die Geschichte,“ unterbrach ihn Klotilde.

In dem Augenblick brauste die Musik los, Eckbert Triebenfeld kam, seine Tänzerin zu holen.

„Und die Geschichte,“ wiederholte Klotilde und zu Eckbert gewandt, sagte sie:

„Ich tanze ein andermal mit Ihnen, Eckbert, es wurde gerade so interessant.“

Der junge Mann trat mit piquirtem Gesicht zurück.

Augenblicklich erkannte sie ihre Unart, sprang auf und reichte ihm die Hand hin.

„Sie kennen ja von früher her meine Leidenschaft für Geschichten und Herr von Ribnick wollte mir eine erzählen —“

„Jetzt nicht und heut nicht,“ erklärte der Freiherr.

„Morgen also, um so besser, so habe ich die Ge-

schichte sicher und versäume die Polka nicht!" rief Klotilde fröhlich aus.

Ihrer anmuthigen Natürlichkeit war nicht zu widerstehen, Eckbert war versöhnt.

„Es wäre doch zu arg," sagte er, während er sie in die Reihe der Tanzenden führte, „wenn wir gar nicht mit einander getanzt hätten. Der Kinderfreundschaft wegen hat der Graf mich eingeladen und um dieses Tanzes willen habe ich eine Reise von dreißig Meilen gemacht."

Der Freiherr hatte sich von seinem Platz erhoben und sah Klotilden gedankenvoll nach.

„So jung, so schön, so arglos und ohne Falsch," sagte er leise, „und so alleinstehend in der Welt, was wird ihr Loos sein!"

Auf dem Blumentisch, neben dem der Freiherr stand, blühten Rosen in üppiger Pracht und Fülle. Es geschah ganz in Gedanken, daß er sich zu der einen hinneigte, die ihm besonders anmuthig entgegen lachte, und sie abbrach.

„Und der wilde Knabe brach's Röslein auf der Haiden," deklamirte Frau von Neidhart, die es mit angesehen, in spöttischem Ton.

„Die Rose blüht im Salon und es war nur Ungeschick des alten, zahmen Burschen, daß er sie brach," entschuldigte er sich, auf den Ton der Dame eingehend, „eine Travestie des frischen Naturliedes, nicht das Lied selbst, aber wir wollen sehen, wie wir die arme Rose mit ihrem Schicksal versöhnen," und sich vor Frau von Neidhart verbeugend, schritt er auf Klotilden zu und überreichte ihr die Rose.

„Nummer Drei!" sagte Frau von Neidhart spöttisch. „Sind sie Alle miteinander verrückt und verhext!"

Dreizehntes Kapitel.

„Was alte Herren oft für Glück haben," sagte Eckbert zu Klotilden. „Manfred Sturm erobert die Herzen im Sturm, sein Name ist auf aller Lippen, ich habe heut kaum ein Gespräch geführt, in dem er nicht vorkam."

„Ein Beweis für seine interessante Persönlichkeit," meinte Klotilde.

„Manfred Sturm und der Doktor theilen sich in den Vorzug der Beliebtheit," bemerkte Eckbert etwas boshaft.

Unrecht hatte er nicht. Wenn auch in ganz anderer Art, spielte der Doktor doch auch seine Rolle, bei der jungen Damenwelt. Er war eine in weiten Kreisen bekannte Persönlichkeit und genoß den Ruf, einer der gefälligsten, gutmüthigsten Menschen von der Welt zu sein. Seine freundlichen, einschmeichelnden Manieren schienen letzteres zu rechtfertigen, für ersteres sprachen die Thatsachen. Wer ein Glas oder einen Kuchenteller wegzusetzen hatte, wer sich nach einem Stuhl umsah oder nach einer wärmenden Hülle, kurz, wer irgend etwas brauchte und wünschte, konnte darauf rechnen, daß er zusprang und half. Dabei wußte er immer nette kleine Anekdötchen, gab sich zum Stichblatt harmlosen Scherzes her und forderte durch seine Schwärmerei für die gute

alte Zeit immer den neckenden Widerspruch der Jugend heraus. Seine Beliebtheit mußte Klotilde zugeben, dennoch sagte sie halb und halb entrüstet:

„Sie werden doch den guten, alten Faselhans, den Doktor, nicht mit dem Baron Ribnick vergleichen? Die Kammerdienerdienstfertigkeit des Einen mit der ritterlichen Galanterie des Anderen.“

„Nein,“ sagte er, „ich unterscheide den Ton wie das Echo, das jeder weckt. Ich beschuldige keine der Damen, daß sie für den Doktor schwärmt, wie jede Einzelne es für den Freiherrn thut. Selbst meine kleine Agnes verhimmelt, und wenn sie hätte in ein Mauseloch kriechen können, um ungesehen dem Ball beizuwohnen, sie hätte es hauptsächlich gethan, um Manfred Sturm in's geniale Antlitz zu schauen.“

„Sie war hier,“ flüsterte Klotilde. „Aber still davon. Ich bin in einer der Tanzpausen hinuntergelaufen und habe sie geholt. Ich nahm einen Mantel um und Niemand sah mich. Dann haben wir auf einem Blumentritt draußen vor jenem Thurmfenster gestanden und Sascha hat es zu machen gewußt, daß sie mit dem Freiherrn in den Thurm trat, und nun weiß die Kleine ganz genau, wie er aussieht. Nachher, als der Tanz begann, schlüpfte ich wieder hinein und schickte den Doktor zu Agnes, der den Tanz über bei ihr blieb und sie dann zurückbrachte, natürlich gewiß nur halbwegs, aber unter dem Mond- und Sternenhimmel wird sie sich nicht gefürchtet haben, das letzte Ende allein zu gehen. So hat sie doch auch ihr Vergnügen gehabt.“

„Wahrhaftig, Klotilde, Sie sind noch die Alte,“ sagte Eckbert, so recht aus Herzensgrund und sah sie treuherzig an. „Es ist aber wirklich eine Tollheit, so in der Nacht im Ballkostüm allein durch den Hohlweg zu gehen.“

„Nicht doch, was denken Sie, ich habe weder den

Hohlweg eingeschlagen, noch bin ich gegangen. Ich bin die Terrasse gerade hinuntergelaufen, unseren alten Weg, der auf den Fußsteig führt, in fünf Minuten ist man unten, und man begegnet dort keiner Katze oder höchstens ist's eine Katze, der man begegnet," setzte sie lachend hinzu.

Eckbert sah sie bewundernd an. Dieser kecke Streich brachte auf einmal die Kinderzeit zurück. Sein Verdacht, dies naturwüchsige Geschöpf könne in der Bewunderung der anziehenden Schriften des Freiherrn in enthusiastischer Schwärmerei den Dichter mit seinen Werken verwechseln, schwand auf einmal.

„Wahrhaftig, Sie sind famos, Klotilde," brach er los.

Sie legte den Finger auf den Mund.

„Daß Sie nicht schwatzen," sagte sie. „Der Doktor hat schwören müssen, Ihnen traue ich ohne Schwur. Es ist nur wegen der langweiligen Moralpredigten der Gnädigen. Für den Doktor habe ich jetzt eine Waffe, wenn er mir den Spiegel der guten, alten Zeit vorhalten will, gegen Frau von Neidhart darf ich sie aus Rücksicht für den Grafen nicht gebrauchen."

„St," machte er und legte nun seinerseits den Finger auf den Mund.

„Geheimnisse!" sagte Frau von Neidhart und glitt mit freundlichem Lächeln, während sie in scherzhafter Drohung den Finger hob, vorüber.

Die Beiden sahen einander lachend an. Wie in früheren Zeiten verständigten sie sich durch einen Blick, dann schlang er seinen Arm um sie und noch einmal so vergnügt als vorher mit ihr durch den Saal mehr fliegend, als tanzend, schien die letzte Wolke verschwunden, die ihm in dem so herrlich aufgeblühten Mädchen die Kinderseele verhüllt und das Wiedererkennen verwehrt hatte.

In der letzten Tanzpause vor dem Kotillon winkte Frau von Neidhart den Doktor an sich heran.

„Ich habe Konrad gesagt, daß er mit Prinzeß Sascha den Kotillon tanzen soll, der gute Junge weiß noch gar nicht recht, was sich schickt. Hören Sie nun, Doktor, ob sie ihm den Tanz zugesagt hat."

„Ich hörte davon sprechen, daß er ihn mit Fräulein von Schlehen tanzt," entgegnete der Doktor mit bedenklicher Miene, aber einem leichten Zucken um die Lippen, das wider Willen sein stilles Vergnügen entweder an der Sache selbst oder, daß er sie seiner gestrengen Gebieterin mittheilen konnte, auszudrücken schien.

Frau von Neidhart biß die Lippen aufeinander.

„Und wer tanzt mit der Prinzeß?" fragte sie gedehnt.

„O, unser Eckbertchen, das weiß ich ganz genau," berichtete der Doktor im harmlosesten Ton von der Welt.

„Unser Eckbertchen," wiederholte sie, „nennen Sie ihn meinetwegen so, wenn Sie, ich weiß nicht mit wem sprechen, mir gegenüber schickt sich das eben so wenig, als es passend ist, daß der unbedeutende junge Lieutenant die erste Dame aus der Gesellschaft zum Kotillon auffordert. Doktor, ich begreife Sie nicht, Sie wissen doch mit der Etikette in vornehmen Häusern Bescheid. Sie sollen so eine Art Ceremonienmeister sein, mein Schwiegersohn kümmert sich ja um nichts. Sie mußten es dem jungen Herrn sagen, daß sich das nicht gehört."

Der Doktor zuckte die Achseln.

„Sagen, ja Du lieber Gott, aber wie soll ich's durchsetzen, daß er darauf hört. Heut zu Tage ist so'n junger Lieutenant viel mehr als Unsereins, das tanzt und lebt locker und amüsirt sich und heirathet ohne nach Muttern und Vatern oder irgend wem in der Welt zu fragen, ja, gnädigste Frau Baronin, schlimme Zeiten, schlimme Welt! Als wir jung waren —"

Ein vernichtender Blick der Baronin schnitt ihm die Rede ab, dann ging sie auf Konrad zu, dessen Arm

sie nahm und leise auf ihn einsprechend, mit ihm durch den Saal ging.

„Er bekommt Schelte," sagte Klotilde zu Sascha, „weißt Du, weshalb? Der Doktor hat mir's eben erzählt: weil er mit mir und nicht mit Dir den Kotillon tanzt."

„Gottlob, daß er mich verschont," sagte Sascha, „er ist ein guter Junge und ich mag ihn gern, aber ich bin so klein und leicht, ich rutsche ihm beim Tanzen immer aus den großen Fingern und muß dann auf meine eigene Hand und auf eigene Verantwortung herumhüpfen, das ist nicht angenehm!"

Klotilde lachte und Sascha stimmte ein. Aber gleich darauf wurde sie wieder ernsthaft, deutete auf das lebensgroße Bildniß der Gräfin, der ersten Gemahlin des Grafen, unter dem sie gerade standen und sagte:

„Das Portrait stört mein Vergnügen, ich muß immer an den armen Joachim denken. Ich vermisse ihn hier, obgleich ich ihn nicht kenne. Wenn ich der Graf wäre," fuhr sie dann fort, „verschleierte ich das Bild. Ich ließe keinen Menschen in diesem Antlitz lesen. Er muß sehr charaktervoll oder sehr gleichgültig sein, oder sich sehr im Recht fühlen, denn dem Gesicht sieht man an, was freilich Jeder weiß, daß sie unglücklich miteinander gelebt haben."

„Du thust, als sähest Du das Bild zum ersten Mal, und wir sind doch alle Tage hier unten gewesen," bemerkte Klotilde erstaunt.

„Der Kontrast zwischen dem traurigen Antlitz und der Fröhlichkeit umher verschärft den Eindruck," entgegnete Sascha. „Sie hat den Weg im Labyrinth der Welt nicht gefunden, wir Alle suchen ihn, Joachim vielleicht auch."

„Du bist sonderbar," sagte Klotilde, „sind das Ballgedanken?"

„Nein," sagte Sascha, „und doch bringt sie der

Ballsaal. Und dann," setzte sie hinzu, „war ich heut zum ersten Mal in des Grafen Zimmer und sah zum ersten Mal ein Bildniß Joachims."

„O, hängt das Bild jetzt beim Grafen?" rief Klotilde überrascht aus. „Früher hing es in der Schulstube, die zu Lebzeiten der Gräfin freilich deren Schlafzimmer war und in dem man es dann wohl gelassen hatte. Der Doktor wohnt jetzt in dem Zimmer und ich dachte, er wäre im Besitz des Bildes geblieben, da muß ich auch einmal in des Grafen Zimmer gehen und es mir wieder einmal ansehen."

„Es ist ein allerliebstes Kindergesicht," erklärte Sascha, „ein so recht offenes, frisches Gesicht und so etwas darin, was Trotz, was auch Energie sein kann. Eingeschüchtert muß er damals noch nicht gewesen sein."

„Das war er nie," versicherte Klotilde, „nicht eingeschüchtert, aber steif und förmlich, wenn sein Vater dabei war."

„Was sie doch gegeneinander gehabt haben müssen," sagte Sascha gedankenvoll.

Ihre Unterhaltung wurde durch die vom Orchester angestimmte Melodie eines langsamen Walzers unterbrochen. Einige der älteren Herren hatten in plötzlich ausgebrochener Jugendlaune den Tanz begehrt und das Verlangen gestellt, von den jungen Damen aufgefordert zu werden. Stürmisch gingen diese auf den Vorschlag ein. Bald schwebten in würdevoller Grandezza die Paare durch den Saal, Klotilde mit dem Freiherrn, Sascha mit dem Grafen.

„Wenn Alexander mit Klotilden tanzt, bin ich außer mir," dachte Frau von Neidhart und sann wie sie das verhindern könne. Sie stand neben dem Grafen, der seine Tänzerin auf ihren Platz geführt und sich in die Thür des Nebenzimmers zurückgezogen hatte. Durch einen tiefen Seufzer gelang es ihr, seinen Blick auf sie zu lenken.

„Was ist, liebe Mutter, dauert's zu lange? läuft der Braten Gefahr zu verbrennen?" fragte er mit gutmüthigen Humor.

Offenbar war er vergnügt gestimmt.

„Ach nein," sagte sie, „es fiel mir nur so plötzlich etwas ein. Wie das so geht, wo viel Licht ist, fällt Schatten."

„Ich sehe keinen," entgegnete der Graf.

„Um so besser, lieber Alexander, wenn Sie mit ungetrübten Frohsinn auf das Schauspiel blicken können. Ich kann mir nicht helfen, ich muß immer an unsern Joachim denken," sagte sie mit wehmüthigem Blick und Ton.

„O bitte, nur keine Sentimalität," entgegnete der Graf scharf, und vielleicht allein aus Widerspruch gegen die Gemüthsstimmung, die sie so unzart zu erregen bemüht gewesen war, that er nun zufällig gerade, was sie hatte verhindern wollen, er ging und forderte Klotilden, die ihm freilich zunächst stand, zum langsamen Walzer auf. Frau von Neidhart preßte die Hände zusammen und sah ihm mit einem langen, vorwurfsvollen Blick nach. Dann wendete sie sich mit einer Miene schmerzlicher Ergebung ab, mit einer Miene, die in einer Mischung von Resignation und Selbstüberhebung sagen zu wollen schien: Mag's gehen wie's will, ich habe meine Pflicht gethan. Ihre Stimmung war aber gereizt und sie ersehnte das Ende des Festes.

Ein wenig waren die Reihen der Gäste schon gelichtet, und viele derselben, die weder selbst tanzten, noch Tanzende zu beschützen hatten, waren fortgefahren, als der Kotillon begann. Zu Frau von Neidharts großer Erleichterung war der Graf, um als aufmerksamer Wirth eine Lücke auszufüllen, als Vierter in eine Bostonpartie eingetreten, und also von dem gefährlichen Gegenstand ihrer mißtrauischen Sorge getrennt, die zusehenden Damen waren gut placirt, sie konnte sich also

Ruhe gönnen, und zog sich in die Vertiefung des Thurms zurück, in dessen Hintergrund, vor den Blicken geschützt und doch den Raum zum Uebersehn des Saals frei vor sich, der Freiherr und die Fürstin Platz genommen hatten.

„Wir sprachen eben von Ihrem reizenden Schützling, von Fräulein von Schlehen," sagte die Fürstin, die Hinzugekommene freundlich in das Gespräch ziehend. „Ich hatte sie früher schon gesehen, ich lernte sie kennen, als ich meine Sascha, kurz vor dem Tode meines Mannes aus der Pension holte, sie war damals schon sehr hübsch, aber jetzt ist sie eine Schönheit geworden!"

„Finden Sie?" fragte Frau von Neidhart, und meinte, daß das eigentlich kein Glück für Klotilde sei. Es rege Ansprüche an, die unerfüllt bleiben würden, sei überhaupt für eine Gouvernante, zu der Klotilde erzogen sei, mehr hinderlich als förderlich.

Die Fürstin machte große Augen, dann lachte sie.

„Klotilde Gouvernante!" rief sie aus. „Unsinn! Sie wird heirathen, eine gute Partie machen. Wenn ich mein Vetter, wenn ich Alexander wäre, wahrhaftig, ich ließe mir das Mädchen nicht entgehen, denn an Konrad ist nicht zu denken. Er ist jünger als sie, vielleicht auch gleich alt." —

„Es denkt überhaupt Niemand daran, sie zu verheirathen," sagte Frau von Neidhart in der sanften Weise, die ihr der Welt gegenüber eigen war, „auch Alexander nicht. Es handelt sich vielmehr darum, sie auf einen Platz zu stellen, wo sie sich ihr Brod selbstständig erwerben kann. Für arme Mädchen findet sich nicht so leicht eine Partie, auch wenn sie schön sind."

„Gut," erklärte die Fürstin, „so werde ich mit Alexander sprechen, ich nehme sie mit nach Rußland. Sie bleibt bis zu meiner Hochzeit bei mir. Ich wette, ich bringe sie als Braut zurück. Will Alexander sie für sich behalten, so wird sich das dann ja entscheiden!"

„Das scheint fixe Idee bei Ihnen zu sein, daß mein Schwiegersohn sie zu seiner dritten Gemahlin erheben soll," bemerkte Frau von Neidhart in scherzendem Ton, obgleich ihr die Lippen vor Aerger bebten. „Alexander ist doch wirklich nicht jung genug zu solcher Thorheit und außerdem — die Schlehens gehören zum niedern Adel, mein Schwiegersohn ist Reichsgraf. Eine solche Heirath wäre für ihn eine Mesalliance."

„Gott bewahre," rief die Fürstin lachend, „auf welchem Standpunkt stehn Sie denn noch?"

„Allerdings auf sehr aristokratischem," sagte Frau von Neidhart mit Selbstgefühl. „Das kann ich nicht verleugnen. Ich habe vielleicht früher nie an solche Dinge gedacht, aber mein Mann sowohl wie meine Schwiegereltern gehörten zur höchsten Aristokratie und ihre Grundsätze haben sich mir fest eingeprägt. Ich meine, je strenger die verschiedenen Klassen der Gesellschaft getrennt sind, um so besser ist's um die Wohlfahrt jeder einzelnen bestellt." Sie hatte, während sie so sprach, ihr Haupt würdevoll erhoben und langsam richtete sich ihr Auge auf den Freiherrn, als sei diese Darlegung ihrer Grundsätze noch ganz besonders an ihn gerichtet. Er bemerkte den Blick nicht, seine Augen folgten den Tanzenden, ob das Lächeln, das seine Lippen umspielte, auch dorthin gehörte, blieb unentschieden.

Der Fürstin schien das Gespräch langweilig zu werden, oder vielleicht lockte sie auch der Anblick eines, mit den schönsten Blumenbouquets bedeckten Tisches, der neben das aufführende Paar gestellt wurde, sich die nun folgende Tour in größerer Nähe anzusehn. Sie erhob sich und verließ den Thurm, um einen Platz im Saal einzunehmen. Der Freiherr hatte die größte Lust, vielleicht auch die Absicht, ihrem Beispiel zu folgen, aber Frau von Neidhart schob ihren Stuhl neben den seinigen und ihr mit Blonden und weißen Fliederblüthen geschmücktes Haupt zu ihm hinneigend, sagte sie in

seltsam bewegtem Ton, so als ringe sie die Worte mühsam einem würdevollen Stolze ab: „Sie wundern sich über meine aristokratischen Gesinnungen, wundern sich, daß sie auf dem Boden meines Lebens gedeihen konnten."

„Ich habe nie bezweifelt, daß aristokratische Gesinnungen in der Seele wurzeln, und auch auf solchem Boden zu gedeihen vermögen, dem aristokratische Vorurtheile die Fähigkeit dazu absprechen," entgegnete er ernst."

„Sie irren," unterbrach sie ihn, „sie gedeihen nur auf den Höhen des Lebens, ich muß das wissen, und mit vollem Bewußtsein verleugne ich als Aristokratin, die frühern Verhältnisse, an die ich heut mit Beschämung denke."

„Schade, denn ein Ehrenmann, der treuste Beamte meines Oheims, ein Mann von kernhafter Gesinnung, Ihr verstorbener Vater, gab Ihnen diese Verhältnisse," sagte der Freiherr entrüstet.

„Sie sind die meinen nicht mehr, ich bin eine Aristokratin geworden," sagte sie stolz.

„Als Neidharts leidenschaftliches Gefühl ihn die Liebe höher stellen ließ, als die Rechte seines Standes, als seine Eltern nachgaben und mich als Tochter aufnahmen, nicht ohne Kampf und Widerstreben und unter Bedingungen, die eine schroffe Grenze zwischen den alten und neuen Verhältnissen zogen, da begriff ich meine Aufgabe und erfüllte sie. Noch nie hat Jemand in mir die Försterstochter vermuthet, nur zwei Personen giebt es noch, die darum wissen, die eine ist durch Dankbarkeit an mich gekettet, die andere, denke ich, durch Gemeinsamkeit der Gesinnung." Sie sah ihn forschend an, er fing an, zu begreifen, was sie mit dieser Auseinandersetzung wollte, aber ehe er noch dazu kam, zu antworten, fuhr sie fort: „Ich rechne auf die Ihren. Sie haben einst Ihr Lebensglück denselben geopfert."

„Ich gab einen Jugendtraum auf," entgegnete er. „Die gesunde Vernunft und der praktische Sinn zweier

Ehrenmänner siegte über die Thorheit des Unmündigen. Ich denke an den Vorfall zurück wie an eine Kindergeschichte und habe nie daran gedacht, sie der Familienchronik oder gar der Welt zu überliefern, oder auch nur danach zu fragen, ob Andre es zu thun beabsichtigen. In meinem Schweigen liegt kein Verleugnen, weder der Vergangenheit noch der Verhältnisse, liegt keine beabsichtigte Täuschung."

„Mein Schwiegersohn hat nie nach meinem Stammbaum gefragt," fuhr sie fast heftig auf, „bin ich ihm, bin ich der Welt etwa eine Aufrichtigkeit schuldig, die meine nächsten Angehörigen, meinen Gemahl und dessen Eltern der Unwahrheit zeihen und sie noch im Tode in ihren aristokratischen Ansprüchen verletzen würde. Sie sind selbst Aristokrat, Sie müssen das verstehen!"

„Ich bin nicht Aristokrat in Ihrem Sinn, gnädige Frau," sagte er abweisend, „aber lassen wir das! Sie haben mich als wir uns wiedersahn, wie einen Fremden behandelt, und ich bin Ihrem Winke gefolgt."

„Ja und ich danke Ihnen dafür und wünsche, daß Sie es auch ferner thun mögen, und daß ich selbst jetzt die Schranke fallen ließ, geschah nur, um Ihnen gegenüber klar dazustehn. Ich muß da noch des Umstands erwähnen, der mir fast wie ein Wink des Himmels vorkommt. Meine Schwiegermutter war eine geborne Hofen von der Waldau, mein Vaternamen ist Hofen und die Wald-Au war meine Heimat. Da spielt der Zufall so seltsam oder ist der Fingerzeig des Himmels so deutlich, daß man garnicht nöthig hat, gegen die Wahrheit zu verstoßen um jenen zu nützen oder der erhaltnen Weisung zu folgen."

Das war dem Freiherrn doch zu arg. Wie frivol ihm auch die Prahlerin mit ihren aristokratischen Gesinnungen erschienen war, wie engherzig und klein ihre Zwecke, wie heuchlerisch ihr Benehmen, wie sehr ihn die unzarte Anspielung auf ihr früheres Verhältniß und

den Vorwurf, den sie durchblicken ließ, verletzt hatte, diese letzte Zweideutigkeit überstieg die Grenzen seiner Duldung. Er stand auf, seine Entrüstung spiegelte sich in seinem Antlitz.

„Die Wege durch das Labyrinth der Welt sind einmal seltsam verschlungen,“ sagte sie und es klang fast als suche sie nach einer Entschuldigung. „Die Klugheit ist der Faden der Ariadne, der uns sicher hindurchführt.“

„Oder vielmehr das Gewissen, oder die Leuchte der Wahrheit,“ entgegnete er und seine milden Züge nahmen einen strengen Ernst an.

Sie lächelte, sie wollte die Verurtheilung nicht verstehn, die in seinen Worten lag. Sie that vielmehr, als wäre sie ganz mit ihm einverstanden.

„So wären wir denn miteinander im Klaren,“ sagte sie in ihrem hergewinnendsten Ton, „man kann einander fremd und doch Freund sein.“ Sie reichte ihm die Hand hin. Es wurde ihm schwer, sie zu ergreifen, aber da sie eine Frau war, that er es natürlich.

„Fremd!“ wiederholte er und ließ die Hand wieder sinken.

Das war nicht mißzuverstehen. Der Zorn wallte in ihr auf. Ihre ehrgeizige, nur nach Menschengunst strebende Seele konnte diese Abweisung nicht ertragen.

„Wie Sie wollen,“ sagte sie und erhob stolz ihr Haupt, und sah ihn mit triumphirender Herausforderung an. „Die Leuchte der Wahrheit beleuchtet wenigstens hell Ihr Empfinden. Sie können es mir nicht vergeben, daß ich glücklich wurde, daß ich errang, was Sie mir verweigerten, daß ich angesehn, geehrt, unangezweifelt, so gut eine Aristokratin wie alle Ihre Gräfinnen und Fürstinnen in dem Kreise stehe, den Sie mir verschlossen glaubten und daß Sie nichts sind, als ein armer, einsamer alter Mann.“ —

Der Freiherr antwortete nicht. Was er ihr hätte über das Glück sagen können, mit einem Spieler, einem Verschwender verheirathet gewesen zu sein, der aus Widerspruch und Trotz geheirathet und den errungnen Preis wie ein werthloses Spielzeug fortgeworfen, was er ihr darüber hätte sagen können, stand seiner fein empfindenden Seele schlecht an. Auch überhob ihn der Zufall des weitern Gesprächs. Klotilde erschien im Eingang des Thurms, einen schönen Blumenstrauß in der Hand, den sie ihm lächelnd darbot.

„Es müßte eigentlich eine Schleife sein, erklärte sie, „die andern Herren bekommen Schleifen, aber Sie müssen Blumen haben, für Ihre wundervollen, frischen, ewig jungen Lieder. Tanzen brauchen Sie nicht mit mir," setzte sie mit reizender Freundlichkeit hinzu, denn es wird eine Polka getanzt, aber die Blumen bringe ich Ihnen doch, denn Sie sind der Beste von Allen."

Vierzehntes Kapitel.

Die Gäste waren größtentheils fort, die Feste auf dem Schloß und der Umgegend hatten aufgehört. Die Fürstin war nach Berlin gegangen, ihre Ausstattung zu vervollständigen und dann für einige Zeit Verwandte am Rhein zu besuchen. Konrad hatte mit zweien seiner Freunde eine längst projektirte Reise nach Schweden und Norwegen, wo jene her waren, angetreten. Er wäre wohl lieber geblieben, und hätte alle pittoreske Schönheit der nordischen Natur, auf die er sich vorher kindisch gefreut, gern hingegeben, um nur von früh bis spät nach Art verliebter Jungen Klotilden anstarren und alle möglichen ungeschickten Beweise seines überströmenden Gefühls für sie an den Tag legen zu können, aber seit Jahren hatte das Versprechen zu dieser Reise ihm als Lohn eines guten Abiturientenexamens gewinkt. Die Arbeit war geschehn und der Lohn ließ sich leider nicht zurückweisen, ohne den Schein der Undankbarkeit auf ihn zu werfen oder zum Verräther seiner, freilich schon längst verrathenen Gefühle zu werden. Nur Sascha und der Freiherr waren noch auf dem Schloß, aber des letzteren Abschiedsstunde sollte am nächsten Tage schlagen, während Sascha mit Freuden dem Vorschlag zugestimmt hatte, bis zu dem Zeitpunkt ihrer nochmaligen und letzten Rückkehr nach Rußland auf Kronegk zu bleiben. Von der

Fürstin Projekt in Beziehung auf Klotilde war nichts weiter verlautet. Es war wohl nur ein flüchtiger Gedanke gewesen, der ihr so schnell wieder entschlüpft war, wie er gekommen, wie das so bei oberflächlich gutmüthigen und leicht erregbaren Menschen zu gehen pflegt. Von hundert Plänen für Menschenwohl und Menschenglück, oder auch von solchen, die minder schwer wiegen, fallen die meisten wie Sandkörner durch das Sieb ihrer Menschenliebe und bleibt einmal ein größeres Korn länger haften, so ist zehn gegen eins zu wetten, es fliegt über den Rand hinaus und theilt das Loos der andern.

Frau von Neidhart saß mit den beiden jungen Mädchen auf dem Balkon, als sich der Graf zu ihnen gesellte.

„Ribnick schreibt Briefe," sagte er, „Sie müssen mit mir vorlieb nehmen, oder störe ich? Was haben die Damen vor?"

Klotilde wies auf ein Buch, das sie in der Hand hielt und da er die seine danach ausstreckte, gab sie es ihm. Er setzte sich und fing an, in dem Buch zu blättern, während Frau von Neidhart gutlaunig sagte:

„Klotilde quält mich mit Gedichten von Manfred Sturm und unsre kleine Durchlaucht hilft ihr diese bewundern."

Ihre Stimmung war überhaupt besser geworden. Der Graf, so viel Wohlgefallen er auch an Klotilden zu finden schien, hatte doch, wie sie selbst zugeben mußte, keineswegs die Allüren eines Bewunderers angenommen. Das wirkte beruhigend. Sie fand sogar, daß er, was sich allerdings gehörte, der kleinen Prinzeß viel mehr Aufmerksamkeit erwies, ohne jedoch auch hierbei jemals die Grenzen der Courtoisie zu überschreiten, die ihm als Wirth zustand, oder ein wärmeres Gefühl an den Tag zu legen, als es dem ältern Mann geziemte. Diese Sorge war für den Augenblick beseitigt, und auch Konrad glücklich aus dem Wege gebracht. Sie segnete jetzt diese

norwegische Reise, die ihr erst gar nicht nach dem Sinn gewesen war. Da ein längerer Aufenthalt auf dem Lande bei den Eltern seiner jungen Freunde damit verbunden war, so hoffte sie in der Zeit Klotildens Schicksal festzustellen. Sie wartete nur des Freiherrn Abreise ab, die Angelegenheit zur Sprache zu bringen, denn sie ahnte in ihm einen Widersacher ihrer Pläne und scheute seinen Einfluß auf ihren Schwiegersohn. Einstweilen konnte sie sich also unbefangen an der anregenden Gesellschaft der jungen Mädchen erfreuen. Die Prinzeß war natürlich Hauptgegenstand ihrer Beachtung, ja ihrer Zuneigung, die, wo sie, gleichviel aus welchen Gründen auftauchte, immer gleich eine etwas enthusiastische Färbung anzunehmen pflegte, den Eindruck liebevoller und liebenswürdiger Wärme machte und Solche, die sie nicht genau kannten, über die Tiefe und namentlich über die Dauer derselben täuschte. Auch Klotilden mochte sie eigentlich gern und es geschah nur aus Familienrücksichten, daß sie gegen dieselbe intriguirte.

Wie nett hatte sich die Morgenstunde mit den beiden jungen Mädchen verplaudern lassen, selbst gegen die Lectüre von des Freiherrn Gedichten hatte sie sich nur scheinbar gesträubt und nur deshalb, weil sie den Autor so sehr geringschätzte.

„Bitte lesen Sie weiter,“ sagte der Graf und gab Klotilden das Buch zurück.

„Nur noch mein Lieblingsgedicht,“ sagte diese entschuldigend, denn sie dachte, der Graf veranlasse sie nur aus Höflichkeit zum Weiterlesen; „wir sprachen eben davon, daß wir es componirt haben möchten. Sascha und ich gehen nachher fort und denken uns die Melodie aus und sie muß sie dann in Noten setzen. Wir haben das in Genf oft gethan, nur waren es da Sascha's Gedichte, für die wir Melodien suchten.“

„Was nicht so schwer war,“ meinte diese lächelnd, „weil meine Gedichte meist Vorbildern folgten, die schon

componirt waren, und wir's da mit der Melodie ziemlich ebenso machten, wie ich mit den Versen."

„Diese Sucht, Verse zu machen," bemerkte der Graf lächelnd, „ist eine moralische Kinderkrankheit, es macht sie fast jeder durch; bei Manchen bleibt sie ein schleichendes Uebel, bei Andern wird sie radikal kurirt und nur dem wirklichen Dichter ist es gegeben, eine Blüthe seelischer Gesundheit daraus groß zu ziehen."

„Ich habe nie eine Kinderkrankheit gehabt, nicht einmal die Masern, und noch weniger das Versemachen," versicherte Klotilde.

„Meine Gesundheit war, glaube ich, nicht ganz normal," gestand Sascha mit allerliebster Schelmerei, „aber zu einem schleichenden Uebel", setzte sie hinzu, „hat sich auch die Krankheit nicht ausgebildet."

„Vielleicht aber zogen Sie die Blüthe seelischer Gesundheit daraus groß," meinte Frau von Neidhart verbindlich.

„Seelische Gesundheit hoffe ich, aber ohne Liederblüthe," entgegnete Sascha.

Klotilde hatte das Lied, das sie meinte, aufgeschlagen und auf weiteren Wink des Grafen begann sie:

„Im Tannenwald."

„Der Wald geschmückt mit jungem Grün!
Rings um ein Duften und ein Blühn,
Wie's nur der Frühling schafft.
An jedem Zweig ein frischer Trieb,
Im Vogeljauchzen Lust und Lieb',
Im Boden Saft und Kraft.
Sie gingen durch das Tannengrün,
Die jungen Herzen zagend glühn
Und eins zum andern flog.
Sie fühlten nur des Frühlings Hauch;
Und keiner sah die Wolke auch —
Die über ihnen zog?
Als Sturmwind brauste sie herab,
Und manche Blüthe sank in's Grab,
Und mancher frische Trieb.

Und wie ein Wetter trüb und schwer
Zog's über junge Lieb' daher,
O fragt nicht, wo sie blieb!
Die Welt ist groß, die Welt ist weit,
Der junge Bursch, die junge Maid,
Sie konnten's kaum verstehn,
Wie so viel Weh und Herzeleid,
Wie so viel Schmerz und Bitterkeit
Im Auseinandergehn!
Die Welt ist groß, die Welt ist weit,
Der junge Bursch, die junge Maid,
Wenn sie sich wiedersehn —
Vielleicht in ferner, ferner Zeit,
Sie werden's wissen, trotz dem Leid,
Die Welt ist dennoch schön!"

„Wie herzlos empfunden," sagte Frau von Neidhart.

„Nein," widersprach Klotilde, „der Schmerz klingt nur harmonisch aus."

„Darin liegt das Herzlose," fuhr Frau von Neidhart in ihrer Behauptung fort, „der Schmerz muß nicht ausklingen, er ist ewig."

„Wozu wäre denn die Freude da, wenn nicht, um die Harmonie wieder herzustellen," bemerkte Sascha fein.

Der Graf sah sie überrascht an.

„Dann muß man freilich in ihnen gleichberechtigte, herrschende Mächte, aber nicht streitende Mächte anerkennen," sagte er dann.

„Das möchte schwer sein," behauptete Frau von Neidhart, „herrschen kann immer nur einer, der die Gewalt hat. Bei dem jungen Burschen, der das Mädchen im Stich ließ, mag freilich der Leichtsinn das herrschende Gefühl gewesen sein, leichtsinnige Leute freuen sich auch ohne Grund."

„Aber es steht ja garnicht in dem Gedicht, daß er sie im Stich ließ," ereiferte sich Klotilde, „die Wolke bedeutet das Verhängniß!"

„Ein schönes Verhängniß!" spottete Frau von Neidhart; „das Verhängniß heißt Untreue!"

„Dann bliebe noch immer zu entscheiden, wer untreu war, er oder sie?“ bemerkte Sascha.

„Er! Ich kenne die Welt!“ versicherte Frau von Neidhart.

„Er sang das Lied nicht, wenn er schuldig war,“ ereiferte sich Klotilde, „verstimmten Saiten läßt sich keine reine Melodie entlocken!“

„Ich bin Ihrer Meinung,“ erklärte der Graf, „der Mißton in der Seele, den wir Schuld nennen, klingt nimmer im Liede aus, läßt sich nicht in Harmonie verwandeln.“

„Doch,“ widersprach Sascha.

„Sie meinen, der Tod ist der Künstler, der es vermag,“ fuhr der Graf schwermüthig fort.

Sascha schüttelte den Kopf.

„Nein,“ sagte sie, „das meine ich nicht; der Tod besiegelt nur das Leben und wer mit einer ungesühnten Schuld stirbt, wacht mit einer solchen da oben auf. Ich meine etwas ganz anderes. Ein begangenes Unrecht läßt sich bereuen und gut machen, ein erlittenes vergeben.“

Der Graf zuckte die Achseln und schwieg. Der Widerspruch war auf seinem Antlitz zu lesen.

Fünfzehntes Kapitel.

Es war sehr gegen Frau von Neidharts Absicht, daß Sascha Klotildens Zimmer drei Treppen hoch theilte, aber die jungen Mädchen hatten darauf bestanden. Sascha lachte, als sie hörte, daß sie im ersten Stock wohnen sollte, weil ihr Vater ein Fürst gewesen und sie eine Prinzessin war.

„Um das Zimmer zwischen Himmel und Erde könnte uns eine Kaiserstochter beneiden," meinte sie.

Es war übrigens wirklich wunderhübsch oben und die Thurmvertiefung, die sich an das Stübchen anschloß, glich mit ihren vielen Fenstern, durch die man in die grünen Bäume und über sie hinweg in die lachende Landschaft sah, einem Vogelbauer, das man in den Wipfel eines Baumes gehängt hat.

Nun waren die Vögel darin und sangen los, erst Klotilde, dann Sascha, dann wieder jene, dann beide zusammen! Eine unterbrach die andre:

„Ich meine so!"

„Ich so!"

„Du jubelst den Frühling nicht genug heraus," meinte Klotilde.

„Und Du beachtest die Wolke am Himmel nicht!" ereiferte sich Sascha.

„Das Liebespaar sieht sie auch nicht," behauptete Klotilde, „erst bei der dritten Strophe: als Sturmwind

brauste sie herab, muß die Sache bedenklich werden. In der ersten Strophe Frühlingsjubel!"

„Darauf verstehst Du Dich," fiel Sascha ein, „aber in der zweiten Strophe mußt Du sehnsüchtig werden, und das verstehst Du nicht!"

„O warum nicht!" rief Klotilde aus, „so etwas Liebessehnsucht werde ich mir doch denken können, so gut wie Du, schließlich geliebt haben wir ja alle beide noch nicht!"

Sascha lachte, dann sagte sie ernst: „Ich habe aber schon das Heimweh gehabt, als meine Mutter starb und sie mich, die ich noch ein kleines Mädchen war, zu der fremden Tante nach Petersburg brachten. Und so etwa wie Heimweh, denke ich mir das Gefühl, das ein Herz mit Gewalt zum andern zieht."

„Nur nicht, wenn man neben einander im grünen Tannenwald geht, dann hat man sich ja," ereiferte sich Klotilde.

„Aber die Wolke ist doch über ihnen," wandte Sascha ein.

„Laß doch die dumme Wolke!" sagte Klotilde, „so lange man sie nicht sieht, ist sie nicht da."

„Sie wirft jedenfalls schon Schatten, und der Schatten fällt auf den Weg und das muß mit einer kleinen Nuance in die Melodie hineingebracht werden."

„Gut, sing die Nuance!" gebot Klotilde, aber das klang so komisch, daß beide Mädchen fast gleichzeitig in ein herzliches Lachen darüber ausbrachen und das Komponiren einstweilen aufgaben. Sie setzten sich an's Fenster und plauderten. Der Mühe des Wiedererzählens ist's nicht werth; wer erzählt's auch nach, wenn die Wellen im Bach rauschen und plätschern. Man muß ganz still am Ufer sitzen und hören, da hat man seine Lust daran, und am wohlsten mag wohl dem Bach selber dabei sein.

„Komm Sascha!" sagte Klotilde endlich, „wir sind

so lange nicht bei Großmama Triebenfeld gewesen, ich möchte ihr auch das hübsche Lied vorlesen. Ich möchte wissen, ob sie auch solche häßliche Geschichte darin findet, wie Frau von Neidhart. Ich glaube nie und nimmer, daß Manfred Sturm ein junges Mädchen betrog."

„Ich auch nicht," erklärte Sascha, „und die alte Frau da unten mit ihrem Kinderherzen glaubt erst recht nicht an das Böse. Deshalb brauchst Du ihr das Lied nicht vorzulesen."

„Ich möchte aber gern, und Agnes kennt es auch nicht, komm!"

Aber Sascha hatte keine rechte Lust zu dem Spaziergang im Sonnenschein, und da die beiden Mädchen trotz ihrer Freundschaft oder vielleicht gerade im Bewußtsein derselben durchaus nicht die Inseparables spielten, so machte sich Klotilde allein auf den Weg und Sascha nahm einen Roman, den sie gern beenden wollte, und schickte sich an, in den Park zu gehn, ihn dort zu lesen. Unten im Korridor begegnete ihr Frau Bertram; die beiden waren gute Freunde; wohnte Frau Bertram doch auch hoch oben und saß oft bis in die Nacht hinein bei den jungen Mädchen in ihrem abgeschiedenen Zimmerchen und kramte Kronegker Erinnerungen aus, wie alte Leute, deren Leben von Jugend an mit dem ihrer Herrschaft verknüpft war, das so zu halten pflegen. Dabei war sie aber äußerst discret und so oft Sascha nach jenem Ballabend, wo ihr Interesse für die verstorbene Gräfin und für das Schicksal Joachims so lebhaft in ihr erwacht war, auch versucht hatte, sie zum Reden über beide zu bringen, hatte sie doch nur ganz Oberflächliches erfahren.

„Wohin, Prinzeßchen?" fragte die Alte, als Sascha ihr im Vorübergehen freundlich die Hand bot.

„In den Park, lesen!" entgegnete Sascha, „Klotilde ist zu Triebenfelds gegangen!"

„In der Hitze! na, ihr wirds nichts schaden!"

meinte die Alte, „sie ist nicht von Zucker oder von Porzellan, aber Sie lasse ich nicht hinaus!“

Sascha lachte.

„Bin ich denn von so vergänglichem Stoff?“ fragte sie, „dann wollen wir wenigstens Porzellan annehmen, und dem schadet Hitze und Regen auch nichts.“

„Ja, ja, wie ein Porzellanpüppchen, so klein und zierlich, wir haben oben solche auf dem Kamin!“ sagte Frau Bertram, „man kann kaum glauben, daß so etwas eine Russin sein soll! Gott steh' mir bei, wirklich nur ein Kosthäppchen für die Bären und Wölfe, die dort herumlaufen!“

Sascha lachte noch herzlicher.

„Darum haben sie mich auch wohl verschont und nun bleibe ich ja in Eurem civilisirten Lande,“ spottete sie.

„Das ist auch gut,“ sagte Frau Bertram treuherzig.

„Aber vor den Bären und Wölfen laufe ich nicht fort,“ setzte Sascha hinzu, „in Wahrheit, ich habe bei uns noch keinen lebendigen Wolf gesehen, und die Bären auch nur an der Kette des Führers.“

„Ach wirklich,“ wunderte sich Frau Bertram.

„Ich ziehe nur der Heimat meiner Mutter nach,“ fuhr Sascha fort, „Sie müssen mich nicht eine Russin nennen, Mütterchen!“

„Ach, ich würd's am liebsten sehen, Sie wären eine von Unsern,“ versicherte die Alte, „Sie haben auch von den Russen nichts als das Stumpfnäschen, sagt der Doktor, aber auch das nur nachgemacht und verfeinert, meint er!“

Sascha war höchlich amüsirt, aber sie konnte doch nicht hier auf dem Korridor stehen bleiben und von ihrem Stumpfnäschen sprechen, obgleich sie sich mit demselben in diesem Augenblick ausgesöhnter als je fühlte.

„Sie meinen also wirklich, daß es zu heiß draußen ist, dann müßte ich wieder hinaufgehen,“ sagte sie.

„Nicht doch, ich schließe Ihnen den Gartensaal auf," sagte die Alte, „um diese Stunde kommt selten Jemand hinein. Da können Prinzeßchen im Thurm sitzen, die Vorhänge bleiben zugezogen, das ist ein prächtiges Plätzchen zum Lesen."

Dem jungen Mädchen leuchtete der Vorschlag ein. Sie folgte der Alten, die den Saal aufschloß und es eben so mit der nach dem Park führenden Thür desselben machte.

„Im Fall Sie doch Lust bekämen, in den Park zu gehen," erklärte sie ihr Beginnen.

Es war wundervoll kühl im Saal. Durch die zugezogenen, blauseidenen Vorhänge der Fenster, so wie durch die geschlossenen Portieren der Thüren strömte das Licht in gedämpftem, bläulichem Schein in das Gemach und verbreitete eine magische Dämmerung, in der das Porträt der früheren Schloßherrin einen viel milderen Ausdruck anzunehmen schien. Ganz unwillkürlich blieb sie vor demselben stehen.

„Ob sie wohl weiß, wo ihr Sohn ist?" sagte sie leise.

„Ich denke, sie sind bei einander," beantwortete Frau Bertram seufzend die Bemerkung und faltete die Hände.

„So glauben Sie, daß Joachim todt ist?" fragte Sascha fast erschrocken.

„Er ist ja in den Krieg gegangen," sagte die Alte, „das ist nun im fünften Jahr. Warum sollte er nicht wiederkommen, wenn er lebte? Der Krieg ist doch aus."

„Ja freilich, der Krieg ist aus, aber der mit seinem Vater —"

Sascha sah die Alte sinnend an.

„Nein, nein, Krieg war da nicht," versicherte sie, unwillkürlich aus ihrer gewohnten Zurückhaltung heraustretend. „Von Krieg kann man nun weiter nicht reden, Vater und Sohn standen fremd, aber nicht feindlich zu-

zusammen. Die Kinder haben's immer schlimm, wenn die Eltern sich nicht lieben. Wie sollen sie's machen, es mit Zweien zu halten, die nicht zusammen gehen?"

„Ja," sagte Sascha verständnißvoll, „und solch' junges Kind, wie Joachim es damals war, muß es mit der Mutter halten, denn die Natur verweist es auf sie."

„Ja, so mag's wohl gekommen sein," stimmte Frau Bertram bei, „noch dazu hielt die Gräfin angstvoll das Kind fest, sie hatte nichts weiter zu verlieren; ein Mann, der so viel mit anderen Dingen zu thun hat, steht immer noch anders."

„Wie sind nur die beiden zusammen gekommen?" fragte Sascha.

„Als der Herr Graf von seiner Verlobung zurückkam, und sie uns mittheilte, strahlte sein Antlitz vor Glück," erzählte die Bertram; „als er die junge Frau in's Haus brachte, sah er viel ernster, aber doch immer noch zuversichtlich und lebensfroh aus, sie war sehr gütig gegen uns alle und sehr freundlich gegen ihn, aber es war etwas in ihrem Gesicht, was mich traurig machte."

„So hat sie ihn nicht gern geheirathet, warum that sie's?" rief Sascha aus.

„Wer weiß es, und mit Vermuthungen trifft man so leicht das Falsche," sagte Frau Bertram taktvoll.

Sascha nickte zustimmend.

„Erzählen Sie mir etwas von Joachim!" sagte sie dagegen, „ich habe neulich sein Bild oben beim Grafen gesehen, ein herziges Kinderbildchen!"

„Er war auch ein herziges Kind!" rief Frau Bertram, durch diese Bemerkung in Feuer gerathend, „so ein frischer, kräftiger, warmherziger und auch ungezogener Wildfang, gerade wie man in seinem Alter sein muß. Ihm hat's nichts geschadet, daß die Mutter ihn, so lange sie lebte, an der Schürze hielt. So wie er frei war, tobte er los!"

„Und das liebte der Graf nicht?" fragte Sascha.

„Ach, hätte er's nur öfter gesehen," meinte Frau Bertram, „aber der Junge war stramm und steif, so wie er den Vater erblickte, und es dauerte lange, ehe dieser dahinter kam, daß er keineswegs ein verquiemtes Muttersöhnchen war. Vielleicht hätte sich da manches ausgeglichen, wenn die zweite Frau nicht auch so bald gestorben wäre."

„Also mit der stand er gut, sie war freundlich und liebevoll gegen ihn?" fragte Sascha.

„Sehr," sagte Frau Bertram, „und das sah er bald ein, und es war nur Anfangs und nur ein Zusammentreffen von unglücklichen Umständen daran Schuld, daß er zurückhaltend und trotzig gegen sie war. Es kommt von der Zeit her, wo die Gräfin noch lebte und Frau von Neidhart mit ihrer Tochter zum Besuch hier war," fuhr Frau Bertram nach einer kleinen Pause fort.

Sascha's unverkennbares Interesse, das doch so fern von hohler Neugier war, schien ihr die Zunge gelöst zu haben.

„Die Sache ist die, daß die Frau Gräfin in der Zeit krank wurde, und da meine ich, die Frau Baronin hätte nun abreisen können, aber sie blieb, sie hatte so eine Art, sich selber immer zu längerem Bleiben einzuladen. Schließlich konnte doch der Graf nicht nein sagen."

„Er sah sie auch wohl gern bleiben," fiel Sascha ein.

Frau Bertram schüttelte den Kopf.

„Ich glaube eigentlich nicht. Er war nun einmal einsam gewöhnt und das Zusammensein mit den fremden Menschen brachte doch so manchen Zwang mit sich. Das Fräulein gefiel ihm wohl, wem sollte das gutherzige, frohsinnige Geschöpf nicht gefallen, aber lieber war's ihm immer, wenn keine Gäste kamen. Es war doch schwer, das Mißverhältniß mit der Frau Gräfin zu verdecken."

„War er glücklicher mit der zweiten?“ fragte Sascha.

„Ja, wie man's so nimmt,“ sagte die Alte; „es war nichts dazwischen und große Herzlichkeit zwischen beiden, aber ich glaube, geliebt hat er nur die erste Frau, glaube, daß er sie noch liebt.“

„Und es war damals, daß sie starb?“ fragte Sascha.

Die Alte bejahte.

„Es schleppte sich hin mit der Krankheit der Frau Gräfin und sie sprach davon, daß sie nicht wieder besser werden würde. Der Doktor aus Lichtenau kam und wollte nichts davon wissen, und meinte, sie würde in wenigen Tagen aufstehen können. Aber sie stand nicht auf, sagte aber nichts mehr über ihre Todesgedanken, der Doktor mußte sie ihr wohl ausgeredet haben. Da, einen Nachmittag, als ich und Joachim bei ihr saßen, athmete sie auf einmal so sonderbar und als ich hinsah, waren die Augen halb gebrochen und eine Leichenfarbe überzog das Gesicht. Ich rief dem Knaben zu, den Vater zu holen. Er stürzte fort; in wenigen Sekunden war er wieder da. Aber wie sah er aus! ‚Sie machen Musik!‘ sagte er zornig, ‚das Lied soll erst ausgesungen werden, er schalt mich, daß ich störte.‘ Er hatte natürlich die Botschaft nicht verstanden. Ich wies den Knaben an, bei der Mutter zu bleiben und lief nun selbst zum Grafen. Als wir zurückkamen, war's schon vorbei. Joachim hielt die Mutter umschlungen, sie war todt.“

„Das arme Kind!“ sagte Sascha erschüttert.

„Er hat's nie vergessen können, und als es später nachher zu der Heirath kam, Gott weiß, wie es dazu gekommen ist, war er so ungeberdig als möglich gegen die neue Mutter, aber er sagte nicht, weshalb, und ich, die ich mir's wohl denken konnte, sagte auch nichts, denn an solchen Wunden muß man nicht rühren. Die verheilen besser, wenn Niemand sie sieht. Ich bin überzeugt, mit der jungen Frau wär's gegangen, aber sie starb jung. Sie bekam nach dem ersten Wochenbett die

Schwindsucht und erlebte den ersten Geburtstag ihres Kindes nicht mehr. Mit Joachim und Frau von Neidhart ging's aber gar nicht," setzte sie leise hinzu.

Eine Weile schwiegen beide, die eine in Rückerinnerungen versunken, die andere das Gehörte bedenkend.

„Wissen Sie denn aber gar nichts über Joachim? spricht der Graf nie über ihn?" fragte Sascha.

„Der Graf erwartete ihn," erzählte die Bertram, „wir mußten Konrad's Zimmer für ihn herrichten, er ließ Joachim's Bildniß aus des Doktors Stube holen und über seinem Schreibtisch aufhängen. Das waren gute Zeichen. Dann aber sagte er eines Tages, Graf Joachim werde nicht kommen, er begleite einen Freund nach Amerika, den Krieg mitzumachen. Weiter kein Wort, und keiner wagte eine Frage."

Sascha schüttelte gedankenvoll den Kopf.

„Ich glaube doch nicht, daß er todt ist," sagte sie dann auf einmal, nickte der alten Frau freundlich zu, ging in den Thurm und zog die Vorhänge wieder hinter sich zu. Der Himmel hatte sich umwölkt. Sie öffnete das ihr zunächst befindliche Fenster, um sich nach dem Wetter umzusehen und war erstaunt, es durchaus nicht so schwül zu finden, als sie gedacht hatte. Es wehte sogar ein ganz frisches Lüftchen und sie ließ das Fenster auf, und sich auf den Lehnstuhl setzend, der zwischen dem Fenster und der etwas vorspringenden Wand stand, die Füße hinaufziehend, wozu der große Stuhl ihrer kleinen Person Raum genug bot, drückte sie sich so recht behaglich in die Ecke und nahm ihr Buch vor.

Sechszehntes Kapitel.

Es mochte eine geraume Weile vergangen sein, als der Graf und der Freiherr, von einem Gang durch den Park heimkehrend, den Saal betraten. Sascha hörte sie nicht. Es hatte mit dem Lesen nicht so recht gehen wollen. Es drängten sich immer andere Gedanken zwischen die Geschichte, und wenn sie ein paar Seiten gelesen hatte, mußte sie wieder zurückschlagen, weil sie nicht ein Wort von dem wußte, was auf denselben stand. Zuletzt warf sie das Buch ungeduldig auf den Tisch und schloß die Augen, um sich ihren Gedanken zu überlassen. Wie sich diese allmälig verwirrten, war ihr natürlich selbst unbewußt. Anfangs war's ein Zustand zwischen Schlafen und Träumen, dann wurde wirklicher Schlummer daraus, in dem die Träume ihr buntes verwirrendes Spiel weiter trieben. Ein paarmal fuhr sie empor. Ihr war, als hätte sie des Grafen und des Freiherrn Stimme gehört. Sie öffnete schlaftrunken die Augen, ohne doch so recht zur Besinnung zu kommen, und schloß sie wieder und schlief und träumte weiter, als alles um sie herum still blieb. „Joachim!“ sagte Jemand in ihrem Traum, „Joachim!“

Es war des Freiherrn Stimme. Sie wollte ihm zurufen, daß er still sein möchte, weil's dem Grafen weh' thun könnte, über den Sohn sprechen zu hören,

aber sie wußte ja gar nicht, ob der Graf in der Nähe war. Sie wußte überhaupt nichts genau, nicht einmal wo sie war wußte sie, ob in Rußland oder bei der Herzogin, oder gar im Eisenbahnwagen mit der Mutter, und während sie so halb schlafend hörte, einzelne Worte verstand und andere nicht begreifen konnte, während Wirklichkeit und Traum ineinanderflossen und sie mit dem Erwachen rang, sagte der Graf zu Herrn von Ribnick, die im Saal auf und ab schritten, wohl in Erwiderung der letzten Worte desselben:

„Gut, ich werde es Dir erzählen. Ich habe nie darüber gesprochen, aber Du hast Leontine gekannt, Du warst ihr Jugendfreund, und wie ich weiß, ihr sehr ergeben. Du bist einmal während unserer Ehe hier gewesen, und nicht wieder gekommen, es lockte Dich nicht, unser Glück mit anzusehen!“ setzte er mit bitterem Lächeln hinzu.

„Es that mir weh', zwei Menschen, die ich gleicherweise lieb hatte und hoch hielt, mit solcher Entschlossenheit an einander vorübergehen zu sehen, daß man die Ueberzeugung gewinnen mußte, man stand vor einem unwiderruflichen Geschick.“

„So war es auch,“ bestätigte der Graf, „und wehe denen, die es zu einem solchen machten. Höre also:

„Ich heirathete Leontine aus Liebe, sie ließ sich von ihrem Vater, den sie bis zum Fanatismus liebte, bereden, fast zwingen, eine Jugendneigung aufzugeben und mich zu heirathen, von dessen sehr überschätztem Reichthum er Rettung aus seinen hoffnungslos zerrütteten Verhältnissen erwartete. Vor meiner Bewerbung hatte ich in Leontine ein zwar ernst gestimmtes, aber lebensfrisches und in ihrer weiblichen Zurückhaltung unendlich liebenswürdiges Wesen kennen lernen, von anschmiegender Weichheit und Zärtlichkeit für ihren Vater, von wohlwollender Freundlichkeit für die Welt erfüllt, nicht von hervortretender Lebhaftigkeit, mehr eine tiefe, stille

Natur. Als wir uns verlobten, schob ich ihre tiefe Bewegung, ihr Zögern und Kämpfen auf die Wichtigkeit des Schritts. Als sie mir dann wie mit plötzlich gefaßtem Entschluß fast stürmisch in die Arme sank, hielt ich es für einen Ausbruch leidenschaftlichen Gefühls, das mich überraschte, weil ich diese Erregbarkeit nimmer hinter ihrem so gehaltenen, maßvollen Benehmen gesucht hätte. Wir waren als Verlobte nicht viel beisammen, ihre und meine Heimat waren zu weit auseinander. In tiefster Seele glücklich und hoffnungsvoll in die Zukunft schauend, kehrte ich heim, und wenn mich mitunter der kühle, fast fremde Ton ihrer Briefe befremdete, dachte ich an die verborgene Leidenschaftlichkeit ihres Gemüths und es gefiel mir, daß sie diesen Schleier weiblicher Zurückhaltung darüber warf.

„Ihr Bild, das ihr Vater von einem berühmten Künstler für mich malen ließ, hätte mich warnen können. Es war aber natürlich, daß ich es nur unähnlich fand und sehr unzufrieden mit dem gar zu ernsten, fast herben Ausdruck war, den ich damals noch nicht an ihr kannte. Als ich zu meiner Hochzeit hinkam, war der Zug schon leise angedeutet, auf dem Spiegel ihres Antlitzes zu lesen, aber sie schob falsche Worte und Mienen dazwischen und ich glaubte jenen Zügen nicht, auch wenn manches nicht so war, wie ich es mir gedacht, so schob ich die Schuld mehr auf vielleicht überspannte Erwartungen, als daß ich Leontine dafür verantwortlich gemacht hätte. Von leidenschaftlichem Ueberströmen des Gefühls hatte ich nichts mehr gemerkt und sie war als Frau stiller, viel stiller als damals zur Zeit unserer ersten Bekanntschaft. Sie war aber liebevoll, war gütig gegen ihre Umgebungen, wußte als Hausfrau anmuthige Freundlichkeit mit sicherer Würde zu vereinen und überall ihre Stellung zu finden und zu wahren. Ich konnte sie nur liebenswürdig finden, und wo ich eine Lücke empfand, war ich bemüht, meine Ansprüche zu ermäßigen und

den Mangel auf die Unvollkommenheit jeden irdischen Glücks zu schieben. Ich will Dich aber nicht mit Einzelnheiten ermüden. Du kanntest sie ja und magst Dir das psychologische Räthsel lösen, wie eine ursprünglich edle Natur aus einem an sich berechtigten Empfinden, aus der kindlichen Liebe heraus, aber freilich des inneren Gleichgewichts entbehrend, das ihr ein aus Liebe gewähltes Loos gegeben haben würde, sich bis zu solcher schreienden Ungerechtigkeit, bis zum Vergessen aller Pflichten herabwürdigen könnte. Wie gesagt, ich will Dir nur Resultate geben.

„Ich war etwas über ein Jahr verheirathet, Joachims erstes Kinderlallen beglückte mein Herz und kämpfte siegreich gegen leise aufsteigende Schatten, da brach die Katastrophe bei meinem Schwiegervater aus. So lange hatte er lavirt, war der Zufall ihm zu Hülfe gekommen, hatte er in Folge seiner liebenswürdigen Persönlichkeit, die seine Gläubiger bestach, und eines außerordentlichen Geschicks, das er besaß, den Schein zu wahren, den künstlichen Bau, den seine hoffnungslose Verschwendung aufgeführt, vor dem Zusammensturz zu bewahren gewußt. Aber einmal, und wenn noch so lange hinausgeschoben, kommt das Ende doch, und hier kam es mit so unaufhaltsamer Gewalt, daß auch nicht eine Planke, nicht ein Stein von dem morschen Gebäude zu retten war. Ich wenigstens besaß die Mittel dazu nicht und selbst mit der äußersten Benutzung meines Kredits hätte ich nichts als einen weiteren Aufschub ermöglichen können. Meine Güter sind unverkäuflich und auch nicht mit Schulden zu belasten, mein Allodialvermögen war hier nur ein Tropfen im Meer, es reichte nicht einmal hin, die Schulden zu decken, für die er Ehre und Namen verpfändet hatte. Ich übersah natürlich nicht gleich Anfangs den ganzen Umfang dieser Zerrüttung, ich trat mit dem guten Willen zu helfen an die Sache heran, aber ich that es nicht blind und übergab die Angelegen-

heit einem Rechtsverständigen. Leider stellte sich das Resultat heraus, daß nicht zu helfen war und den schamlosen Vorschlag, den mein Schwiegervater mir machte, und die geeignete Persönlichkeit zur Ausführung in Bereitschaft hatte, den Vorschlag, auf viele Jahre voraus den größten Theil meiner Revenüen einer Durchschnittsberechnung nach zu verpfänden, wies ich mit Entrüstung zurück. Ich hatte nicht einmal das Recht, es zu thun. Majorat ist nicht freies, ist Familieneigenthum, es wäre eine Rechnung auf die Pietät meiner Erben gewesen, die Sicherheit der Zahlung lag nur in meinem Leben und für die Unsicherheit war ein wahrhaft wucherischer Procentsatz zu der jährlichen Abschlagssumme zugeschlagen."

Der Graf hielt eine Weile inne, als müßte er sich zu dem nun folgenden erst die Fassung erkämpfen, dann fuhr er fort:

„Ich habe nie Jemand so geliebt wie Leontine, nicht meine Eltern, nicht meine Kinder, nicht meine Freunde, auch nicht Clara, obgleich deren unschuldiges Kindergemüth wieder Sonnenschein in's Haus brachte, und ihre hingebende Liebe meine tiefste Dankbarkeit erweckte. Aber Leontine war meine erste, und wenn wir den idealen Standpunkt für das Gefühl festhalten wollen, auch meine einzige und letzte Liebe. Aber so hoch sie vor mir stand, so tief sank sie, als sie ohne Besinnen Partei für den Vater nahm, als sie ohne jedes Verständniß für meine Lage, ja für meine Ehre, an nichts dachte, als an das Geschick, das Jenem drohte. In seinem Bankerott sah sie die Unehre, aber sie schob sie nicht auf ihn, der sie verschuldet, sondern auf mich, der sie nicht abzuwenden vermochte. In der Verwirrung ihrer Begriffe, in der Angst um den Vater, verlor sie alle Haltung, alle Würde, alle Gerechtigkeit, und in maßlose Leidenschaft gerathend, warf sie mir nicht nur das Opfer vor, das sie gebracht, als sie meine Hand

annahm, sie schwor mir auch hoch und theuer zu, jede Gemeinschaft mit mir aufzugeben, mir nie wieder ein Wort, einen Gedanken der Liebe zu gönnen, nie etwas anderes in mir sehen zu wollen, als den Feind ihres Vaters, wenn ich nicht Alles thäte, ihn zu retten.

„Was soll ich weiter sagen? Ich konnte ihren Vater nicht retten, der Konkurs gegen ihn wurde eröffnet. Ich hatte ihm mein Haus oder eins meiner anderen Güter zum künftigen Aufenthalt angeboten, und für sein Leben durch eine jährliche Pension gesorgt, ich hatte die geschicktesten Rechtsanwälte für ihn angenommen, ich stellte Kaution für ihn, als er gefänglich eingezogen werden sollte; was zu seiner Erleichterung geschehen konnte, geschah, alle Milderungsgründe, seinen Ruf zu schonen, wurden in humanster Weise zu seinen Gunsten angewendet, ein Vergleich mit seinen Gläubigern angebahnt, ich gab ohne Besinnen mein kleines Privatvermögen hin und übernahm an Verpflichtungen, was ich nur irgend decken zu können glaubte.

„Reichthum und Unabhängigkeit konnte ich ihm nicht gewähren, ein Leben der Einschränkung ertragen zu sollen, schien seinem, an den feinsten Luxus gewöhnten Sinn unmöglich. Rechnen müssen, hielt er für gemein und so that er, was mancher Verschwender schon vor ihm gethan hat, und nach ihm thun wird. Er schoß sich eine Kugel durch den Kopf und entzog sich für dieses Leben den Konsequenzen seines Thuns. Leontine nannte mich seinen Mörder. Ich verzieh das übereilte Wort ihrem verzweifelnden Schmerz um den Vater. Sie erinnerte sich aber ihres Schwurs und sie hielt ihn, und das verzieh ich ihr nicht und werde ihr nie verzeihen!“

Er schwieg.

Der Freiherr reichte ihm wortlos die Hand, dann versanken Beide in tiefes Sinnen.

Sascha war natürlich längst erwacht, aber so un-

merkbar war der Uebergang von Schlaf und Traum erst zu unbewußtem, dann zu wirklichem Erwachen gewesen und so lebhaft dann das gespannte Interesse, mit dem sie der Erzählung folgte, daß gar nicht Zeit zu der Ueberlegung blieb, wie unberechtigt ihr Zuhören eigentlich war.

Sie hatte sich in ihrem Lehnsessel aufgerichtet, sie rührte sich nicht, nur ihre Wangen und Augen glühten vor Aufregung, und als der Graf schwieg, blieb sie dennoch lautlos sitzen, noch ganz und gar von dem Eindruck der Erzählung benommen.

„Gegen Scheidung sprach die Rücksicht für unseren Sohn," begann der Graf nach einer Weile auf's Neue, „sprach der Widerwille gegen alles öffentliche Aufsehen, von dem wir ja genug erlebt hatten, und nicht neuen Stoff dazu liefern wollten. Ich glaube wenigstens in diesem Gedanken verstanden wir uns, denn auch ihrerseits kam mir kein Vorschlag zu dem Schritt. So lebten wir denn neben einander. Sie war, als Joachim geboren wurde, auf den anderen Flügel des Schlosses gezogen, dort blieb sie. Wir waren bei Tisch zusammen, wir verhandelten über die äußeren Angelegenheiten des Lebens, wir empfingen, wenn auch selten, Gäste, und strebten ohne alle Verabredung den Schein des Einvernehmens durch einen oberflächlich freundlichen Umgangston aufrecht zu erhalten. Das wurde ihr, die mich nicht liebte, leichter als mir, der ich sie geliebt hatte."

Wieder schwieg der Graf, und der Freiherr sagte:

„Aber mein Gott, fandet Ihr Euch denn nicht in dem Kinde zusammen? Kam sie denn nicht später zur Ueberzeugung, zur Besinnung? Versuchtest Du nicht, als die Leidenschaft ausgetobt, als der Verlust des Vaters einigermaßen überwunden war, versuchtest Du da nicht, sie noch einmal an's Herz zu nehmen, das irrende Weib mit dem Schicksal, mit sich selber, mit Dir auszusöhnen?"

„Nein!“ erklärte der Graf mit ruhiger Festigkeit, „das versuchte ich nicht. Zu unrecht hatte sie an mir gehandelt, zu tief mich beleidigt. Wo nahm sie das Recht her, mich ihrem Vater aufzuopfern! Das Glück dreier Menschen, das ihres Verlobten, ihr eignes, meines, für den leichtsinnigen, grundsatzlosen Lebemann. Ich habe ihr nicht verziehen und werde ihr nicht verzeihen! Wie eine steinerne Mauer, über die weder mein Stolz, noch mein Herz hinüberreichte, stand sie, so lange sie lebte, zwischen Joachim und mir; als sie starb, blieb ihr Schatten und trennte uns beide.“

Er schwieg in tiefer Bewegung. Dann begann er auf's Neue und wieder in ruhigem, erzählendem Ton:

„Ich muß mich da leider mancher Versäumniß anklagen. Ich hätte, als die Mutter starb, mich mehr des Knaben annehmen sollen, aber ich hatte kein Herz dazu. Das Kind war mir fremd, die Bertram hatte mehr Einfluß auf ihn als ich. Ich schickte ihn tagtäglich nach Lichtenau zu Fräulein Linden, die ihm ein paar Unterrichtsstunden gab, zu seiner Aufsicht hier genügte die Bertram. Ich war sehr viel abwesend, Kronegk war mir verleidet. Ich kehrte erst dauernd wieder zurück, als ich mich auf's Neue verheirathet hatte. Der Junge parirte meiner Frau nicht, und meine Schwiegermutter goß Oel in's Feuer. Es war das Beste, ich gab ihn fort. Er entwickelte sich vortheilhaft, brachte gute Zeugnisse und wenn er hier auf Ferien war und ich ihn ungesehen beobachtete, konnte ich nicht leugnen, daß er mir gefiel.

„Wär's nicht ihr Sohn gewesen, wir hätten vielleicht den Weg zu einander gefunden. Er blieb mir ein verschlossenes Buch, während Konrad mich auf jeder Seite seines Herzens und Gemüths lesen ließ, aber ich habe so eine Ahnung, als würde es sich bei Joachim in mancher Art mehr des Lesens gelohnt haben. Es ist das auch eine verlorene Sache, obgleich einmal eine

Hoffnung in mir aufstieg, als würde sich ein Anknüpfungspunkt für uns Beide finden. Aber gerade in dem Augenblick regte sich seiner Mutter Geist und er kehrte mir den Rücken und ging fort."

Der Graf gab nun einen kurzen Bericht über die letzte Zusammenkunft mit seinem Sohn, über die Verwirrung, in der er seine Verhältnisse gefunden, über den Vorschlag, den er ihm gemacht, über die sichtliche Erschütterung, in die derselbe jenen versetzt hatte.

„Zum ersten Mal blickte ich in sein Herz," sagte der Graf, „zum ersten Mal ging die Ahnung in mir auf, daß ich die tiefe Entfremdung zwischen uns nicht hätte aufkommen lassen dürfen; daß der arme Junge darunter gelitten hatte wie ich, daß er viel mehr von dem Zerwürfniß seiner Eltern gewahrt, es viel bitterer empfunden hatte, als ich je geglaubt, daß ich ihm kein Vater gewesen war, wie ich es hätte sein sollen; zum ersten Mal, und trotz der Zurückhaltung, die er mir bewies, trotz des leise in seinen Worten durchklingenden Vorwurfs, trotz der Ungerechtigkeit mit der er, wie ich nicht zweifeln konnte, nach Erinnerungen und Eindrücken seiner Kindheit urtheilend, alle Schuld auf mich warf und in der Mutter eine Märtyrerin sah, trotz alledem fühlte ich verwandte Saiten berührt, und wie er so offen und so respektvoll, so unumwunden und zart zugleich seine Gesinnung durchblicken ließ, dachte ich zum ersten Mal, daß ich doch wohl recht viel versäumt hätte, ihn nicht früher an mich herangezogen zu haben. Nun war aber ein Punkt, der mich furchtbar erschreckte: sein Leichtsinn in Beziehung auf Geldausgaben, der Hang zu Luxus! Der unglückselige Gedanke, ein großartiges Auftreten, gleichviel, ob es zu den Mitteln stimmt oder nicht, für ein Standeserforderniß zu halten. Das tragische Ende seines Großvaters stand mir lebhaft vor Augen und rechtfertigte meine scheinbare Strenge. Indem ich ihm den Grund und Boden nahm, auf dem er stand,

hoffte ich, seine tüchtige Natur zu erwecken, ihm die hochmüthigen, unreifen Gedanken auszutreiben, seine Thatkraft anzuspornen und ihn so erst fähig zu dem Beruf zu machen, den er als sein natürliches Recht betrachtend, nur für eine Sinecure, und nicht auch für ein Feld der Arbeit, der Anstrengung, für einen Beruf, der auch seine ernsten Pflichten hat, erkennen wollte. In Kronegk, unter meinen Augen, hoffte ich ihn dazu zu bilden, und zugleich das Versäumte nachzuholen und mir in ihm nicht nur den Nachfolger zu erziehen, sondern auch sein Sohnesherz zu gewinnen. Unser Abkommen blieb unter uns, schlug er nicht ein, so stand es bei mir, demselben gerichtliche Geltung zu geben, erfüllte sich aber meine Hoffnung, bestand er die Prüfung, hatte er sich an Thätigkeit gewöhnt, Interesse und Liebe zur Sache gewonnen, so konnte ich mit Ruhe in die Zukunft blicken, konnte aus dem Leben scheiden ohne die Furcht, die Arbeit desselben vernichtet zu sehen. Nicht länger als bis ich mich davon überzeugt, würde ich ihm die Wahrheit vorenthalten und damit auch den letzten Schatten zwischen uns verwischt haben. Es hat nicht sein sollen," setzte der Graf schwermüthig hinzu, „ich hatte ihm Bedenkzeit gelassen, und er fügte sich in meinen Vorschlag, aber er raubte mir die gehoffte Frucht desselben, indem er sich nun ganz von mir lossagte, ganz mit der Vergangenheit brach und sein Schicksal in die eigene Hand nahm. Er that auch dies in einer Weise, die unwillkürlich meine Sympathie weckte und mir zeigte, was ich vielleicht an ihm besessen, wenn nicht der Schatten seiner Mutter mich und ihn getrennt hätte. Ich habe ihn verloren. Er zog die Welt dem Vaterhause vor, die Welt, in der das Verirren so leicht ist. Dennoch habe ich so ein Gefühl in der Seele, als würde er sich zurechtfinden. Er hat Ehrgefühl. Das hatte sein Großvater nicht. Er wird nicht verloren gehen, aber ich verlor ihn und Konrad werde ich auch verlieren."

„Wie so Konrad?“ fragte der Freiherr erschrocken.

„Sieh ihn doch an,“ sagte der Graf schwermüthig.

„Er ist rasch gewachsen und nicht seiner Größe gemäß kräftig entwickelt,“ gab der Freiherr zu; „aber das holt sich nach, einen kränklichen Eindruck macht er nicht.“

„Seine Mutter starb an der Schwindsucht, er hat ganz die Konstitution derselben,“ beharrte der Graf. „Mit höchster Schonung und Vorsicht könnte er vielleicht über die gefährlichen Klippen der Jugend hinweggeführt werden, aber setze doch das bei einem jungen Mann durch, noch dazu bei einem, der nicht die mindeste Ahnung von der Gefahr hat, in der er schwebt! Wenn man den Nachtwandler weckt, ist er aber meist erst recht verloren.“

„Wenn es so um ihn steht, solltest Du ihn nicht zur Universität gehen lassen, solltest ihn auf dem Lande behalten,“ rieth der Freiherr.

„Zur Universität geht er nicht,“ entgegnete der Graf, „er hat es aus eigenem, freien Willen aufgegeben und sich für den Militärstand entschieden. Die kriegerischen Aussichten mögen auf den Entschluß eingewirkt haben. Ich habe ihm von jeher das Recht eingeräumt, nach glücklich absolvirtem Abiturientenexamen seinen Beruf selbstständig wählen zu dürfen. Ich mag ihm nicht mit Gesundheitsrücksichten dazwischen treten und der natürlichen Entwickelung der Dinge vorgreifen. Meine Einwilligung hat er; mit der Großmama wird’s einen harten Stand geben, und das mag er, wenn er aus Schweden zurückkommt, ausfechten. Darum kümmere ich mich nicht. Ich fühle nicht das Recht, ihn zurückzuhalten. Man kann einen erwachsenen Menschen nicht hüten wie ein Kind, besonders wenn er sich nicht krank fühlt! Was liegt auch an einem Leben, das man nicht nutzbar machen darf. Selbst auf eine gewisse Art Lebensgenuß hat die Jugend ein Recht. Ich mag mich

ja irren, aber nach meiner Ueberzeugung kann ich nichts thun, als möglichst für körperliche Kräftigung und Abhärtung sorgen, diesen Gesichtspunkt habe ich immer festgehalten."

„Es ist auch, glaube ich, der richtige," stimmte der Freiherr bei, „im Uebrigen halte ich Deine Besorgniß etwas für Hypochondrie."

„Mag sein," gab der Graf zu, „ich kann mich nicht ganz davon freisprechen, und deshalb habe ich meinem Empfinden auch auf meine Handlungen keinen Einfluß eingeräumt, so wie es praktischen Entschlüssen gilt. Der Empfingung selbst kann ich nicht immer Herr werden, die trübe Ahnung nicht verscheuchen, daß ich auch diesen Sohn überleben werde."

„Auch diesen Sohn!" wiederholte der Freiherr, „so weißt Du denn, daß Joachim todt ist?"

„Ich kann es leider nicht bezweifeln, wenn ich auch nicht Gewißheit darüber habe," entgegnete der Graf, „ich habe natürlich, so wie ich von seinem Plan, nach Amerika zu gehen, erfuhr, Alles gethan, mich in Kenntniß über sein ferneres Schicksal zu erhalten. Ich erkundigte mich nach dem Namen und den Verhältnissen seines Freundes und schrieb an dessen Eltern. Es währte lange, ehe ich Antwort erhielt. Sie hatten ihren Aufenthaltsort gewechselt und der Brief war deshalb viel später in ihre Hände gelangt. Ihre Antwort lautete sehr entmuthigend. Der Sohn war geblieben, sie wußten nichts von seiner Freundschaft mit dem meinigen. Auf ihre Erkundigung hatten sie erfahren, daß allerdings ein junger Deutscher durch seine Protection in demselben Regiment, bei dem er stand, eingetreten sei. Der Name hatte keinen Zusammenhang mit dem meinigen, die Beschreibung seiner Persönlichkeit, wie sie dieselbe empfangen und mir wiedergaben, konnte auf viele passen, dennoch zweifelte ich nicht, daß es Joachim war, der an seiner Seite gefochten und schwer verwundet, aber nicht todt, aus dem Gefecht ge-

tragen worden war. Ich habe meine Nachforschungen lange Zeit hindurch fortgesetzt; ich habe mich an alle möglichen Konsule, habe mich an die Hervorragendsten der vielen Deutschen, die in den Reihen der Kämpfenden standen, gewendet, man ist mir mit der größten Bereitwilligkeit entgegengekommen, aber vergebens. Ich habe nichts weiter erfahren können, als daß ein junger Deutscher, der den Namen geführt, den Charles Johnston's Eltern mir angaben, im Lazareth, wenige Wochen nach jenem Gefecht an seinen Wunden gestorben sei. Ich zweifle nicht, daß es Joachim war und daß wir uns in diesem Leben nicht wieder begegnen werden. Vielleicht ist es gut so. Ich hätte ihm ja doch nie sagen können, wie seine Mutter an meinem Glück gefrevelt hat und so wäre sie immer zwischen uns geblieben und das Herz, das ich so thöricht war, ihr zu überlassen, wäre nie das meine geworden."

Indem wurde die Thür geöffnet und Klotilde trat hastig ein.

„Ist Sascha hier?" fragte sie, „die Bertram sagte mir, sie sei in den Gartensaal gegangen."

Ein tödtlicher Schreck durchzuckte die Lauscherin. Wie ein Blitz kam die Erkenntniß ihrer Lage, ihres Unrechts über sie. Mit Purpurgluth übergoß die Scham ihre Wangen, aber eben so blitzschnell war ihr Entschluß gefaßt. Mit einer raschen, elastischen Bewegung war sie, kaum daß Klotilde Zeit gehabt, auszusprechen, auf das Fenstersims gestiegen und hatte sich zum Fenster hinausgeschwungen. Es lag nicht allzu hoch über dem Erdboden, ein Weinspalier reichte bis an dasselbe heran, sie war federleicht und gewandt wie ein Eichkätzchen. Sie war unten und wartete, durch die Büsche gedeckt, des Weiteren, ehe Klotilde, die glücklicher Weise erst in dem andern Thurm nachsah, die Vorhänge des zweiten zurückschob. Mechanisch war der Freiherr ihr gefolgt. Sie hörte, wie Klotilde sagte:

„Richtig, sie war hier, hier liegt noch ihr Buch,“ und wie der Freiherr antwortete:

„Das muß aber schon lange her sein, denn wir sind wohl schon über eine Stunde im Saal. Deshalb fanden wir auch wohl die Thüren zur Veranda offen, Du wunderst Dich darüber, Alexander,“ rief er in den Saal zurück. Sascha athmete tief auf. Es traf sie also kein Verdacht. Die Ueberzeugung wirkte erleichternd und beschämend zugleich.

„Pfui,“ sagte sie sich, „da habe ich gethan, was mir keiner zugetraut, wie kam ich nur dazu!“

Sie blieb noch ein Weilchen in ihrem Versteck, und suchte dann, durch die Büsche gedeckt, einen der Wege des Parks zu erreichen, auf dem sie dann scheinbar ganz unbefangen, als käme sie von einem Spaziergang, dem Schlosse zuschritt, denn so nah ihr auch der Gedanke lag, dem Grafen ihre unfreiwillige Indiscretion zu beichten, so schob sie es doch auf einen passenden Moment hinaus und war jetzt nur darauf bedacht, in keiner Weise und bei Niemandem Argwohn zu erregen.

Siebenzehntes Kapitel.

Die Schwüle, die seit Tagen die Witterung beherrscht, war leichtem Regen gewichen. Eine frischere Luft wehte zu den offenen Balkonthüren in den Saal, in dem die kleine Gesellschaft versammelt war. Die Stimmung war im Allgemeinen gedrückt, der Freiherr sollte am nächsten Tage abreisen. Dazu brachte die Zeitung immer bedrohlichere Kunde über den politischen Zwiespalt.

Der Graf war ganz in dieselbe vertieft, die jungen Mädchen musicirten, der Freiherr hörte ihnen zu und der Doktor versuchte Frau von Neithart zu ärgern, indem er sie darauf aufmerksam machte, wie ganz anders sich das Leben doch gestaltet habe, seit die jungen Mädchen im Hause seien, wie der Graf seitdem frisch aufgelebt, wie Klotilden hauptsächlich das Verdienst zuzuschreiben, diese Aenderung bewirkt zu haben, daß aber auch die kleine Durchlaucht allerliebst und der Freiherr der liebenswürdigste Mensch von der Welt sei.

Sie wurde endlich ungeduldig. Es war ja nicht nöthig, auf den Doktor Rücksicht zu nehmen.

„Hören Sie auf mit Ihrem Geschwätz,“ sagte sie, „Sie stören den Gesang,“ stand auf, ging zu den Mädchen hin und überhäufte Sascha mit Lobsprüchen

über ihren wundervollen Gesang und das Lied, das sie eben vorgetragen habe, Musik und Text.

„Es war ja Klotilde, die sang!“ sagte Sascha.

„Und das Lied hat Herr von Ribnick gedichtet,“ setzte Klotilde hinzu, „ein Abschiedslied, und da er morgen abreist, sang ich's ihm vor.“ Sie sah ihn freundlich an.

Ueber des alten Herrn Antlitz flog ein Schatten von Schwermuth.

„Alter vergiß Deine Jahre nicht,“ sagte er sich, „nicht für Dich blüht diese Blume, aber für wen?“ Er fühlte ordentlich ein heißes Gefühl der Angst im Herzen bei dem Gedanken, es könne ein Unwürdiger sie pflücken. Die Musik war unterbrochen, der Diener servirte den Thee.

„Zum letztenmal!“ sagte Frau von Neidhart mit verbindlicher Miene und weichem Ton, indem sie dem Freiherrn die Tasse über den Tisch hinschob.

„Ich hoffe nicht,“ entgegnete er lebhaft, „ich komme jedenfalls wieder!“

„Wann?“ fragte Klotilde.

„Ja, wann!“ wiederholte er, „jetzt gehe ich noch bis zum Herbst nach Ribnickhausen, und im Winter treffen wir dann,“ setzte er zu Sascha gewendet hinzu, „in Lüttchenstein zusammen, wenn nicht die Welt ganz anders bis dahin aussieht und auch die Einzelnen aus dem Geleise geschleudert hat.“

„O, daran wollen wir nicht denken,“ sagte Klotilde, „also im Winter in Lüttchenstein; ich möchte auch dabei sein! Sascha, verschaff mir doch auch eine Stelle bei Deiner Herzogin.“

„Als Kammerfrau!“ meinte Frau von Neidhart, „die Damen stehn sich sehr gut.“

„Ich glaube aber, daß sie an dem kleinen Hofe schwerlich aus dem Adel gewählt werden, wie es allerdings ausnahmsweise bei den Königlichen Herrschaften

vorkommt," bemerkte der Graf, „wollen Sie denn aber fort, liebe Klotilde?" fragte er dann.

„Nein, gewiß nicht, aber ich dachte, ich müßte es doch einmal," sagte sie zögernd.

„Warum?" fragte er wieder, „ich sehe keinen Grund ein," setzte er freundlich hinzu.

„Ich gewiß nicht, wenigstens keinen, der in meinem Willen liegt," gestand sie naiv; „ich dachte nur so," ihr Blick fiel unwillkürlich auf Frau von Neidhart, des Grafen Auge folgte dem ihrigen.

„Wir haben so manchmal darüber gesprochen," erklärte Frau von Neidhart, „natürlich liegt mir unseres Schützlings Zukunft am Herzen und ich achte und befördere den Zug in Jedem, der nach nützlicher Thätigkeit, nach Erfüllung eines Berufs strebt."

„Gewiß, aber es braucht nicht gerade der zu sein, eine Prinzeß aus- und anzuziehen!" scherzte der Graf.

„O nein, wir hatten auch viel ernstere Dinge im Kopf und eigentlich dachte ich, lieber Alexander, Sie auch!" fuhr Frau von Neidhart fort.

„Gewiß, sehr ernste Dinge, darum wollen wir uns den Kopf um minder ernste vorläufig noch nicht zerbrechen. Lassen Sie alle Pläne fahren, liebe Klotilde, und Sie, liebe Mutter, beunruhigen Sie sich nicht. Kommt Zeit, kommt Rath! die glückliche Stunde im Leben, in der man sorglos nach dem Sonnenstrahl hascht, ist flüchtig genug. Wozu sie unnütz verkürzen?"

„Das kommt von ihm, von dem Herrn Baron, dieser poetische Unsinn!" zürnte Frau von Neidhart in Gedanken und nahm sich vor, dieser flüchtigen Stunde nicht so viel Spielraum zu lassen, daß es am Ende gar dem schlauen Mädchen gelänge, sich ganz und gar in Kronegk festzusetzen. Alle eingeschlummerten Befürchtungen erwachten auf's Neue. Mit Ausnahme ihrer Person schien die sonderbare Wendung, die das Gespräch genommen hatte, eine befreiende Wirkung geübt zu haben.

Die Gedanken waren auf etwas Anderes gerichtet worden, als auf den bevorstehenden Abschied. Klotilden war auf einmal und zwar als etwas ganz Selbstverständliches, eine Heimat gegeben worden. Sie hatte nach dem Sonnenstrahl gehascht, nun meinte sie ihn gefangen zu haben. Dem Freiherrn fiel eine Sorge vom Herzen, er sah seine schöne Blume im richtigen Erdreich.

„Nun walte Gott weiter," dachte er, auch Sascha nickte der Freundin verständnißvoll zu und der Doktor rieb sich befriedigt die Hände. Gesprochen wurde nicht weiter davon und der stille Groll Frau von Neidharts blieb unbeachtet.

„Wissen Sie wohl, Herr von Ribnick, Sie sind mir noch eine Geschichte schuldig," begann Klotilde, nachdem die Unterhaltung eine Weile in frischen Zügen fortgebraust war, und sah den Freiherrn auffordernd an.

Er mußte gestehen, daß er sich dieses Versprechens nicht mehr erinnere.

„Es betrifft den Kirchhof in Ribnickhausen," sagte Klotilde, „Sie wollten mir erzählen, warum Ihr Oheim denselben im Walde angelegt?"

„Aha!" rief der Doktor aus, als sei die Geschichte ihm bekannt, brach aber dann hastig und vor Schmerz zusammenzuckend ab.

Frau von Neidhart hatte ihm unter dem Tisch heftig auf den Fuß getreten.

„Kennen Sie den Kirchhof? waren Sie jemals in unserer Gegend?" fragte der Freiherr erstaunt.

Wieder ein Fußtritt, aber diesmal schlug die Absicht fehl, der Doktor hatte seine Füße krampfhaft um die Stuhlbeine geschlungen.

„Ja, nein, ja, doch!" bejahte und widersprach er gleichzeitig, „kurze Zeit als Hauslehrer in Dobrczinsky, aber es ist lange her, Ribnickhausen hatte noch seinen polnischen Ortsnamen. Ein Original, Ihr Herr Onkel,

heute giebt's keine Originale mehr. Begrub allem Gerede zum Trotz seinen Sohn neben dem Selbstmörder —"

„Halt, lieber Herr Doktor," fiel Klotilde ein, „o, bitte, lassen Sie Herrn von Ribnick die Geschichte erzählen. Sie wissen sie gewiß nicht so gut wie er!"

Alle lachten, der Doktor legte zum Beweis seiner Fügsamkeit den Finger auf den Mund, Frau von Neidhart zog beruhigt ihren herumsuchenden Fuß zurück.

„Für mich spricht wenigstens der Umstand, daß ich die Begebenheit, die so viel Staub aufwirbelte, mit erlebt habe und als Augenzeuge berichten kann." sagte der Freiherr; „ich war dabei, als der einzige Sohn meines Oheims von seinem besten Freunde und nächsten Verwandten, einem jungen Manne, der in Ribnickhausen die Landwirthschaft lernte, erschossen wurde. Ich stand so nah, daß ich deutlich den Vorgang übersah und eidlich erhärten konnte, daß nur die Unvorsichtigkeit des Verunglückten an dem traurigen Ereigniß Schuld war, denn er hatte, was Niemand wissen konnte, den ihm zugewiesenen Platz verlassen, um sich, weit ab von dem Schützen, ein einsames Ruheplätzchen zu suchen. Er war kein passionirter Jäger und ein in sich gekehrter, zerstreuter Mensch. Nur dadurch ist's zu erklären, daß er dem Freunde ordentlich in die Flinte lief, daß der Schuß, der dem Rehbock galt, der gleichzeitig mit ihm aus dem Dickicht trat, ihn traf; leider tödtlich. — Leider hatten die jungen Leute in der letzten Zeit nicht in der gewohnten Einigkeit mit einander gelebt, der Streit um ein junges Mädchen, das beide liebten, gegenseitige Eifersucht, die wieder mit Großmuthsscenen abwechselte, hatte das Verhältniß getrübt und gerade an dem Jagdmorgen hatte ein heftiger Wortwechsel, der zu der größten Erbitterung führte und unausgesöhnt geblieben war, stattgefunden, ein unglückliches Zusammentreffen, das schwer in die Wageschale unschuldigen Verschuldens fiel. Ein zweites Verhängniß, das, wenn es

im Augenblick auch nicht beachtet wurde, doch geeignet war, späterhin den Druck des Geschehenen in kaum erträglicher Weise zu steigern, war, daß nach meines Vetters Tode, derjenige, der ihn veranlaßt, das erste Erbschaftsrecht auf Ribnickhausen hatte.

„Der arme Mensch war ganz zerbrochen; er stand vor der Leiche, unfähig auch nur ein Wort hervorzubringen, auch nur eine Thräne zu vergießen. Es stellte sich wohl im Augenblick heraus, daß hier keine Rettung möglich war; mein Oheim war einer der ersten der auf dem Schauplatz des Unglücks erschien.

„Es hatte keiner nöthig, den Vorfall zu erklären, die Leiche des einen, die Verzweiflung des andern, erklärte alles. Mein Oheim war ein Mann von seltener Seelengröße. Ein kurzer, innerer Kampf mit sich, dann bot er dem Neffen über die Leiche hinweg die Hand und sagte fest: ‚Armer Bursch, Du wirst am Schwersten daran zu tragen haben, wir wollen sehn, wie wir's machen, uns in das Unabänderliche wie Männer zu fügen.'"

Der Freiherr schwieg eine Weile, die eigene Bewegung erlaubte ihm nicht gleich fortzufahren, keiner wagte die Stille zu unterbrechen. Endlich sagte er leise:

„Er hat's nicht tragen können. Am nächsten Morgen schoß er sich eine Kugel durch den Kopf!"

„O, Gott!" rief Klotilde entsetzt und sprang auf. Der Graf, der neben ihr saß, ergriff sanft ihre Hand und nöthigte sie mit Blick und Geberde sich ruhig wieder hinzusetzen.

„Es mag wohl bald vierzig Jahre her sein, seit der Schuß fiel," sagte er freundlich, „die That ist überlebt und überwunden, und nicht mehr zu hindern." —

Herr von Ribnick fuhr fort:

„Ich komme nun auf den Kernpunkt meiner Erzählung, auf den Kirchhof im Tannenwald, jedenfalls," setzte er zu Klotilden gewendet hinzu, „werden sie es be-

greiflich finden, daß ich Ihnen auf dem Ball diese Geschichte vorenthielt.“

Sie nickte verständnißvoll und er begann auf’s Neue:

„Mein Oheim hatte den Wunsch, die beiden Freunde, die leider mit einem Zwiespalt auseinander gegangen waren, im Tode wieder zu vereinen. Einer neben dem andern sollten sie ruhen, zum Zeichen, daß im Tode jeder Streit, jedes Mißverstehen, jedes auseinanderführende Streben, jedes Unrecht, jede Kränkung, jeder Zorn aufhört, daß nur die Liebe bleibt, die den Menschen in’s Dasein einführt und wie sie auch im Leben sich verirren, verleugnet werden und verloren gehen mag, ihn an der Ausgangspforte des Lebens wieder in Empfang nimmt, ihn in das Jenseits hinüber zu leiten. Leider schien sein so natürlicher Wunsch scheitern zu sollen. Man versagte dem Selbstmörder ein ehrliches Begräbniß auf dem Gemeindekirchhof!“

„Natürlich,“ sagte Frau von Neidhart.

„O wie grausam!“ rief Klotilde aus.

„Zum abschreckenden Beispiel,“ erklärte der Doktor, „man muß einen Unterschied machen zwischen Denen, die gerecht im Herren starben, und Denen die offenkundige Sünde auf sich luden. Solch Grab im Kirchhofwinkel schreckt Manchen ab.“

„Sie haben, glaube ich, mit dem letzten Satz ganz richtig den leitenden Gedanken, der zu dieser Maßregel führt, bezeichnet,“ sagte der Freiherr, „ich meine aber, daß im Grabe das irdische Gericht aufhört, und irdischer Urtheilsspruch sein Recht verliert. Die Seele, die den Körper verlassen, gehört den Menschen nicht mehr an; wozu noch äußere Schande auf das Andenken der Verstorbenen werfen und aus ihrer Grabstätte einen Pranger machen, an dem Zeitgenossen und Nachkommen scheu vorüberschleichen, der den eigenen Angehörigen noch bittre Galle in den Kelch des Leidens träufelt. Ich habe

wohl in der Schrift gelesen, daß man dem Sünder verzeihen, Böses mit Gutem, Haß mit Liebe vergelten soll, nirgends las ich, daß es geboten ist, die Schuld, die der Lebende begangen, noch durch Beschimpfung des Todten an ihm zu rächen."

„Ich weiß doch nicht," wandte der Doktor ein, „strenge Zucht thut alleweil Noth, warum ist denn die Welt im Verfall, die Kultur im Rückschritt begriffen, doch nur, weil das strenge Regiment der guten alten Zeit aufgehört hat."

„Wenn Du dem Doktor auf dieses Feld folgst," mischte sich der Graf jetzt ein, über das im höchsten Grade verwunderte Gesicht, mit dem der Freiherr die Aussprüche desselben aufnahm, unwillkürlich lächelnd, „so hören wir Deine Geschichte heut nicht zu Ende."

„Mein Schwiegersohn ist jeder Polemik abhold, das werden sie wohl schon gemerkt haben," bemerkte Frau von Neidhart, „Ansichten und Meinungen sind in seiner Gegenwart schwer auszutauschen."

„Nicht doch, liebe Mutter," wehrte er die Anschuldigung ab, „es ist nur so selten von Tausch dabei die Rede; jeder behält das seinige, und der Rest ist Schweigen. Da nehme ich denn gleich Anfangs den Rest für mich."

„Und legen uns die moralische Verpflichtung auf, ein Gleiches zu thun," sagte Frau vou Neidhart in scherzendem Ton, der ihre Fügsamkeit beweisen sollte.

„Also ohne weiteren Austausch oder Streit der Meinungen," fügte sich der Freiherr in Wirklichkeit dem angedeuteten Wunsch des Grafen, „will ich mich darauf beschränken, nur Thatsächliches zu geben. Mein Oheim war gleichfalls kein Freund von erfolglosem Streiten und da er mit seiner Absicht auf nicht zu überwindenden Widerstand stieß, so abstrahirte er vom Kirchhof und ließ beide junge Leute nebeneinander im Walde begraben."

„In ungeweihter Erde, und den unschuldigen Sohn neben dem Selbstmörder!“ konnte sich Frau von Neidhart nicht enthalten, entsetzt auszurufen.

„Er ließ den Platz zur ausschließlichen Begräbnißstätte der Ribnickhausen einweihen,“ beantwortete der Freiherr den Einwand, „ließ ringsum die Bäume ausroden und mit Tannen bepflanzen, so daß diese eine grüne Mauer um denselben bilden, er pflanzte selbst zwei Trauereschen zu Füßen der Gräber, ein und dasselbe Kreuz trägt beider Namen, und Geburts= wie Sterbetag, darunter steht:

Zorn und Rache, Haß und Grimm,
Find't hier nimmer Sitz und Stimm,
Richteramt und Regiment
Hat auf Erden hier ein End',

und auf der Rückseite trägt das Kreuz die Inschrift:

„Wir sind allesammt arme Sünder und hoffen alle durch die Barmherzigkeit Gottes selig zu werden.“

„Als mein Onkel starb, wurde er auf seine Anordnung neben Sohn und Neffen begraben, und so ist der Platz zum Familienkirchhof geworden, zum Friedhof im wahren Sinne des Worts, denn Frieden findet, wer Frieden giebt, und als mein Onkel in vielleicht schwerer Selbstüberwindung, in echt christlichem Erbarmen die Hand erfaßte, die ihm sein Liebstes geraubt.“ — —

„Die Hand war unschuldig,“ unterbrach ihn der Graf, stand auf und trat auf den Balkon hinaus.

Mit bedeutungsvoller Miene blickte Frau von Neidhart ihm nach.

„Er denkt an seine erste Frau,“ sagte sie geheimnißvoll, „sie war nicht unschuldig und er verzeiht ihr nicht.“

Es fühlte wohl Jeder das Verletzende dieser Bemerkung.

„Sie haben uns noch nicht gesagt, wie das junge Mädchen, das den Streit der Freunde erregt, den Tod

beider aufnahm?“ sagte Klotilde zum Freiherrn; „kann sie noch eine ruhige, eine glückliche Stunde gehabt haben? Wissen Sie etwas von ihrem weiteren Schicksal? Haben Sie sie gekannt?“

„Ja,“ sagte der Freiherr, „aber ich kann Ihnen nichts vou ihr berichten; von ihrem Seelenleben weiß ich nichts, nach äußern Verhältnissen läßt es sich nicht beurtheilen.“

„Es weiß ja auch Keiner, ob sie eine Schuld hat, vielleicht hat sie auch nicht einmal eine Seele!“ bemerkte Frau von Neidhart in einem Ton, aus dem vielleicht nur der Freiherr die feine Nuance von Spott heraushörte.

„Ja, vielleicht,“ bekräftigte der Freiherr, „vielleicht sucht sie dieselbe auf den verschlungenen Wegen der Welt. Es verirrt sich ja manche, verloren geht keine, aber wer so seelenlos bis zuletzt wandert, der geht eines köstlichen Guts verloren, der innern Harmonie, die jeden Mißton, der falschem Ziel entgegenlockt, in einen Wohlklang auflöst.“

Achtzehntes Kapitel.

Auf dem Balkon draußen stand Sascha neben dem Grafen. Ihre Empfindungen und Gedanken lagen im Streit und sie strebte nach Ausgleich. Sie fühlte sich ihm gegenüber schuldig, das mochte sie nicht dulden. Deshalb war sie zu ihm hinausgegangen und stand nun neben ihm, blickte wie er in die heraufziehende, zauberisch schöne Frühlingsnacht hinaus. Ganz klar war der Himmel noch nicht, leichtes Gewölk zog herauf, bald die Sterne verhüllend, bald von diesen besiegt und überstrahlt, sich hier zusammenballend, dort theilend, ein Ringen und Kämpfen von Licht und Finsterniß und ein Wechsel der Beleuchtung, der ganz wunderbare landschaftliche Effekte hervorbrachte. Der Graf schob Sascha einen Stuhl hin und nahm neben ihr Platz.

„Wir beide," sagte er freundlich, „haben ja wohl die Abendkühle nicht zu scheuen. Bei mir stehts ganz außer Frage, aber auch Ihre kleine Person scheint mir aus den richtigen elementaren Stoffen zusammengesetzt, um in Licht und Luft, Thau und Abendroth immerhin eine etwas verwandte Mischung zu finden. Es fehlt noch Klotilde," fügte er hinzu, als sie über den Vergleich lächelte, aber von ganz bestimmten Gedanken eingenommen, nicht gleich wie sonst eine gewandte Antwort fand.

„Klotilde hat ihren Magnet im Saal und läßt sich von den Schwingen der Poesie umrauschen, obgleich es ein Schwanenlied ist, auf das sie hört und in das sie hineintrillert, gerade wie ihr der Schnabel gewachsen ist."

„Es ist mir lieb, wenn sie nicht kommt, denn ich habe Ihnen etwas zu sagen, was keiner wissen darf, als Sie, Herr Graf —" sagte Sascha und hielt dann zögernd inne.

„So sprechen Sie getrost, Prinzeß," sagte er, „hören Sie, wie lebhaft drinnen die Konversation ist. Meine Schwiegermutter und der Doktor würden um die Welt nicht an einem Abend herauskommen, an dem Erlkönigs Töchter auf den Wiesen tanzen. Wir bleiben also wahrscheinlich ungestört."

„Ich bedarf nur weniger Minuten, aber ich muß beichten und um Verzeihung bitten, muß Absolution haben, denn ich habe mich schwer gegen Sie, gegen mich selbst vergangen, kann es einzig und allein durch ein offnes Geständniß wieder gut machen. Ich war heut früh," fuhr sie, als der Graf sie auffordernd und einigermaßen neugierig anblickte, entschlossen fort, „ich war heut früh im Thurmkabinet und hörte alles mit an, was Sie und Baron Ribnick zusammen sprachen."

Er entfärbte sich leicht, hielt aber den Blick fragend auf sie gerichtet und forderte sie so zum Weitersprechen auf."

„Ich war dorthin gegangen, um zu lesen," berichtete sie, „und war eingeschlafen. Ich hatte Ihr Eintreten nicht bemerkt, ich habe Anfangs ohne alles Bewußtsein, wie träumend zugehört. Als mir klar wurde, was vorging, war ich gefesselt und dachte nicht daran mich loszureißen, bis Klotildens Eintritt mich zum Bewußtsein brachte."

„Und was thaten Sie dann?" fragte der Graf.

„Ich besann mich nicht einen Augenblick," erzählte sie, „ich stieg zum Fenster hinaus und kletterte am Weinspalier herunter, versteckte mich im Gebüsch und schämte

mich halbtodt und habe mich den ganzen Tag geschämt und mir die bittersten Vorwürfe gemacht. Ich war wirklich wie verhext. In meinem Leben bin ich nicht so indiscret, so wider alle Sitte, allen Anstand verfahren. Werden Sie mir verzeihen können, Herr Graf?"

Er reichte ihr gütig die Hand; so peinlich ihm Anfangs ihr Geständniß gewesen, so verletzend der Gedanke, daß sie, die Fremde, mit angehört, was er sich kaum entschlossen dem Freunde mitzutheilen, daß seines Herzens unheilbare Wunde offen vor ihr lag, so sehr seine sensitive Natur sich dagegen sträubte, daß das, was ihm sein Lebensglück gekostet, ihr doch nichts andres sein könne als eine interessante Geschichte, doppelt zum Lesen anregend wie ein verbotenes Buch, so sehr sein Stolz, sein Zartgefühl, sein Selbstbewußtsein unter ihrem Geständniß litt, die unumwundene Ehrlichkeit desselben versöhnte ihn.

„Gott segne und erhalte Ihnen Ihre Wahrheitsliebe," sagte er freundlich, „man erquickt sich an solchen Naturen ohne Arg und Falsch. Ich würde natürlich Ihr junges Herz nicht in den Schatten meiner Welt hineingezogen haben, da Ihr Mißgeschick aber Ihnen mein Vertrauen aufdrang, so nehmen Sie an, es sei Ihnen freiwillig gespendet und machen Sie mit der Geschichte, was Sie thun würden, wenn es Ihr eigner Vater wäre, der Ihnen damit ein Blick in sein Herz erschloß."

„Herr Graf, ich würde meinen Vater nur noch höher ehren deshalb," sagte Sascha tief bewegt, und wenn ich das Gefühl auf Sie übertragen darf, bin ich glücklich! Ich werde nie Ihre zartsinnige Güte, Ihr edelmüthiges Verzeihen vergessen!"

„Ich meine," unterbrach er sie, über ihre Ueberschwänglichkeit lächelnd, „Ihr Vergehen ist keins von denen, die man erst verzeiht, wenn man die ewigen Palmen über seinem Haupte rauschen fühlt."

Er stand auf, nickte ihr freundlich zu und trat näher an den Rand des Balkons. Ein sonderbares Gefühl kam über ihn. Ihm war auf einmal so frei, so leicht zu Muth; so still und feierlich in der Seele, wie die Frühlingsnacht, die ihn umgab, so als ginge ihm ein Licht darüber auf, daß alles Zürnen nur Thorheit, daß aller unvergessene und unversöhnte Groll nur unnützer Ballast sei, der das Schiff des Lebens in die Tiefe ziehe. Ueber Bord damit! riefen ihm tausend innere Stimmen zu, die Segel ausgespannt und weiter! Das Meer ist frei und der Hafen noch weit!

Er athmete tief auf. Er beugte sich über die Balustrade und beide Arme auf dieselbe stützend, blickte er gedankenvoll zum Sternenhimmel empor. Ein kleines Wort der Vergebung und dies junge Mädchenherz flog ihm mit kindlicher Verehrung zu. Er verstand es auf einmal, wie er des Sohnes Herz hätte gewinnen können! Nun war's zu spät! Immer mehr und mehr fiel der Groll von ihm ab, immer milder wurde die Erinnerung.

„Sie ist nun schon wohl zwanzig Jahre todt," sagte er leise, „so viel Zeit an dem Groll verloren, und ihn dazu, Joachim!"

Seine Stimme schmolz dahin, wie Geisterhauch verklang der Name, aber Sascha hatte ihn dennoch gehört und der sehnsüchtige, zärtliche Ton, mit dem er ausgesprochen wurde, bewegte mit wunderbarem Zauber ihr Herz.

Sie erhob sich leise und ging in den Saal zurück. Er stand noch an derselben Stelle, er hatte die Hände vor die Augen gedrückt, ein paar Thränen stahlen sich langsam über seine Wangen. Die Frühlingsnacht sandte ihre Düfte empor, die Wolken zogen fort, am dunklen Himmel blitzten die Sterne und er hörte die Palmen rauschen, die ihm, der noch in der vollen Kraft des Lebens stand, Friede und Versöhnung in's Herz wehten.

Neunzehntes Kapitel.

Der offne, leichte Wagen, der den Freiherrn zur nächsten Bahnstation bringen sollte, rollte die Fahrstraße, die sich die Anhöhen hinunter wand, entlang. Er hatte sich einstweilen auf den Rücksitz gesetzt und erwiderte, den Hut in der Hand schwenkend die Grüße, die ihm von dem hochgelegnen Thurmzimmer der jungen Damen aus, mit wehenden Tüchern nachgewinkt wurden.

Aber jetzt bog der Wagen um die Ecke, der Thurm war verdeckt, der Sonnenstrahl, der auf Klotildens goldnem Haar geschimmert, verlor sich im Grün der himmelanstrebenden Bäume; der Freiherr wechselte den Platz. Das Schloß lag ihm nun im Rücken, der grüne Vordergrund schloß die Eingangspforte ab; dem Reisenden war zu Muth, als müsse er aus einem Zauberland in die öde kalte Welt zurückkehren. Sein einsames Landhaus und ernsthafte Arbeit, das waren die Ziele, die ihm winkten, und, wenn die Arbeit vollbracht war, mit der er seine schriftstellerische Laufbahn zu schließen gedachte, was dann!

Dann blieb eben nur das einsame Landhaus, und als nächstes und letztes Ziel der einsame Friedhof im Tannenwalde. — Da fiel ein Frühlingsstrauß in den Wagen, dem Dichter gerade in den Schooß. Die kleine Agnes hatte hinter der Hecke des Gartens auf ihn ge-

wartet und sandte ihm den Gruß, jetzt eilig ins Haus fliehend und auf den Dank nicht hörend, den er ihr zurief.

Die Großmutter schalt. Ihr waren Maschen heruntergefallen und Niemand da, sie aufzuheben, und der Doktor mußte jeden Augenblick kommen, dem Mädchen Geschichtsstunde zu geben, und sie hatte den ganzen Morgen in kein Buch gesehn. Was sollte daraus werden?

„Eine Gelehrte nicht, Großmutter," lachte Agnes, „beim Doktor komme ich nicht von der Stelle; in der Schule habe ich längst die Freiheitskriege gehabt, bei ihm ziehe ich nur mit Hannibal über die Alpen, ich komme aus den punischen Kriegen nicht heraus."

„Hannibal," wiederholte die Großmutter, „so hieß meines Alten Lieblingspferd. Er ritt es, als ihn die Kugel traf. Er hat ihn nicht wieder bestiegen. Meines Alten Bein war kaput und sein Kommandeur kaufte das Pferd für hundert Thaler, ein schöner Preis damals! Gott, was war ich doch für eine junge Frau damals noch und was für schwere Zeiten habe ich durchlebt! Schwer und glücklich, sehr glücklich!" — —

Auf dem Schloß dachten sie in dem Augenblick nicht an Glück, da war Frau von Neidhart wohl die Einzige, die nicht über des Freiherrn Abreise betrübt war.

Wenn ein gern gesehner Gast aus dem Kreise scheidet, in dem er sich ein lieb gewordenes Plätzchen eroberte, so giebt's eine fühlbare Lücke. Fast Jeder empfindet sie. Man geht umher, als müsse man etwas suchen, und weiß doch, daß es nicht zu finden ist. Selbst die gewohnten Beschäftigungen wollen nicht von der Hand gehn, denn mehr oder weniger stehn sie doch in Zusammenhang mit dem Vermißten und deuten auf die leer gewordne Stelle. Vom Thurmzimmer oben bis ins Souterrain erscholl das Lob des Freiherrn.

„Das ist wirklich ein vornehmer Herr, sowie unser Graf," sagte die Bertram zu Lewald, dem Kammer-

diener. „Der würde es sein und wäre er in der Tagelöhnerhütte geboren. Immer freundlich und höflich und gegen unsereinen erst recht.“

„Das ist auch das Wahre,“ entschied der Kammerdiener, „die so über uns wegsehn, als wären wir Staub und Luft und nur dann, wenn sie uns brauchen, uns bemerken, die sich schon nicht die Mühe geben, den Mund ordentlich aufzumachen, wenn sie mit den Dienstboten sprechen, außer wenn sie schelten, die einem keinen Gutenmorgen sagen und bitte und danke nun schon garnicht, weil sie ja doch nur zu befehlen brauchen, ich sage Ihnen, liebe Frau Bertram, bei Denen haperts. Es kann ja seine Richtigkeit haben mit dem Adel und der Freiherrlichkeit, aber es fehlt was an der vornehmen Art.“

„Oder es ist etwas zu viel da, ich meine den Dünkel,“ fuhr Frau Bertram fort.

Lewald nickte bedächtig, und dann sahen die beiden einander bedeutungsvoll zunickend an. Sie hatten wohl etwas im Hinterhalt, was sie nicht aussprachen.

Oben schalten die beiden jungen Damen den Doktor aus, der in etwas bittern Worten seinem Aerger über den Hochmnth der Baronin Luft machte.

„Sie gehört einer sehr stolzen Familie an,“ versuchte Sascha sie zu entschuldigeu, „sie singt das Lied nach, das sie von Jugend an hat singen hören.“

„Und Sie sind selbst daran Schuld, wenn sie Sie schlecht behandelt,“ fuhr Klotilde fort, „es muß sich Jeder in Respekt zu setzen vermögen.“

„In Respekt bei einer gebornen Hofen von Waldau,“ rief der Doktor aus. „Der westphälische Adel, meine Damen ist, müssen Sie wissen, wenigstens nach der Meinung derer von Hofen selbst, in ganz direkter Linie auf Adam und Eva zurück zu leiten, und die katholische Linie im Himmel, wie die protestantische wenigstens in der Hölle kourfähig.“

„Und ich hoffe," sagte Sascha, halb lachend, halb indignirt, über des Doktors zweideutige Art und Weise, „es wird Ihnen dermaleinst das Amt als Schleppenträger der alten Dame bei der höllischen Kour nicht fehlen."

Der Doktor lachte. Er nahm Alles von der leichten Seite, auch den Vorwurf der Schleppenträgerei, obgleich er ihn abwies, indem er sagte:

„Dann muß ich aber erst verlernen, der Gnädigen zu opponiren." —

„Was Sie auch nie gerade heraus thun," warf Klotilde ihm vor, „und was sie hundertmal garnicht merkt, weil sie's für unmöglich hält."

„Nun, und wo liegt der Schade, wenn ich mir Erleichterung schaffe und sie doch nicht kränke!" rief der Doktor aus. „Weltklugheit, meine Damen, man schickt sich in die Welt, wenn die Welt sich nicht in uns schickt, ich bin leider keine junge Dame, der diese zu Füßen liegt," schloß er mit einer galanten Wendung.

„Ach, Sie sind ein Filou," lachte Klotilde, „aber böse kann man Ihnen nicht sein, und ich glaube, so falsch wie's manchmal aussieht, meinen Sie's nicht."

Der Doktor legte beschwörend die Hand auf sein Herz, dann flog so etwas wie eine Wolke des Nachdenkens über sein Gesicht.

„Trau, schau, wem?" sagte er langsam, und dann mit der Hand ein Schnippchen schlagend: „es bindet auf der Welt nichts fester, als der gegenseitige Vortheil."

Aber über diese ruchlose Ansicht, obgleich sie leider oft genug zur Wahrheit wird, stürmte ordentlich ein Hagel von Vorwürfen von Seiten Klotildens auf ihn herab, während Sascha sich mit stummer Nichtachtung abwandte.

Der Doktor fuhr sich mit beiden Händen in die Haare. „Gnade, ich bin ein alter Mann, ich sehe die Welt wie sie ist," flehte er.

Herr von Ribnick ist auch ein alter Mann, wie schön spiegelt sich in seinem Geist die Welt wider," rief Klotilde.

„Mir fehlt das Medium der Dichtkunst," vertheidigte sich der Doktor.

„Graf Kronegk ist auch kein Dichter," warf Sascha dazwischen.

„Aber ein edler Mensch," sagte Klotilde warm.

Der Doktor zuckte die Achseln.

„Es kann ja sein," sagte er leichtfertig, „daß die Welt Jedem die eigne Fratze widerspiegelt und daß das die Vergeltung auf Erden ist, sich so in tausendfältiger Vervielfachung wieder zu erblicken, wenn man nämlich eine häßliche Fratze hat. Wohl dem, den Gott schön geschaffen oder dem es gelang, sich schön auszuputzen, wenn's auch nicht dasselbe ist." —

Der Graf schickte und ließ die jungen Damen fragen, ob sie ausfahren wollten. Er habe mit dem Förster zu thun und würde dann vorausreiten. Sie wollten in der Försterei zusammentreffen und dann durch das Elsenbruch und über die Wiesen heimkehren.

Der Vorschlag wurde mit großem Beifall angenommen, und das Anspannen bestellt. In einer halben Stunde sollte der Wagen vorfahren, das Pferd des Grafen war schon gesattelt und der Reitknecht führte es einstweilen im Hofe herum, da es ein feuriges Thier war und das Stehen nicht liebte. Sascha und Klotilde gingen mit herunter, den Grafen aufsteigen und abreiten zu sehen. Er war ein äußerst gewandter Reiter und wie er so auf dem schönen stolzen Thier saß, dessen Größe und edle Körperformen zu der stattlichen Gestalt seines Reiters wie angepaßt erschienen, wie er es so sicher im Zügel hielt, es mit leisem Schenkeldruck zu leichter Gangart antreibend, und sich ritterlich vor den Damen verneigend, davon sprengte, sah er wahrlich nicht aus, als habe er die Mittagshöhe des Lebens schon über-

schritten, sondern als stände er recht im Mittelpunkt desselben, stahlhart und stahlkräftig Muskel und Nerven und der warme Strom des Bluts mit immer frischer Lebenskraft durch die Adern fließend. Frau von Neidhart sah ihm vom Fenster ihres Schlafzimmers aus nach. Der Doktor hat wirklich Recht, dachte sie, er ist ein ganz anderer Mensch geworden, seit die jungen Mädchen im Hause sind.

„Gott, er reitet ihnen ordentlich das Pferd vor," rief sie dann, bedenklich den Kopf schüttelnd, aus, als sie sah, daß der Graf am Hofthor vorbei, noch einmal die Runde um den Hof machte, diesmal im scharfen Galopp, aber vor den Damen mit sicherer Gewandtheit das Pferd parirend. Sie öffnete leise das Fenster um zu hören, was er noch mit den Mädchen zu sprechen hatte. Es war freilich etwas sehr Unverfängliches: Klotilde sollte dem Reitknecht sagen lassen, daß er gleich des Grafen zweites Reitpferd satteln und mit diesem dem Grafen nach der Försterei nachkommen solle.

„Ich denke, ich fahre lieber mit den Damen zurück. Drei Personen haben auf der Droschke Platz und er kann dann mein Pferd mit zurück nehmen," setzte er hinzu.

„So," sagte Frau von Neidhart. Ein tiefer Seufzer entrang sich ihrer Brust. Er galt der Unvollkommenheit der Weltordnung. „Was hat ein Mann, der über die Fünfzig hinaus, sich vor jungen Mädchen zu produciren — wozu Vergnügungspartieen mit ihnen zu verabreden, bin ich gar nicht mehr da!" — und als der Graf jetzt die Sporen einsetzte und in scharfem Galopp zum Hofe hinaussprengte, kam ihr der flüchtige, vielleicht nicht einmal ganz klare Gedanke, als wäre es eigentlich eine gerechte Strafe, wenn der prahlerische Reiter so vor den sichtlichen Augen seiner Bewundererinnen etwas in den Sand geworfen würde. — —

Die Geschichtsstunde, die der Doktor Agnes gab, war längst vorüber. Hannibal steckte noch tief in Eis und Schnee und er steckte noch tiefer in Geschichten von den vergangenen Tagen. Agnes hörte mit echt jugendlicher, die alte Frau mit nicht minder lebhafter Neugier zu.

„Und Fräulein Klotilde behalten wir auf dem Schloß," sagte er zuletzt mit sichtlich großer Befriedigung.

„Die Gnädige fiel gewaltig herein mit ihrem Vorschlag, die junge Dame der Herzogin von Schönfeldt-Lüttchenstein zur Kammerfrau vorzuschlagen. Ich glaube, dem Grafen fiel's da erst ein, daß sie auf dem Schloß bleiben könne. Verrechnet, immer verrechnet, meine sehr gnädige Frau Baronin."

„Sie sind ja ein rechter Giftsack heute, Doktor," bemerkte die alte Frau.

„Kann sein, aber warum?" fuhr der Doktor auf, „weil ich üble Laune nicht vertragen kann, und weil sie all' ihre üble Laune, mit der sie doch die Gäste nicht regaliren kann, auf mich ausschüttet. Ich bin ein harmloses Geschöpf, aber wer mich ärgert, den ärgere ich wieder und treibt sie's auf die Spitze, wird noch mehr als Aerger daraus."

Die Majorin schüttelte den Kopf.

„Na," sagte sie, „ehe ich mich immerfort an der Baronin ärgerte, verzehrte ich lieber meine Pension wo anders."

„Nein, meine beste Frau Majorin, das thäten Sie nicht, wenn Sie ich wären," entgegnete er. „Wir sind ja auch eigentlich sehr gute, sehr intime Freunde, die Frau Baronin und ich, wir leben ungefähr so, wie nahe Verwandte mit einander leben. Wir zanken uns, thun uns allerhand zum Possen, ärgern uns an einander und lieben uns doch. Es ist da freilich ein Unterschied. Ich bin der Doktor Streit und sie ist die Frau Baronin von Neidhart, geborene Hofen von der Waldau, das darf ich natürlich nicht vergessen. Wenn

ich's vergäße," er trommelte mit den Fingern auf dem Tisch, „das wäre schlimm für sie, für mich, wollt' ich sagen."

„Na, es hat ja doch Jeder sein Steckenpferd," sagte die Majorin entschuldigend, „sie hat ihren Adelstolz und Sie haben Ihr Raisonniren und Schwadroniren, ich habe meinen Kaffee und meine Erinnerungen, und die Kinder haben die Jugend. Wenn sich Keiner an dem vergreift, was der Andere hat, ist Frieden in der Welt."

„Gewiß, gewiß, ich gönne auch von Herzen meiner Gnädigen den Adelstolz," sagte der Doktor, „vom Stolz lebt Keiner, nur vom Besitz und was mein Raisonniren und Schwadroniren betrifft, je nun, ich bin ja ein alter Kerl. Meinerzeit redeten die Alten und die Jungen schwiegen, heutzutage kehrt sich das um. Meinetwegen, ich bin kein Weltverbesserer. Sehe Jeder, wie er's treibt, sehe Jeder, wo er bleibt, wer zuletzt lacht, lacht am Besten, und ich erleb's noch, daß etwas geschieht, was die Alte grün und gelb ärgert."

Er nickte und winkte geheimnißvoll und erzählte dann scheinbar ganz harmlos, wie der Graf nach der Försterei geritten sei, und sich die jungen Mädchen nachbestellt habe, und beschrieb dann, wie er ihnen seinen Rappen vorgeritten und wie schön und stattlich er ausgesehen, und wie freundlich und mit welcher ehrerbietigen Galanterie er die jungen Damen gegrüßt, als er aus dem Hofthor herausgeritten sei.

„Er sah so jung aus, und war all' die Tage so in seiner feinen, gehaltenen Weise fröhlich und aus sich heraustretend, ich könnte mir denken, daß wir am Ende nochmal eine junge Herrin auf Schoß Kronegk bekämen — und dann!" der Doktor rieb sich vergnügt die Hände.

„Ach, dummes Zeug," rief die Majorin unwillig aus.

„Meinen Sie die Prinzeß?" fragte Agnes neugierig.

„Nichts meine ich, Kiek in die Welt, natürlich

meine ich, wenn Graf Konrad mal heirathet," wollte der Doktor sich ausreden.

Agnes schüttelte den Kopf.

„Sie sagten: und dann? Ja, was ist dann, wenn der Graf wirklich noch einmal heirathet?" beharrte Agnes, trotz des Doktors Ausweichen bei der Sache bleibend.

„Dann heirathe ich auch und zwar Dich," rief der Doktor aus und lachte über das erzürnte Gesicht, das ihm auf diese Antwort zu Theil wurde.

Zwanzigstes Kapitel.

Die jungen Mädchen waren nicht wenig erstaunt, als sie zum Ausfahren gerüstet herunter kamen, Frau von Neidhart schon in der Droschke sitzend zu finden. Sie sahen einander mit langen Gesichtern an, Klotilde öffnete schon den Mund zu einer Bemerkung, aber Sascha schüttelte abmahnend, leicht mit dem Kopf. Letztere nahm nun neben der Baronin, Klotilde auf dem kleinen, querüberliegenden Sitz Platz, aber Eine schien die Andere mit den Augen zu fragen: wo bleibt nun der Graf? Was wird aus der gemeinschaftlichen Rückfahrt?

Es war hübsch im Walde und Frau von Neidhart in der heitersten Laune. Sie freute sich darüber, ihren Schwiegersohn durch ihr Mitkommen zu überraschen. Sie spielte die Harmlose und täuschte die jungen Mädchen, die ja nichts von dem ahnten, was sie verhindern wollte. Sie erzählte von ihrer Jugendzeit, von ihrem Vater, der ein Sonderling gewesen, von ihrem einsamen Leben im Walde; es entschlüpfte ihr, daß sie einen Pflegebruder gehabt, aber sie überging achselzuckend die Frage, was aus demselben geworden sei. Dann fingen die Mädchen an zu singen, und dazu rauschten die Buchen, glänzte das Sonnenlicht, dessen Strahlen gebrochen durch die dichten Zweige fielen. Es waren Kinderlieder, die die Mädchen anstimmten, der Schönheit des Frühlings,

dem Glück der Jugend in Text und Melodie beredten Ausdruck gebend. Ganz leise stimmte Frau von Neidhart ein. Vielleicht hatte es eine Zeit gegeben, in der auch sie so empfunden hatte, eine Zeit unbewußten Glücks, wie lange vorbei!

„Ich weiß auch, was Waldpoesie ist, was Kinderglück bedeutet," sagte sie, und ihre Augen schwammen in feuchtem Glanz. „Ich kannte jeden Baum, jeden Busch, jedes Vogelnest. Wenn die Nachtigall zum erstenmal sang, rief's Einer dem Andern jubelnd zu. Der Wald war meine Welt, keine unverstandene Sehnsucht lockte den Blick hinaus!" Langsam rann ihr eine Thräne über die Wangen.

Aber dicht neben einander wohnen in der Menschenseele gute und böse Geister, und wie die Gedanken der alten Frau allmälig von ihren Erinnerungen in die Gegenwart zurückkehrten, siegten die Letzteren. Die feuchten Augen und das wehmüthige Lächeln waren verschwunden; die flüchtige Skizze, die beredt ein lachendes Kinderglück geschildert, wurde ausgefüllt durch hohle Prahlerei, dies Steckenpferd kleiner Geister. Mochte sie der Menge mit den wohlfeilen Reiterkünsten imponiren, den jungen Mädchen imponirte sie nicht. Sie hörten kaum hin, was sie nun von ihres Vaters hoher Stellung als Oberlandjägermeister eines österreichischen Erzherzogs und den großartigen Jagden erzählte, die jenem zu Ehren hatten arrangirt werden müssen. Es stimmte weder zu der Waldeinsamkeit, die sie vorhin geschildert, noch zu dem, was Sascha von ihrer Stiefmutter, die mit der Hofenschen Familie weitläuftig verwandt war, gehört hatte, es stimmte überhaupt nicht in den Wald.

Das Forsthaus war erreicht und die Frau des Försters hatte in Erwartung der Gäste einen kleinen Imbiß bereitet, den sie nun auf zierlich gedecktem Tisch, der unter einer mächtigen Buche stand, auftrug. Die hübsche junge Frau, etwas verlegen, weil die Baronin

kam, lud freundlich zum Mahl ein und bestellte, daß der Herr Graf noch mit ihrem Mann tiefer in den Wald gegangen sei, aber gemeint habe, er würde die Damen nicht zu lange warten lassen. Ein paar flachsköpfige, rothwangige Knaben blickten neugierig durch die halb geöffnete Hausthür, sich anfänglich scheu zurückziehend, als der Blick der jungen Mädchen auf sie fiel, aber die Scheu dauerte nicht lange. Kinder merken schnell wer's gut mit ihnen meint, und bald waren die jungen Mädchen in fröhliches Geplauder mit ihnen vertieft, während die Försterin, vor der Baronin stehend, deren oberflächliche Fragen bescheiden beantwortete.

„Werdet Ihr nicht essen?" nöthigte einer der Knaben, zum Zulangen, „wenn was übrig bleibt, bekommen wir auch."

Die Mädchen lachten hell auf. Die Försterin schien halb und halb geneigt einzustimmen, gab aber doch dem kleinen Schelm einen leichten Verweis, während Frau von Neidhart, was eigentlich nicht nöthig schien, sie leutselig über die ungewünschte Offenheit des Knaben zu beruhigen strebte.

„Das hätte meinem Konrad, ich meine dem Grafen Konrad auch passiren können, als er klein war," sagte sie.

„Ja, Kinder sind eben überall Kinder," meinte die Försterin einfach. „Essen thun sie Alle gern und sie müssen doch warten, bis die Großen haben. Wollen Sie aber nicht so gütig sein, zuzulangen, Frau Baronin und die jungen Damen auch?" setzte sie freundlich bittend hinzu, nicht ganz ohne Hausfrauenstolz auf den Tisch deutend, auf dem ein mächtiger Schinken, Eier, Butter, Brod und Honig und frische Milch gar appetitlich aufgereiht standen.

„O liebe Frau, essen um diese Zeit, wir würden uns unser Diner verderben," sagte Frau von Neidhart mit freundlich abweisender Miene.

Die Frau machte ein betrübtes Gesicht.

„Frau Baronin, auf mich rechnen Sie heut nicht für Ihr Diner," rief Sascha aus, „die Fahrt hat mich ganz hungrig gemacht, eigentlich war ich's schon vorher, denn beim Kaffee herrschte schon Abschiedsstimmung, und ich glaube," setzte sie, Klotilden schelmisch anblickend hinzu, „es ist noch eine Gewohnheit von der Pension her, aber da war's verpönt, etwas zum Kaffee zu essen, wenn des Morgens Jemand abreiste."

„Ja, ja," bestätigte Klotilde, „essen und gefühlvoll sein, das war ein Widerspruch. Manchmal, ich kann's nicht leugnen, bin ich zum Märtyrer dieser Gefühlsetikette geworden, aber heut war's keine vom Anstand auferlegte Pönitenz. Es that mir so schrecklich leid, daß Herr von Ribnick abreiste. Selbst von meinem Lieblingskuchen hätte ich nicht essen können."

„Was ist Dein Lieblingskuchen?" fragte einer der Knaben.

„Napfkuchen, aber am liebsten alter," befriedigte Klotilde den Wissensdurst des Kindes.

„O Gott, wie sich das gut trifft," rief die Frau ordentlich beglückt aus, „gestern war meines Mannes Geburtstag und da hatte ich einen gebacken, und es ist noch ein Stück davon da! — Ich hole es gleich."

Klotilde sprang auf um mit ihr zu gehen, jedem der Knaben eine ihrer Hände reichend.

„Wir drei essen zusammen," versicherte sie und ein Jubelruf der Knaben war die Antwort. Dann blickte einer nach Sascha zurück.

„Du auch mitkommen," sagte er freundlich und natürlich folgte sie der Einladung. Die kleine Speisekammer faßte kaum die vielen Personen, sie standen eng genug und Einer drängte sich am Andern vorbei, um die aufgestellten Geräthschaften und kleinen Vorräthe zu mustern. Es sah Alles so ordentlich und sauber aus, und so zierlich geordnet, wie in einem Putzkästchen. Die Frau holte den Kuchen herbei. Klotilde theilte mit

den Knaben und Jeder verzehrte stehenden Fußes seinen Antheil.

„Zu Ihnen komme ich öfter," erklärte Klotilde, von dem einfachen, schlichten Wesen der Frau, die unter ihren Gästen ganz gemüthlich wurde, lebhaft eingenommen. „Ich kenne auch Ihren Mann von früher her, er ist ein Sohn vom Stellmacher in Kronegk und war damals Jägerbursche beim alten Förster. Er pfuschte aber auch etwas in seines Vaters Handwerk hinein, und hat mir einmal einen hübschen Handschlitten gemacht."

„Ich weiß, mein Mann hat mir erzählt!" sagte die Försterin sichtlich erfreut, daß Klotilde den Umstand nicht vergessen hatte. „Ach Gott, aber ich lasse die Frau Baronin so allein," fuhr sie erschrocken auf. „Was wird sie denken!"

Die kleine Gesellschaft begab sich wieder hinaus und inzwischen waren nun auch der Graf und der Förster gekommen und wenn Ersterer auch sehr erstaunt und vielleicht nichts weniger als angenehm überrascht war, seine Schwiegermutter mit von der Partie zu finden, so war er doch viel zu liebenswürdig, sie anders als durchaus freundlich zu begrüßen. Da er jetzt nun erklärte, sehr hungrig zu sein, so wurde ernstlich zum Frühstück geschritten und zwar litt's der Graf nicht anders, die Wirthe mußten mit am Tisch Platz nehmen, anstatt, wie sie wollten, die Gäste zu bedienen.

„Jeder langt selbst zu," erklärte der Graf, „im Walde wollen wir uns die Gemüthlichkeit nicht durch unnütze Etikette verderben."

Es ging denn auch grundgemüthlich zu, selbst die absichtliche Leutseligkeit der Baronin störte nicht. Die Zeit verging im Fluge, es mußte aber doch endlich zum Aufbruch geschritten werden. Es wurde dem Grafen sichtlich schwer, er war sehr heiter gewesen! Die Mädchen verabredeten mit der Försterin einen zweiten Besuch im Forsthause und dann für den ganzen Tag.

„Dann backe ich auch wieder einen Napfkuchen," sagte die Förſterin.

„Aber einen alten, Mutter!" fiel der älteſte Blondkopf ein.

„Rühren Sie nur immer den Kuchen ein, liebe Frau Förſterin," ſagte der Graf freundlich. „Ich bringe Ihnen die Damen ſelbſt hinaus und," ſetzte er leiſe zu dieſen gewendet hinzu, „hole mir dann meinen Erſatz für die heut verfehlte Spazierfahrt."

Frau von Neidhart hatte Ohren wie ein Luchs und den Laut, der ihr entging, erſetzte ihr durch Mißtrauen geſchärftes Auge. Sie hatte verſtanden, was der Graf geſagt und biß ſich auf die Lippen.

„Es wird ſich wohl verhindern laſſen," dachte ſie, aber es fiel ihr wohl nicht ein, auf welche Weiſe ihr Verlangen erfüllt werden ſollte!

Der Jägerburſch hatte des Grafen Pferd vorgeführt, er ſchwang ſich hinauf, grüßte die Damen in ſeiner ritterlichen Weiſe und ſprengte davon, ein ſchöner, gewandter Reiter, das Bild der Manneskraft, wie er ſo ſicher und in ſo ruhiger, vornehmer Haltung im Sattel ſaß und das ſtolze, feurige Thier ſo unmerkbar nach ſeinem Willen lenkte.

Sie ſahen ihm Alle nach, Wohlgefallen auf jedem Geſicht, je nach den Empfindungen der Jugend, der Zugehörigkeit gemindert oder geſteigert, ohne daß der Einzelne ſich Rechenſchaft darüber gab, wenn's nicht vielleicht Frau von Neidhart war, die in dem ſtattlichen Reiter noch ganz beſonders ihren Schwiegerſohn bewunderte.

Sie ſahen ihm nach, bis bei der nächſten Biegung des Weges der Graf noch einmal mit der Hand grüßend, hinter den grünen Bäumen verſchwand.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Das Diner war ohne den Grafen eingenommen worden, der den Reitknecht mit dem Auftrag zurückgeschickt hatte, daß er noch nach seiner Dampfmühle weiter wolle, und deshalb nicht mit dem Essen auf ihn gewartet werden solle. Die Mühle lag jenseits von Lichtenau und war sein Steckenpferd. Ritt oder fuhr er dorthin, so war unter ein paar Stunden nicht an seine Rückkehr zu denken. Was doch das Fernsein einer oder zweier Persönlichkeiten, besonders wenn sie wie der Graf und Herr von Ribnick ihren Platz in liebenswürdiger Weise auszufüllen verstehen, — was doch das Fernsein solcher Persönlichkeiten gleich für eine Lücke in den gewohnten Kreis reißt.

Die Mittagsstunde schlich in unerträglicher Langsamkeit ungemüthlich und unerquicklich dahin. Frau von Neidhart schalt, wenn auch scherzend, auf die Morgenpartie, die Allen Appetit und Laune verdorben, die Gedanken der jungen Mädchen zogen rückwärts, des Doktors Faseleien vermochten nicht, sie an den Augenblick zu fesseln. Nach Tisch plauderten sie oben im Thurmzimmer von den schönen, vergangenen Tagen, entwarfen Zukunftspläne und lauschten dazwischen, ob nicht der Klang von Rosseshufen oder Pferdegewieher oder Geräusch im Hause die Rückkehr des Grafen verkünde.

Aber der Nachmittag verging, Dämmerung zog sacht herauf.

„Wir wollen hinunter gehen, Musik machen," sagte Klotilde, „es ist doch lächerlich, daß wir hier sitzen wie ein paar trauernde Wittwen, weil der Baron abgereist ist und der Graf ein paar Stunden länger ausbleibt, als wir dachten. Wie wird's erst sein, wenn Du auch fort bist, nein, ich will nicht daran denken."

„Ich auch nicht," stimmte Sascha ein, „mir wird der Zwang des Hoflebens schwer genug werden, nach dieser Zeit der ländlichen Freiheit, der heiteren Jugendfreuden, der Märchenpoesie."

„Die ländliche Freiheit mußt Du freilich aufgeben," sagte Klotilde, „aber heitere Jugendfreuden wirst Du haben und Märchenpoesie — glückliches Mädchen, Herr von Ribnick wird ja den Winter über in Lüttchenstein sein."

„Er wird sich nicht viel bei Hofe sehen lassen und wer weiß, ob er da so aus sich heraustritt, wie hier. Der Lüttchensteiner Hof soll zwar ein gemüthlicher sein, aber Hofleben —" sie schüttelte gedankenvoll den Kopf.

„Du hast Dir doch Dein Loos gewählt," sagte Klotilde.

„Ja, so weit ich die Wahl frei hatte," erklärte Sascha, „und ich bereue sie auch nicht. Es wird mir mancher Wunsch dabei erfüllt, hauptsächlich der, daß ich in Deutschland leben kann. Für Dich und mich, die wir keiner Familie unabweisbar zugehören, gilt es für's Erste Boden finden, auf dem man wurzeln kann. Das Wachsen kommt dann auch. Wir sind Beide noch zu jung zu selbstständiger Stellung und gerade jung genug, noch nach dem Schaum des Lebens, nach den Freuden der Jugend haschen zu dürfen. Aber ich glaube, der zerfließt rasch und das muß man nicht abwarten."

„Ja, was meinst Du aber, was willst Du thun?" fragte Klotilde.

Sascha lachte.

„Ja, siehst Du," sagte sie dann offenherzig, „wenn mich Einer lieben sollte, bei dem mir so zu Muth ist, als käme er direkt für mich vom Himmel herunter, dann will ich den heirathen und eine glückliche Frau werden, kommt Keiner, so bleibe ich Hofdame, bis ich so etwa fünf-, sechsundzwanzig Jahre alt bin, dann lasse ich mich pensioniren und lebe für mich. Bis dahin werde ich wohl herausgefunden haben, wofür ich tauge, und was ich thun kann, des lieben Herrgotts Luft und Licht und Weltenschönheit und all' die tausend anderen Wohlthaten, die er den Menschenkindern spendet, nicht wie ein unnützer Kostgänger zu genießen."

„Sascha," sagte Klotilde und ihre Augen blitzten, „wenn Du erst pensionirte Hofdame bist, komme ich zu Dir. Ich werde ja nicht immer so gedankenlos in den Tag hineinleben, also, finden wir Beide den nicht, der vom Himmel herunter kommen soll, so leben wir zusammen."

„Gut!" stimmte Sascha bei und hielt ihr die Hand hin. „Das wird ganz gut passen, wir werden Beide einmal wissen, was wir wollen, und Eine wird den Willen der Anderen respektiren und verstehen. Erst also den Schaum! Aus der Tiefe schöpfen wir gemeinsam."

Mädchenträume, Mädchenphantasieen! Schwärmerische Gedanken in's Ungewisse flatternd! Nach dem Schaum haschend und den Anker in die Tiefe werfend. Es war doch etwas von seelischer Gesundheit in dem abenteuerlichen Plan und das gesundeste war die unbefangene Ehrlichkeit, mit der Beide den, der vom Himmel kommen sollte, in den Vordergrund stellten. Nicht alle jungen Mädchen sind so ehrlich, sich das selbst, noch viel weniger Anderen einzugestehen.

Unten im Wohnzimmer gingen Frau von Neidhart und der Doktor miteinander auf und ab. Der Graf war wohl über eine Stunde länger fort, als sie gedacht hatten, und der Doktor spürte Unglücksfälle in der Luft. Er gehörte zu denen, die immer lieber das Unwahrscheinlichste fürchten, als das Wahrscheinliche hoffen.

Angeborene Hasenherzigkeit gab ihm diese Richtung und der egoistische Rückschluß: wenn das und das passirt, was wird aus Dir? mochte zur Erhöhung des natürlichen Kleinmuths beitragen.

Während er so mit Frau von Neidhart auf und abging, zählte er alle möglichen Unglücksfälle auf, die beim Reiten und Fahren passiren können.

„Sie sind unausstehlich, Doktor," schalt die Dame, „was wollen Sie denn mit den Geschichten. Macht es Ihnen Vergnügen, mich zu ängstigen? Ist's denn schon so sehr spät, so sehr auffallend, daß Alexander noch nicht hier ist?"

„O nein, nein, es fiel mir nur so Mancherlei ein," entgegnete der Doktor, der ruhiger wurde, so wie er einen Anderen sich ängstigen sah, „ganz ohne alle Beziehung. Ich meine nur so ein Pferd ist eine furchtbar unvernünftige Kreatur und es ist doch eigentlich schrecklich vermessen, sich auf ein Geschöpf zu setzen, und es regieren zu wollen, das zehn Mal mehr Kräfte hat, als der Reiter. Vor Unglück ist Keiner auch nur einen Augenblick sicher, wenn ich mir denke, was man so Alles erleben kann!"

„Ja freilich und was man schon Alles erlebt hat," stöhnte die Dame.

„Freilich, das Pferd, das der Graf reitet, muß ein sicheres Thier sein," fuhr der Doktor jetzt so weit beruhigt, daß er schon nach Gründen dafür suchte, fort, „ein sicheres Thier, er bot es neulich Fräulein Klotilden an, wenn sie etwa Lust hätte, reiten zu lernen."

„Reiten, wozu?" rief Frau von Neidhart entrüstet.

„Nun, vielleicht, weil der Graf denkt, daß es ihr Vergnügen macht," lautete die Antwort; „vielleicht auch, damit sie ihn begleitet. Sie wissen ja, Frau Baronin, wie gern der Herr Graf das hat. Dero hochselige Frau Gräfin Tochter sollte ja auch durchaus Reitstunde nehmen."

Die Baronin war sprachlos. Des Doktors vielleicht ganz unüberlegtes Geschwätz hatte den Funken in ein Pulverfaß geworfen. Sie hatte Ausbrüche von Heftigkeit, zu denen ihr Temperament neigte, mit vieler Mühe beherrschen gelernt, unter den vielen Farcen von Vornehmheit, die sie vor sich und Anderen aufführte, wenigstens ein der Menschenwürde entsprechender Zug, aber ganz ohne theatralischen Affekt blieb auch diese Selbstbeherrschung nicht und die Ausdrücke, zu denen sie in unterdrückter Erregung griff, waren keineswegs immer sehr edel.

Sie sprach sehr leise und mit vibrirender Stimme und ihre Hände ballten sich fest aneinander, als sie sagte:

„Wenn das jetzt von Ihnen nicht nur albernes Gerede ist, wenn er wirklich daran denkt, mit diesem hergelaufenen Mädchen auszureiten, als wäre sie eine Komtesse, dann führt er im Schilde, was ich nicht leiden werde. Sie oder ich! Ich will doch sehen, ob er das Andenken meiner Klara so wenig achtet, mich gehen zu lassen, ob er in seinem Alter wirklich noch so kindisch ist, sich in eine hübsche Larve zu verlieben. Ehe ich das erlebe, lieber wollte ich, er —"

Der lästervolle Gedanke, der in ähnlicher Weise heut schon einmal, wenn auch nicht in dem Umfang, in der von kleinlicher Leidenschaft bethörten Seele aufgetaucht, kam nicht zum Ausdruck. Sie selbst erschrak vor dem frevelhaften Wort, auch wurde in dem Augenblick ein Accord auf dem Piano angeschlagen und Klotildens schöne Altstimme in sanft anschwellendem Ton

erklingend, schien allen Mißklang in himmlische Harmonie auflösen zu wollen.

Sie sang auch das Weber'sche Lied von der Harmonie, sang es in Gedanken an Herrn von Ribnick, der es so sehr liebte, und ein wundervoller Schmelz lag im Ton und Ausdruck, mit dem das Wort von ihren Lippen floß. Es lockte Frau von Neidhart nicht aus den Irrgängen ihrer Phantasie heraus. Höchst aufgeregt ging sie in den Saal.

„Hören Sie auf zu singen, ich kann es nicht ertragen," herrschte sie Klotilde zu. „Ich bin in Todesangst um meinen Schwiegersohn, er bleibt weit über die nöthige Zeit hinaus weg, weiß Gott, was ihm passirt ist und Sie singen mit einer Gefühllosigkeit, als könne auf der Welt nichts vorfallen und als sei es ganz gleichgiltig, ob Ihr Wohlthäter lebt oder stirbt."

Klotilde, so unharmonisch aus der reinen Sphäre gerissen, in die das Lied sie hinaufgetragen, starrte die Dame an, als glaubte sie, daß dieselbe plötzlich verrückt geworden sei.

Sascha, die das Lied begleitet hatte, erhob sich, ihr fragender Blick streifte zum Doktor hin, als solle er Auskunft über die Scene geben.

In dem Augenblick trat der Kammerdiener Lewald ein; er sah sehr blaß und ernst aus, als er mit leiser Stimme sagte:

„Ich habe etwas Schlimmes zu melden. Dem Herrn Grafen ist ein Unfall passirt. Er ist auf der Lichtenauer Wiese gestürzt, sie bringen ihn eben von dort her."

Dem treuen Menschen brach die Stimme.

„Sehen Sie, Doktor, ich habe es gewußt!" schrie Frau von Neidhart auf, der Doktor stand da wie ein Bild des Entsetzens.

„Lebt er noch?" fragten Sascha und Klotilde wie aus einem Munde, denn Lewalds Gesicht, so sehr er

auch seine Mienen zu beherrschen suchte, ließ das Schlimmste vermuthen.

„Noch lebt er,“ sagte der Diener leise, „aber mir sieht's sehr schlimm aus. Die Leute sagen, das Pferd habe sich mit ihm überschlagen.“

„Das kommt vom Reiten, warum ist er nicht gefahren!“ rief Frau von Neidhart und rang die Hände, und dann durchzuckte sie wie ein Blitz der Gedanke, daß er nicht gefahren war, weil sie, um das tête-à-tête mit den jungen Mädchen zu hindern, ihm den Platz im Wagen genommen hatte und dann fiel ihr ein, wie sie heut früh gewünscht, das Pferd möchte ihn in den Sand werfen, und dann fiel ihr ein noch viel größerer Frevel ein, und die Hände vor das Gesicht schlagend, sank sie wie vernichtet in den nächsten Stuhl.

Man hörte jetzt unten im Hause die Schritte von Männern, hörte, wie sie die Tragbahre hinsetzten, auf der sie den Grafen brachten.

Klotilde und Sascha flogen hinunter.

Da lag er mit geschlossenen Augen, leichenblaß, wie ein Todter, aber ohne sichtbare Spuren von Verletzung.

„Er macht manchmal die Augen auf und dann ist er bei Besinnung,“ flüsterte einer der Träger. „Die Verletzung muß innerlich sein.“

„War denn kein Arzt zur Stelle zu schaffen?“ fragte Klotilde, „es ist doch in der Nähe von Lichtenau geschehen.“

„Alle Beide sind über Land, doch sind ihnen Boten nachgeschickt,“ lautete der Bescheid.

„Wo sollen wir ihn hinbringen?“ sagte Lewald. „In sein Schlafzimmer? Ich fürchte der Transport die Treppe hinauf wird schwer sein.“

Der Graf öffnete die Augen. Er schien die Umstehenden zu erkennen, ein matter freundlicher Blick irrte von Klotilden zu Sascha und blieb dann an Lewald

haften. Dann deutete er mit einer leisen Handbewegung nach der Thür des Gartensaals.

„Also da hinein,“ sagte Lewald und öffnete die Flügelthüren.

Die ganze Hausgenossenschaft hatte sich versammelt, bleiche Gesichter, thränende Augen wohin man sah, aber auch tiefes Schweigen, als ob jeder Seufzer, jede andere als leise Bewegung den Sterbenden stören könne. Denn den Eindruck hatte Jeder, es war ein Sterbender, der zum letzten Mal über die Schwelle seines Hauses getragen wurde, und dessen Weg hinaus so sicher bezeichnet war, als schritte der Todesengel mit der umgekehrten Fackel sichtbar vor ihm her.

Als die Bahre, auf der er lag, durch die Thür getragen war, öffnete der Graf abermals die Augen und machte eine Bewegung mit den Lippen, als ob er sprechen wolle, aber der Ton verklang wie ein Hauch und seine Augen irrten im Saal umher, bis sie auf dem Bilde seiner Frau haften blieben.

„Er will dorthin getragen sein,“ sagte die Bertram leise, und es bebte etwas wie heilige Freude in dem Ton, mit dem sie es sagte, die Bahre wurde unter das Bild gesetzt, Sascha ging und schob leise die Gardine von dem gegenüber befindlichen Fenster zurück, ein Abendsonnenstrahl, der letzte, fiel auf das Bild, es mit mildem Licht übergießend. Der Graf hielt seine Augen auf dasselbe geheftet, der Ausdruck derselben zeigte, daß er bei Besinnung war, aber die Morgendämmerung eines anderen Lebens schien in verklärtem Glanz in denselben zu leuchten.

Es war jeder Einzelne so von dem Bewußtsein durchdrungen, daß dies Leben nur noch nach Minuten zu zählen sei, daß Keiner Miene machte, das Zimmer zu verlassen. Sascha und Klotilde knieten an der Bahre, der alte Lewald und Frau Bertram standen zu Häupten derselben, wortlos, die Thränen unterdrückend, die An-

deren hatten sich in den Hintergrund des Saales zurückgezogen.

Jetzt wankte auch Frau von Neidhart, vom Doktor geführt hinein; als sie die Bahre unter dem Bilde stehen sah, nahmen ihre Züge einen fast zornigen Ausdruck an.

„Wer hat das gethan?“ fragte sie zwar leise, aber durch die Todtenstille drang dennoch der Laut und wirkte fast erschreckend.

Auf den Fußspitzen schlich die Bertram an sie heran:

„Der Herr Graf hat es angeordnet,“ flüsterte sie kaum hörbar, „er wird dort sterben wollen.“

„Auch das noch, wie mir zum Hohn, ich unglückliche Frau,“ brach die Baronin in Schluchzen aus.

Sie wankte auf die Bahre zu.

„Alexander, lieber Alexander,“ sagte sie, „Sie dürfen nicht sterben, was sollen wir ohne Sie!“

Er richtete langsam die Augen auf sie und dann wieder dem Bilde zu.

„O bitte, stören Sie ihn nicht,“ bat Sascha leise.

Jetzt bewegte der Graf abermals die Lippen, ein leiser Ton kam über dieselben, er winkte mit der Hand, als solle Jemand ganz nah an ihn herantreten, sein Blick fiel dabei auf Sascha und diese neigte ihr von Thränen überströmtes Antlitz zu ihm herab.

„Neben ihr, nicht in der Gruft,“ sagte er zwar leise, aber so langsam und deutlich, daß bei der tiefen Stille im Saal jedes Wort hörbar war.

Es wußte Jeder, der einigermaßen mit den Verhältnissen vertraut war, daß die verstorbene Gräfin immer einen tiefen Widerwillen vor dem Grabgewölbe gehabt, daß sie deshalb auf dem, in eingeschlossenem Thal gelegenen wunderhübschen Gemeindekirchhof begraben war.

Des Grafen Augen hingen an Sascha's Lippen,

als erwarte er eine Zusage, daß sein Wunsch erfüllt werde, sie hob die Hand wie beschwörend in die Höhe. Der Graf schloß die Augen, athmete ein paar Mal noch tief auf, dann war's vorüber, ohne Kampf, ohne Schmerz — ein reich begabtes, edles Menschenherz stand still.

Sanft drückte Sascha ihm die Augen zu, dann sanken sie und Klotilde einander weinend in die Arme.

„Versöhnt," schluchzte Sascha, „o, wenn Joachim doch lebte, um das zu erfahren!"

Die Nacht sank herab. Die Aerzte waren dagewesen und hatten den Tod constatirt.

Ein weißes Tuch verhüllte die Leiche, ein paar Wachskerzen verbreiteten ein düstres Licht in dem Saal, der vor wenigen Wochen noch im festlichen Glanz gestrahlt hatte; Lewald und ein paar der andern Diener hielten die Todtenwache.

Oben war die Bertram um die Baronin beschäftigt, die im verschlossnen Zimmer und keinem Andern zugänglich bald sich, bald den Grafen, bald den lieben Gott anklagte, sich bald hoch und theuer verschwor, es nimmer zuzugeben, daß ihrer Tochter die Schmach angethan werde, den verstorbnen Gatten nicht an ihrer Seite zu haben, bald um Konrad jammerte, daß er am Sterbebett des Vaters gefehlt, und dann in herzbeklemmender Angst an Joachim dachte, der wie sie allein es ja wußte, noch lebte, der nun kommen würde, sein Erbe in Empfang nehmen, und Konrad verdrängen, und dann fiel ihr der Brief ein, den sie Letzteren hatte an den Bruder schreiben lassen und daß dieser Betrug nun auch an's Licht kommen müsse. Kalter Angstschweiß brach ihr aus. Vergebens sagte sie sich: „ich habe aus Liebe zu Konrad gehandelt." Handelt denn Liebe so? Liebe ist Harmonie und in ihrer Seele klang nicht ein Ton rein in den andern. Was löst denn die Dissonnanzen der Seele auf, was hilft aus dem Labyrinth des Lebens

den rechten Weg finden? Die Wahrheit, heilige, ungeschminkte, feierliche Wahrheit, und in ihr war Alles Unklarheit, Lüge, Widerspruch, Verwirrung.

„Ich unglückliche Frau, Keiner hat so viel zu tragen wie ich, mich hat das Schicksal zur Kreuzträgerin auserseh'n, mir mißglückt Alles!"

Dies war die Quintessenz ihres Kummers und ihrer Klagen. Der Doktor kam ein paar Mal an ihre Thür; sie that ihm doch leid, und als er sie so jammern und klagen hörte, fielen ihm andre Zeiten ein, die längst vorüber waren, und an die er sonst nicht ohne Bitterkeit zurückgedacht, Zeiten, in denen er gelitten hatte um ihretwillen, in denen sie seine Neigung verrathen und dann doch benutzt hatte und er der gutmüthige Narr gewesen, sich benutzen zu lassen.

„Ich habe ihr zu der Stellung verholfen," sagte er sich, „ich habe mich mein ganzes Leben über geärgert, daß ich es that, ich habe kargen Lohn erhalten für wichtige Dienste und mich mit Nadelstichen gerächt für kleinlichen Hochmuth und nun, und nun? Geht's nun zu Ende mit der Herrlichkeit? Schade, schade um den ehrenhaften ritterlichen Herrn, an dem auch nicht der leiseste Hauch eines Gedankens unecht war. Schade um ihn; o Gott und was wird nun aus mir! Muß ich in die Tretmühle der Arbeit zurück und was kann ich!"

Die Bertram kam nun auch aus dem Zimmer der Baronin, ihre Trostgründe waren versiegt, die Baronin verlangte nach ihrer Jungfer, sie wollte versuchen, ob sie schlafen könne, aber allein wolle sie nicht bleiben.

„Schade um den Herrn," sagte der Doktor wieder, „schade, schade, aber was wird nun aus uns, liebe Bertram?"

Die Frau sah ihn ganz erstaunt an.

„Ja, daran habe ich noch nicht gedacht, das ist mir auch ganz gleich," sagte sie rauh.

Oben im Thurmzimmer hatten Klotilde und Sascha sich in den Schlaf geweint; wohl der Jugend, der die Thränen im Kummer nicht fehlen, und die, wenn sie sich müde und matt gegrämt, der Schlummer sanft in seine Arme nimmt, für Augenblicke wenigstens die traurigen Bilder verhüllend. Welch ein Wechsel in dem gestern noch so fröhlich belebten Hause. Der Herr desselben geschieden für immer, die Söhne fern. Der Eine, in heiterm Freundeskreise; vielleicht in dem Augenblick, in dem der Vater starb, des baldigen, frohen Wiedersehens gedenkend, der Andre — ja, wo, wo weilte Joachim und zog auch nicht in Gestalt eines Traumes, eines sehnsüchtigen Gedankens, eines aufblitzenden Gefühls von Heimweh, eine leise Ahnung durch seine Seele, daß der Tod an die Pforte des Vaterhauses geklopft, daß er die Hoffnung auf ein Wiedersehn in den Himmel geschrieben, daß die verödete Stätte des neuen Herren warte, und daß des Vaters versöhntes Scheiden, ihn wieder eingesetzt in die aufgegebenen, durch Leichtsinn verscherzten Rechte! Aber Länder und Meere zwischen dem Vaterhause und ihm, auf jenem die Schatten der Nacht, des Todes, dort die Sonne, die hier unterging, den Tag bringend, dort das Leben in seiner fremdartigen Gestalt, die Sinne fesselnd, die Kräfte ausbeutend, wenig Spielraum gebend für Heimweh und träumerisches Sinnen, aus dessen Nebel die Ahnung beängstigend emporsteigt. Wo er auch weilen mag, sein Vater ist todt und die Kunde muß ihn erreichen. Wird sie überwältigend genug an sein Herz pochen, ihn in die Heimat zurück zu ziehn, obgleich er sich als enterbt betrachtet und es der Heerd seines Bruders ist, statt des seinigen, an dem die Liebe, aber nimmermehr das Recht dem Wandrer vielleicht ein Asyl gewährt?

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Die Begräbnißfeierlichkeiten sind vorüber und bis auf den Freiherrn alle dazu berbeigeströmten Gäste, Verwandte und nicht Verwandte, abgereist. Auch die Fürstin Oczakoff fehlte nicht unter den Leidtragenden, aber auch sie ist fort und hat Sascha mitgenommen. Der Graf schlummert sanft auf der Stätte, die er selbst sich zum letzten Ruheplatz erwählt. Von den Thürmen wehen noch die schwarzen Fahnen zum Zeichen der Trauer. Sie werden eingezogen werden, aber die Trauer wird noch lange fortleben bei Allen, die ihm nahe gestanden, bei allen denen, die in ihm den liebevollen Versorger und Beschützer, den treuen Freund, den leutseligen gerechten Gebieter, oder den edlen Menschen erkannt und verehrt hatten. Schwarz gekleidete Gestalten bewegen sich in den schönen, hellen Gemächern, Ernst und Trauer, bange Sorge auf allen Gesichtern, die fröhlichen Klänge der Musik verhallt, der Scherz verstummt, selbst das laute Wort wird gedämpft, als unharmonisch hinausklingend in die tiefe Wemuth der Stimmung. Draußen blühen die ersten Rosen dem sich nähernden Sommer entgegen, Frühlingsluft und Sommerfreude schmelzen ineinander; Streit und Hader auf deutschem Boden, der Bruderkrieg im Entbrennen, Friede, Leben und Glück von Tausenden bedroht, so war die

Physiognomie der Junitage, im Jahre 1866, so spiegelt sich Kummer und Trübsal der Einzelnen in dem drohenden, allgemeinen Leid, in der allgemeinen Aufregung, in Furcht und Hoffnung wider, so verschwindet das kleine Bild des unvollkommnen menschlichen Lebens und Glücks vor dem aufgerollten Schlachtgemälde und behauptet doch neben demselben sein tief in den getroffnen Herzen wurzelndes Recht. Eine Welle im Strom! Wer zählt die einzelnen, und doch sieht ihr nach, wer just sein Schiffchen in derselben versinken sah.

Konrads schwache Constitution hatte dem plötzlich über ihn hereinbrechenden Unglück, dem jähen Wechsel von fröhlicher Jugendlust zu tiefstem kindlichen Schmerz ihren Tribut zahlen müssen. Er hielt sich mühsam aufrecht und wollte doch nicht eingestehn, daß er seine Kräfte erliegen fühlte. Frau von Neidhart sah mit herzbeklemmender Angst seine täglich bleicher werdenden Wangen. Sie sah im Geist auch ihn schon auf der Bahre. So schlichen die Tage trübe dahin, bis der zur Eröffnung des Testaments bestimmte herankam und der täglich gesteigerten Spannung, mit der Frau von Neidhart demselben entgegengesehn, ein Ende machte.

Auf ausdrücklichen Wunsch des Verstorbenen fand jene nicht nur in Gegenwart der nächsten Familienglieder statt, sondern waren auch der Landrath, sowie die ältesten Beamten der Güter, die durch jahrelange Mitarbeit fest mit den Interessen der Familie verwachsen waren, als Zeugen hinzugezogen. Der Graf hatte das Testament unmittelbar nach dem Tode seiner zweiten Frau aufgesetzt; selbst leidend damals, vielleicht noch mehr moralisch niedergedrückt und durch den Tod der noch jungen Frau an den eignen gemahnt, hatte er sein Haus bestellt und hatte alle Verhältnisse so klar dargelegt, so deutliche Bestimmungen getroffen, daß auch, nachdem Jahre inzwischen vergangen und ihm die Todesgedanken wohl in so weite Ferne gerückt waren, daß er

nicht daran gedacht hatte, den veränderten Verhältnissen Rechnung zu tragen, dennoch seine letztwillige Verfügung weder angezweifelt, noch angefochten werden konnte.

Ueber sein Abkommen mit Joachim wußte außer dem Freiherrn und ohne dessen Wissen Sascha, Niemand etwas und hatte der Graf es Jenem ja ausgesprochen, daß er nur dann eine wirkliche Enterbung beabsichtigt hätte, wenn Joachim fortgefahren wäre, sich seines Berufs unwürdig zu zeigen. Da nichts Schriftliches über diesen Punkt vorlag, der Brief Joachims, der vielleicht Verwirrung hätte bringen können, jedenfalls wohl vernichtet war, oder wenn er noch in dem geheimen Fach lag, vorläufig einflußlos blieb, da Niemand dasselbe kannte, so sah der Freiherr keine Nöthigung, dieses Zwischenfalls auch nur zu erwähnen. In keinem Fall hätte der Brief gesetzlich etwas zu bedeuten gehabt und es wäre auch kaum denkbar gewesen, daß Konrad ihn als Waffe gegen den Bruder hätte brauchen wollen. So blieb Joachims Recht, das Erbe seines Vaters anzutreten, unangezweifelt und es handelte sich nur darum bis zu seiner Rückkehr oder im Fall sein Tod verbürgt und bewiesen werden konnte, dann bis zu Konrads Mündigkeit, die Bestimmungen aufrecht zu erhalten, die sich auf die Zeit der Minderjährigkeit des Erben bezogen. Wie gesagt, der Freiherr, dem schon den Statuten des Majorats zufolge die Vormundschaft zukam, war als solcher vom Grafen mit den ehrendsten Ausdrücken des Zutrauens bestätigt und der Landrath zu dessen Stellvertreter und Beirath erwählt worden. Eine ziemlich hoch gegriffene Summe aus den Einkünften des Majorats, zur Erziehung der jüngeren Kinder bestimmt, kam nun Konrad allein zu gut und bot dem Vormund Gelegenheit, bei vernünftiger Verwaltung der Mittel noch für den Minorennen ein Kapital anzusammeln, das dann sein freies Eigenthum wurde, während der Fond, aus dem es geflossen, der nächsten Generation zu gleichem

Zweck dienen mußte. Es wirkte einigermaßen befremdend, daß der Graf nicht in der angegebenen Weise vorgesorgt hatte, daß für Konrad nichts vorhanden war, als vorläufig jene Erziehungsgelder, bis seine Mündigkeit ihn in den Besitz des den jüngeren Söhnen bestimmten Jahrgeldes brachte, das allerdings im Vergleich zu dem Vermögen des Majorats, wohl ein bescheidenes Auskommen, aber durchaus keine Wohlhabenheit gewährte. Frau von Neidhart war die Freiheit gegeben, bis zur Mündigkeit des Erben in Kronegk bleiben zu können, und in der Voraussetzung, daß sie dazu geneigt sein würde, hatte der Graf sie gebeten, die Honneurs des Hauses in der bisher üblichen Weise zu machen und den Söhnen die väterliche Heimat unverändert zu erhalten. Es war ihr dazu ein bestimmter Theil der Einnahmen überwiesen, über den sie jedoch Rechnung zu legen hatte, und im Fall des Mehrbedarfs mußte die Einwilligung des Vormunds zu einer Erhöhung des Etats eingeholt werden, während der Ueberschuß an die Hauptkasse zurückfiel.

„Ich werde also gewissermaßen unter Curatel gestellt," dachte Frau von Neidhart ingrimmig, als dieser Passus verlesen wurde und vergaß es, daß der Graf nicht über freies Eigenthum verfügte und nur durch diese festgestellten Bedingungen ihr vorläufig den Aufenthalt in Kronegk sichern konnte. Nach der Uebernahme des Majorats von Seiten des Erben blieb es der Vereinbarung der Betheiligten überlassen, ob sie zusammen bleiben wollten, bei mangelnder Uebereinstimmung richtete der Graf die Bitte an den Sohn, der alten Dame eine Wohnung auf einem der anderen Güter zu überweisen und sprach die zuversichtliche Erwartung aus, daß sowohl Joachim wie Konrad nicht anstehen würden, das Jahrgeld, das sie bisher bezogen, ihr bis an ihres Lebens Ende auszuzahlen.

Das war wieder eine bittere Verfügung, wenn auch

wieder nur die Nothwendigkeit sie veranlaßte. Es war bitter für Frau von Neidhart, aber es ist in solch bitterem Geschick oft ein Walten der Nemesis deutlich erkennbar, wenn's auch nicht erkannt wird. Ihr Loos in den guten Willen des Majoratsherrn gestellt! Ja, wenn's Konrad wäre, aber Joachim! und sie wußte, daß Joachim lebte.

Wir erwähnen der ferneren Einzelnheiten des Testaments nicht. Es war Alles in demselben bedacht, Alles klar gestellt, für die Diener gesorgt, die Armen bedacht, dem bisherigen Verwalter das höchste Lob gespendet und es dem Sohn an's Herz gelegt ihn in seinem Amt zu lassen oder anderweitig für ihn zu sorgen. Worte des Danks und der Anerkennung Jedem, der ihm gedient, ein Abschiedsgruß Allen, die ihm nahe gestanden. Nirgends ein Lücke, nichts, was einen Zweifel zuließ. Es fehlte nichts, garnichts als der Erbe selbst, dem der Abgeschiedene den Weg geebnet, für den er hauptsächlich sein Haus bestellt hatte.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

In tiefem feierlichem Schweigen hatten die Anwesenden der Vorlesung des Testaments gelauscht, das ein so schönes Zeugniß für die stille, segensvolle Wirksamkeit dieses Mannes ablegte. Wahrlich, der Graf hatte seinen Reichthum nicht als ein Monopol für seine Person betrachtet, er hatte ihn redlich genützt, Aermeren zu helfen, denen er noch über die Grenze des Lebens hinaus ein fürsorgender Freund blieb.

Frau von Neidharts Haupt war tief auf die Brust gesunken, ihre Hände waren krampfhaft in einander gefaltet. Sie, abhängig von Joachim und Joachim am Leben! Sie genöthigt, Kronegk zu verlassen, wenn er kam, sein Erbe in Empfang zu nehmen oder durch seine Güte zu erlangen, was, wenn Konrad Majoratsherr war, ihr von selbst zufiel.

Sie sich zurückziehen müssen in die Oede einer unbeachteten Existenz. Joachim reich und Konrad kaum so gestellt, seinen Rang und Namen zu vertreten — das waren die Gedanken, die sich in ihrem Hirn im Kreise drehten, das waren die Aussichten für ihr Alter, das war also die ganze Frucht der glänzenden Heirath ihrer Tochter, die Frucht all der Opfer, die sie ihrem Schwiegersohn gebracht. Ihr Leben hatte sie seinem Wohlbehagen untergeordnet, seine wohlgeordnete Häus-

lichkeit hatte er ihr zu danken gehabt, seinen Gästen war sie liebenswürdige Wirthin gewesen, seinen Rang und Namen hatte sie würdevoll repräsentirt und nun vorbei Alles, er todt, der Glanz erloschen, ihre Heimat in Frage gestellt, sie von der Gebieterin herabgedrückt zum geduldeten Gast, und Konrad! O, es ist schmachvoll diese Einrichtung der Majorate, die Einen zum Krösus, den Andern zum Bettler machen, warum mußte meine Tochter die zweite Frau, warum ihr Sohn der nachgeborene sein!

„Warum sind nicht lieber zehn jüngere Brüder da, statt des einen älteren,“ dachte sie mit der Logik engherziger Anschauung, die den Werth einer Einrichtung nur nach der Wirkung auf die eigene Person mißt und je nach dem die Schaale sinken und steigen läßt.

War Konrad der älteste Sohn, so sah's mit dem Urtheil über die Majorate ganz anders aus. Ja, Konrad! So klein ihre Seele auch war, er war der Athem derselben und über dem Wogendrang von Zorn und Entrüstung, gekränktem Selbstgefühl, bitterem Haß und Neid, zerbrochenem Stolz und gehöhnter Eitelkeit, über all diesen stürmischen Wogen stand ein blasser Stern, die Liebe zu dem Enkel, lichtgeboren wie jedes ursprünglich reine Empfinden, untergehend halb verloren im Dunstkreis engherziger Erwägungen.

„Was wird nun geschehen, Joachim aufzufinden, glaubst Du, Onkel Ribnick, glauben Sie, Herr Landrath, daß er noch lebt?“ fragte Konrad, nachdem die Vorlesung des Testaments beendet und Jeder eine Weile sich schweigend dem Eindruck des Gelesenen hingegeben hatte.

Der Landrath zuckte die Achseln, Herr von Ribnick sagte:

„Leider ist wenig Wahrscheinlichkeit zu der Annahme vorhanden. Wie Dein Vater mir noch am Tage

vor seinem Tode erzählte, hat er, wenn auch vergeblich, Alles gethan, Kunde von ihm zu erhalten. Die Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß er bald zu Anfang des Feldzugs an der Seite des Freundes, dem er nach Amerika gefolgt war, gefallen ist. Dein Vater wenigstens war von seinem Tode überzeugt."

Die krampfhaft in einander gefalteten Hände Frau von Neidharts lösten sich. Hoffte sie, daß man sich mit dieser Ueberzeugung begnügen würde?! Sagte sie sich denn nicht, daß sie aller Ungewißheit ein Ende machen könne, daß sie es müsse, daß ihr Schweigen in diesem Fall wohl überlegtem Betrug gleich kam? Es fiel ihr gar nicht ein, sich das zu sagen. Sie dachte viel mehr an den Brief Joachims, den sie unterschlagen, an die gefälschte Antwort, zu der sie Konrad gemißbraucht hatte, wußte, daß diese Intrigue an den Tag kommen mußte, so wie Joachim mit dem Bruder zusammentraf, sie fürchtete den Eindruck, den ihr Verfahren auf Konrad machen, hatte den ganz richtigen Instinkt, daß er ihr diese Täuschung nicht verzeihen würde und sie sollte selbst dazu beitragen, jene, doch nur aus Liebe zu Konrad vollführte Handlung an's Licht zu ziehen? Nimmermehr!

Sie stand auf, trat zu Konrad hin und ihn zärtlich mit dem einen Arm umschlingend, sagte sie in wehmüthigem Ton:

„Mein armer Konrad, doppelter Schatten des Todes ruht auf Deinem schönen Besitzthum."

Konrad schob fast heftig den Arm der Großmutter zurück.

„Nein!" rief er aus, „selbst im schlimmsten Fall hat's noch Jahre Zeit, ehe ich an die leergewordene Stelle muß. O, lieber Onkel, kann ich denn nichts thun, um Joachim aufzufinden!?"

Frau von Neidhart stand noch immer neben ihrem Enkel, dessen Eifer wehmüthig belächelnd, den umflorten

Blick auf den Freiherrn richtend, unterdrückte sie gewaltsam die Spannung, die ihre Brust krampfhaft zusammenzog und ihr Empfinden verrätherisch hätte beleuchten können.

„Ich glaube, lieber Konrad," sagte Herr von Ribnick langsam, „daß, wenn Joachim lebt, die Nachricht vom Tode Deines Vaters ihn zur Rückkehr bewegen wird. Solche Mißstimmungen, wie die war, in Folge deren er fortging, pflegt der Tod zu versöhnen und auszulöschen!"

„Mißstimmungen?" wiederholte Konrad.

„Ich habe es ja immer gesagt," bemerkte Frau von Neidhart mit kaum vernehmbarem Triumph, „ich habe es immer gewußt, aber mein Schwiegersohn war eine sehr verschlossene Natur und es mußte ihn etwas hart anfassen, ehe er aus sich heraustrat."

„So wollen wir dieser Richtung auch nach seinem Tode Rechnung tragen," fuhr Herr von Ribnick fort, „und über die Mißverständnisse, das beiderseitige Verschulden vielleicht und über all die Ursachen und Wirkungen fortgehen, die ein so trauriges Resultat zur Folge hatten. Du wirst nicht erfahren wollen, lieber Konrad, was Dein Vater Dir verschwieg und da die Aufklärung, die ich geben könnte, durchaus in den Verhältnissen nichts ändern würde, so wollen wir den verhüllenden Schatten des Todes darauf fallen lassen!"

Man schritt nun zur Berathung der Maßregeln, die zur Auffindung des Verschollenen ergriffen werden sollten. Natürlich stand ein Aufruf an ihn in allen bedeutenden öffentlichen Blättern des In- und Auslandes im Vordergrunde.

Frau von Neidhart schüttelte den Kopf.

„Das hängt die Sache, die doch nur Familienangelegenheit ist, so sehr an die große Glocke," sagte sie. „Joachim ist ein sehr empfindlicher Mensch, er muß so viel als möglich geschont werden."

Konrad warf der Großmutter einen dankbaren Blick zu. Man widmete dem Einwand der Dame alle Aufmerksamkeit. Auch der Freiherr zog ihn in Erwägung, um so mehr, als noch etwas andres ihm schwer auf der Seele lag. Joachim hielt sich für enterbt. Ihm war es Ernst gewesen, als er dem Majorat entsagte. Würde sein Stolz es aber zulassen, zurückzukehren und sich als enterbt zu bekennen. Es war ihm viel mehr zuzutrauen, daß er den an ihn gerichteten Aufruf still bei Seite legte, daß er es vorzog, dadurch seinen Tod zu bestätigen.

Nach einigem Nachdenken schlug der Freiherr vor, von einem förmlichen Aufruf überhaupt zu abstrahiren, sondern nur den Tod des Grafen in die vorgeschlagenen Zeitungen rücken zu lassen, einen kurzen Nekrolog beizufügen und zum Schluß desselben zu sagen: Erbe des Verstorbenen sei nach den Gesetzen der Erbfolge und in Uebereinstimmung mit dem Wunsch und Willen des Verstorbenen der, augenblicklich im Ausland weilende, älteste Sohn desselben, Graf Joachim Kronegk.

Der Vorschlag fand Beistimmung. Auf diese Weise wurde keine Familienangelegenheit unzart der Kritik der Menge übergeben.

Nur Frau von Neidhart äußerte Bedenken, ob diese Maßregel genügend sein würde.

„Erweisen sie sich als ungenügend, so wenden wir uns an die Konsulate," schlug der Landrath vor.

„Dann haben wir wieder die Oeffentlichkeit," wandte sie ein. „Ich hätte noch einen andern Vorschlag zu machen. Doktor Streit hat einen Freund in Newyork, der Redakteur einer der ersten Zeitungen ist, interessiren wir den für die Angelegenheit. Als Mann von Fach wird er schon die geeigneten Blätter zur Aufnahme der Nachricht anzugeben wissen." Die Sache schien der Erwägung werth. Frau von Neidhart erbot sich, mit dem Doktor darüber zu sprechen.

„Ach," sagte sie schwermüthig, „zwei Augen schließen

sich und wie verändert sieht das Leben aus. Am schwersten ist die Ungewißheit zu ertragen. Wie lange," fragte sie dann, „wie lange wird man auf Joachims Rückkehr warten, ehe man ihn für verschollen erklären, oder seinen Tod für gewiß annehmen muß?"

„Die Entscheidung über diesen schwierigen Punkt drängt nicht," sagte der Freiherr.

„Bis zu Konrad's Mündigkeit ist, falls Joachim nicht früher zurückkommt, unser Verhalten uns vorgeschrieben. Das Testament läßt da keine Lücke und bis jene Zeit verflossen ist, können wir längst Gewißheit über Joachims Schicksal haben. Wo nicht, würde im äußersten Fall ein abermaliger Aufruf zu erlassen und das Ergebniß desselben abzuwarten sein, ehe auf Konrad die Rechte des Bruders zu übertragen wären."

„Hoffentlich ist er dann hier und Alles gut," sagte Konrad und sein aufrichtiges Empfinden blitzte aus seinen Augen.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Im Eßsaal, halb in der offenen Balkonthür, saß Klotilde, mit einer Arbeit beschäftigt. Sie sah blaß und betrübt aus und die Gedanken schienen geschäftiger als die sonst recht fleißigen Finger. Als Frau von Neidhart durch den Saal kam und sie gewahrte, blieb sie vor ihr stehen.

„Mit keinem Sterbenswort hat er Ihrer in seinem Testament gedacht,“ sagte sie rauh, selbst durch die Bestimmungen desselben erbittert und gleiche Gesinnung bei der Vergessenen herausfordernd.

Klotilde sah sie verwundert an. Es war ihr noch garnicht eingefallen, irgend einen Anspruch auf eine so weit gehende Sorge des Grafen für sie zu erheben.

„Wenn er nichts für Sie thun wollte, durfte er Sie nicht ins Haus nehmen und Sie verwöhnen, als wenn Sie eine große Dame wären. Ich sage, es war Unrecht,“ ereiferte sich Frau von Neidhart.

„Er war so gut, ich werde es ihm nie vergessen,“ sagte Klotilde innig und ihre Augen standen voll Thränen.

„Was werden Sie aber jetzt thun?“ fragte Frau von Neidhart in sanfterem Tone, denn wenn Klotildens Betrübniß sie auch nicht milder stimmte, so scheute sie sich doch, dieser gegenüber ihrer üblen Laune gar zu freien Spielraum zu geben.

„Ich bin leider nicht so unabhängig gestellt," fuhr sie seufzend fort, „mir eine Gesellschafterin halten zu können, auch würde ich es Konrad's wegen nicht passend finden. Es versteht sich von selbst, daß Sie bleiben, bis sich etwas für Sie gefunden hat, so viel werde ich hoffentlich noch im Hause zu sagen haben — aber es muß an Ihre Zukunft gedacht werden. Mein Schwiegersohn hat leider nicht über den Augenblick hinaus gedacht und Sie wahrscheinlich auch nicht."

„Großmama Triebenfeld und Antonie Linden haben mir Beide eine Heimat angeboten," sagte Klotilde. „Weiter hinaus habe ich freilich noch nicht gedacht."

„Es wird aber geschehen müssen," fuhr Frau von Neidhart fort, der der Gedanke, Klotilden in solcher Nähe zu haben, durchaus nicht recht war, denn jetzt schien es ihr doppelt geboten, Konrad vor einer unverständigen Heirath zu bewahren.

„Fräulein Linden hat selbst nur ein kümmerliches Einkommen und was die Majorin Triebenfeld Ihnen giebt, entzieht sie ihrem Enkel, ihrer Pflegetochter."

„Das habe ich freilich nicht bedacht," entgegnete Klotilde niedergeschlagen. „Sie sind Beide so gut und boten mir so herzlich die Heimat an" —

„Sie mögen es ja auch so gemeint haben," gab Frau von Neidhart zu, „und Fräulein Linden, die nur sich selbst eine Entbehrung dadurch auferlegt, hat ja auch Keinem Rechenschaft abzulegen; von der Majorin finde ich es nicht recht; ich habe keine Sympathie für die Art Großmuth, die der eignen Verwandten vergißt, um für Fremde zu sorgen. Eckbert wird es ihr vielleicht einmal schlecht danken, daß sie sein Erbtheil so verkürzt."

Klotilde schüttelte fast unmerklich den Kopf. Der Widerspruch gegen so eng begrenztes Empfinden regte sich instinktiv in ihr. Dennoch war sie irre gemacht worden und die Unbefangenheit, mit der sie anzunehmen bereit gewesen, was Liebe ihr bot, wich dem plötzlich an-

geregten Bedenken, ob denn solch unbedingtes Annehmen auch wirklich der beste Dank für unberechnetes Geben sei.

„Wie haben Sie sich überhaupt das Leben gedacht?" fuhr Frau von Neidhart fort, durch die eigene Unruhe förmlich gepeinigt, diese auch auf Andere zu übertragen und nicht zuzugeben, daß jene einfach dem Kampf auswichen, zu dem sie sich in innerlicher Opposition gegen das Testament rüstete. „Sie sind doch zu jung, um sich so ohne jede Gegenleistung von der alten Frau oder der alten Jungfer erhalten zu lassen" —

Ja, an Gegenleistung hatte Klotilde nicht gedacht, nur an Gegenliebe, bei der sich ja das Andere dann von selbst findet.

„Wie lange kann die Majorin noch leben? Was wollen Sie besten Falls bei der Linden? Sie wird wieder anfangen müssen, kleine Kinder zu unterrichten, um die größeren Kosten der Haushaltung zu bestreiten, und wenn Sie ihr dabei auch helfen, haben Sie sie doch immer wieder in eine Thätigkeit hineingedrängt, von der sie sich ausruhen zu können gehofft hatte."

Das mußte Klotilde freilich seufzend zugeben.

„Ich hatte anders für Sie gedacht," setzte die alte Frau, ihre unbarmherzige Rede, die ein junges Herz aus seiner sichern Ruhe heraus, in Zweifel und Bedrängniß setzte, fort. „Ich kam in meinen Gedanken auf den Plan zurück, den mein Schwiegersohn bei Ihrer Erziehung in's Auge gefaßt hatte. Wie viel klüger wäre es überhaupt gewesen, er hätte Sie nicht erst von Genf hierher genommen, er hätte Sie gleich den Kursus für Erzieherinnen durchmachen lassen. Dann wüßten Sie jetzt, woran Sie wären und hätten festen Boden unter den Füßen, statt von vorn anfangen zu müssen, wenn Sie überhaupt noch vernünftig genug sind, es zu thun."

„Doch," sagte Klotilde, „von vorn anfangen! Gewiß, ich will es, ich weiß nur noch nicht recht, wie, und ich bin ja auch nicht so zufluchtslos, von heut zu

morgen einen Entschluß fassen zu müssen. Sie haben es mir Beide gleich nach dem Begräbniß gesagt, daß ich zu ihnen kommen könnte, und ich wollte zu Antonie Linden, weil sie so allein ist, aber ich dachte nicht, daß es Eile hätte und die Trauer fesselte mich. Ich habe hier so viel Freude erlebt."

„Die erlebt vorläufig Keiner von uns hier mehr," entgegnete sie rauh und ging an Klotilden vorüber auf ihr Zimmer. Dort trat ihr der Doktor entgegen, gespannte Erwartung in den Zügen.

„Was enthält das Testament, was wird aus mir?" fragte er gepreßt.

„Fragen Sie lieber, was aus mir wird?" entgegnete sie heftig und der schlecht verhehlte Zorn über das Testament brach nun schrankenlos hervor. „Diese Rücksichtslosigkeit mir," rief sie aus, „es in den Willen seiner Söhne zu stellen, ob ich in Kronegk bleiben darf, es ihnen anheim zu geben, was sie für mich thun wollen. Meine Stellung hier mußte unangreifbar, meine Mittel unbeschränkt sein, die Hausfrau soll ich spielen, aber Rechenschaft ablegen von jedem Groschen, den ich ausgebe. Rechenschaft, wem? Mich vor ihm, der mein größter Feind ist, so zu demüthigen. Mich förmlich unter Curatel zu stellen, mich zur Wirthschafterin zu machen, mich, seine Schwiegermutter!"

So tobte sie ihren Zorn aus, während es dem Doktor durch einige geschickt eingestreute Fragen doch gelang, eine ziemlich klare Uebersicht über das Testament zu gewinnen, leider freilich sich auch zu überzeugen, daß seiner in demselben nicht mit einer Sylbe gedacht war.

„So kann ich denn," sagte er, als sie ihren Unwillen erschöpft hatte, resignirt, „so kann ich denn mein Bündel schnüren und sehn, wie ich mich von Neuem durch's Leben schlage. Ich hätte es nicht gedacht, daß Sie so einflußlos zurückbleiben würden, so machtlos, daß Sie nicht einmal mehr alte Freundschaft halten

und treue Dienste belohnen könnten! Die Leute werden sich recht wundern, wenn ich gehe; es war eigentlich sehr bekannt, daß Ihre Protection mich in's Haus gebracht. Ich habe immer dankbar genug empfunden, den Umstand der Welt gegenüber geltend zu machen. Es wird es auch Jeder wissen, daß Sie mich gehen lassen, weil Sie eben leider die Macht verloren haben, mich zu halten."

„Das wollen wir erst sehn," fuhr die Dame, halb in Folge dieser geschickten Behandlung, halb weil sein Bleiben zu ihren eignen Plänen paßte, lebhaft erregt auf: „So lange ich hier bin, werden auch Sie bleiben, wenn nicht anders, so als mein Gast. Ich aber bleibe, so lange Joachim fern ist, das ist wenigstens sicher."

„Graf Joachim war nie mein Feind," bemerkte der Doktor.

„Vielleicht würde er's werden, wenn er wüßte, daß ich so Manches, was ich über seine zerrütteten Verhältnisse erfahren habe, Ihren Mittheilungen zu danken hatte, wenn ich auch, als ich es für meine Pflicht hielt, meinen Schwiegersohn davon in Kenntniß zu setzen, die Quelle nur andeutete," sagte Frau von Neidhart.

„O, ich habe es Ihnen nicht zu dem Zwecke erzählt," ereiferte sich der Doktor. „Nie und nimmer habe ich dem jungen Grafen durch irgend etwas, was ich über ihn sagte, schaden wollen."

„Ich weiß nicht," entgegnete Frau von Neidhart, „ich that nur meine Pflicht, als ich Alexander auf Joachims Leichtsinn aufmerksam machte. Ich würde ganz ebenso gegen Konrad gehandelt haben. Aber, wenn meine Vermuthung wahr ist, wenn er dieser Angelegenheit wegen sich mit dem Vater überwarf, wenn er in Folge dessen fortging, so wird er's Ihnen und mir wahrlich nicht verzeihn, daß wir, wenn auch unschuldig, Veranlassung dazu gaben, mag er," setzte sie mit einer

majestätischen Bewegung hinzu, „dann gehe ich nach Grünrade und die, die mir Freund geblieben sind, mit.“

Sie sah ihn forschend an. Hatte er seine Abhängigkeit und den Werth ihrer Protection begriffen?

„Ich will Ihnen etwas sagen, Doktor,“ fuhr sie fort, sich zu ihm hinbeugend, „wenn Joachim jetzt zurückkommt, so ist's mit mir vorbei. Ich kann Ihnen nicht sagen, weshalb, es ist etwas, was zwischen mir, Joachim und Konrad schwebt, und sie werden Beide gegen mich sein, wenn ich nicht Zeit gewinne. Wenn ich Joachim fern halten kann, bis Konrad mündig ist, dann könnte Alles gut werden. Es sind noch Jahre bis dahin. Da wird Manches vergessen sein, Manches wird sich anders gestalten. O, es ist nicht zu sagen, wie die Zeit Menschen und Verhältnisse ändert!“

„Aber wie wollen Sie das machen, den Grafen, wenn er noch lebt, so lange fern zu halten?“ fragte der Doktor verwundert.

„Er müßte es eben nicht früher erfahren, daß sein Vater todt ist,“ warf Frau von Neidhart lauernd hin.

„Ich begreife nicht,“ begann der Doktor.

„Sie haben auch nicht nöthig, zu begreifen, wenn Sie mir nur helfen. Ich habe meine Pläne. Sie nützen Konrad, mir, Ihnen. Sie schaden Joachim nichts. Sie verhindern nur, daß er jetzt schon sein Majorat antritt.“

Der Doktor schüttelte den Kopf. Sie trat dicht an ihn heran.

„Hilf mir, alter Freund, Joachim fern halten,“ sagte sie ganz leise. „Wenn's auch die Welt nicht weiß und nicht zu wissen braucht, daß wir Verwandte sind und Jugendgespielen, daß wir eine Heimat hatten, bis ich Dir weh that und mein kindisches Herz, nachdem Du begehrtest, Dir versagen mußte, wenn's auch Keiner weiß, wie ich, daß Du in Leichtsinn und Unverstand schlimme Dinge gethan hattest, um derentwillen Du über

See gingst, wozu mein Mann, dankbar für Deine Dienste, Dir die Mittel gab. Wenn wir, um all dieser Erinnerungen willen, zusammengehören, ohne daß Einer etwas zu wissen braucht, so hilf mir nun auch dazu, daß wir zusammen bleiben. Hilf mir Zeit gewinnen, für mich und Dich zu handeln, Joachims Feindschaft zu entwaffnen, mir Konrad zu sichern. Wenn ich Dich auch damals nicht lieben konnte, an Deine Freundschaft habe ich mich gewöhnt, sie ist mir unentbehrlich.“ Sie sah ihn mit innigem Blick an, ihre Stimme klang weich. —

Der Doktor wandte sich hastig ab und trat mit verschränkten Armen an's Fenster, während Frau von Neidhart sich in den Lehnstuhl warf und, die weißen Hände im Schooß gefaltet, mit so ruhiger Erwartung, so harmlosem Ausdruck nach dem Doktor hinblickte, als sei sie wirklich die würdevolle, kindlich empfindende, und von Rechtschaffenheit durchdrungne alte Frau, welche zu sein sie sich vielleicht einbilden mochte. Wo war die Zeit hin, wo der Doktor für diese Blicke und diese Stimme Himmel und Hölle gestürmt hätte!

Für diese Blicke und diesen weichen, innigen Sprachton hatte er in seinen Jugendjahren Alles vergessen, selbst seine Liebe oder wenigstens allen Egoismus derselben, da er es war, der auf ihr schmeichlerisches, ihr unwiderstehliches Bitten den Vermittler zwischen Neidhart und ihr spielte und, wenn auch zähneknirschend, ihr zur Flucht verhalf. Um sie zu vergessen, stürzte er sich in leichtsinnige Händel aller Art, ihretwegen stürmte er weiter auf dem abschüssigen Wege, den er um ihretwillen betreten.

Ihr Vater, der ihn, seinen Neffen, erzogen, zog die Hand von ihm ab, dennoch war er's, um dessentwillen ihm Schonung widerfuhr und man die Geschichte vertuschte, die ihn sonst in Haft und Untersuchung verwickelt und seine bürgerliche Existenz vernichtet haben

würde. Arg bedroht war sie so wie so, da half aber die Dankbarkeit des glücklichen Nebenbuhlers. Jahre kümmerlichen Lebens, fern der Heimat, jenseits des Oceans, in jenem großen Eldorado für verkümmerte oder verlorene Existenzen, vergingen in langsamem Schneckenlauf und brachten die seltsamsten gewerblichen Wandlungen hervor. Vom Barbiergehülfen zum Commis voyageur, vom Stiefelputzer zum Schulmeister überspringend, studirte er die Kunst des sich Accomodirens, aber Seide spann er dabei nicht, denn es fehlte vor Allem die Ausdauer, fehlte der ernste Entschluß, wirklich etwas zu leisten. Hätte sich schließlich nicht ein Landsmann, den er in der Heimat gekannt, und der in Newyork bei einer Zeitungsredaktion beschäftigt war, seiner angenommen, er wäre schier verkommen. Aber das Austragen von Zeitungen warf doch auch nur ein kümmerliches Brod ab und war an nnd für sich beschwerlich. Er dachte ernstlich an Rückkehr und setzte sie in's Werk, sowie er die Ueberfahrt, freilich nur im Zwischendeck, bezahlen konnte.

Was ihn aus der Heimat getrieben, war wohl vergessen. Er wandelte seinen Namen, der just auf's Gegentheil hinauslief, denn er hieß Friedlich, in Streit um, kreirte sich zum Doktor und betrat, so umgewandelt und mit guten Zeugnissen versehen, die er sich sowohl für seine Leistungen als Schulmeister, sowie für seine literarische Thätigkeit auf der Zeitungsredaktion zu verschaffen gewußt hatte, wenig Geld in der Tasche, aber den Kopf voller Pläne und seinem guten Stern vertrauend, den heimischen Boden wieder.

In erster Reihe erkundigte er sich nach dem Schicksal seiner Jugendgeliebten. Es gelang ihm, all die Einzelnheiten zu erfahren, die sich an die Geschichte ihrer Ehe knüpften, all die wahren und falschen Annahmen, die ein Lügengewebe um das ihm bekannte Herkommen der Frau spannen. Er erfuhr, daß sie längst Wittwe,

daß sie die Schwiegermutter eines der reichsten Grund-besitzer der Mark geworden war, hörte, daß ihre einzige Tochter gestorben, daß sie dem Hause ihres Schwieger-sohns in würdiger Weise vorstand. Er hörte ihr immer noch anmuthiges Aeußere und ihre vornehme Haltung preisen, hörte aber auch ihren Stolz leise bespötteln, den man aber weniger auf Ueberhebung ihrer eignen Person als auf ihre Abstammung von der alten westphälischen Familie, deren Hochmuth fast sprichwörtlich war und künstlich von Generation auf Generation vererbt wurde, schob. Er wagte vorsichtig und unter der Firma, so und so hörte ich, einige Zweifel über ihre Abstammung, aber er wurde gründlich widerlegt. Die Försterstochter, auf die er anspielte, sollte allerdings auch eine Geliebte des wilden Baron gewesen sein, die Geschichte sogar ziemlich gleichzeitig gespielt haben. Dem wüsten Menschen war's zuzutrauen und dadurch zugleich erklärt, daß die alten Neidharts die Ehe des Sohnes mit der pro-testantischen Kousine zugaben. Graf Kronegk, hieß es zuletzt, würde auch des Majorats wegen die Ehe mit der Baronesse Neidhart nicht haben eingehen können, wenn die Abstammung derselben nicht auch mütterlicher-seits unanfechtbar gewesen wäre.

Nun wußte er, wie er seine Sache anzufassen hatte. Er schrieb an die Baronin, schilderte seine Bedürftigkeit, schickte seine Zeugnisse ein, bat um ihre Protection und für's Erste um eine Zusammenkunft, um ihr seine Wünsche vorzutragen und ihre gegenseitigen Beziehungen in's Klare zu stellen, da er wohl einsähe, daß es ihr nicht lieb sein könnte, ihn ihrer vornehmen Familie als einen ihrer nächsten Verwandten vorstellen zu sollen, und so weiter. Die Zusammenkunft fand statt und das Ergebniß derselben war seine Berufung als Lehrer der kleinen Knaben. Er hatte sehr geschickt operirt, dies Ergebniß zu erlangen, aber freilich kamen ihm auch die Verhältnisse zu Statten. Willig ließ er alle verwandt-

schaftlichen Beziehungen fahren und versprach, auch unter vier Augen sich nie die geringste Berufung auf dieselben zu erlauben. Er enthielt sich jeder Anspielung auf seine frühere leidenschaftliche Liebe zu seiner Spielgefährtin und Kousine und auf die Abweisung, die er erfahren, aber durch die Versicherungen seiner Ergebenheit blitzte es durch, wie ein warmer Strahl aus jener Jugendzeit, die Eitelkeit sonnte sich in dem Strahl und die Herrschsucht spann Fäden daraus, den einstmals Gefangenen zu Nutz und Frommen ihrer eigenen Person als Sklaven daran festzuhalten. Es schien der Dame jedenfalls am sichersten, ihn unter Augen zu haben, sicherer und auch weniger kostspielig, als ihn mit einem Jahrgeld abzufinden, das sie hätte zahlen müssen, das er vielleicht vergeudet und seine Kenntniß ihrer Verhältnisse dann zu weiterer Erpressung benutzt hätte.

Freilich hatte auch sie ihn in der Hand. Verrieth er ihre Abstammung, den Betrug, den sie, wenn auch nicht ersonnen und ausgeführt doch zugelassen, und schweigend bestätigt hatte, so konnte sie dagegen sein jugendliches Vergehen gegen die bürgerlichen Gesetze verrathen, aber wer verlor am meisten dabei?

Sie konnte ihn freilich verdächtigen, aber auch nicht mehr; denn die Sache war damals vertuscht, der Hauptinteressent todt, Zeugen wohl schwer herbeizuschaffen, der Verdacht konnte ihm schaden, aber seine Enthüllungen würden sie moralisch vernichtet haben! Sie mußte seiner sicher sein und sicher bleiben, sie mußte ihn an sich fesseln, ihn zu ihrem gehorsamen Diener machen. Sie rechnete dabei auf das Wohlleben, auf die sorgenlosen Tage, die sie ihm, der immer arbeitsscheu gewesen, verschaffen konnte, sie rechnete aber auch dabei auf sich selbst, auf den Einfluß den sie einst gehabt und noch nicht erstorben wähnte. Er war auch damals noch nicht ganz todt. Es glimmten wirklich noch Funken in der Asche, Funken der Erinnerung, die

freilich weniger ihrer Person, als dem Zauber galten, der dieselbe einst mit dem vollen Reiz der Jugendschöne, mit dem Glanz der damals noch ungetrübten Unschuld umstrahlt hatte. Wie rasch, wie vollständig waren diese Funken im Lauf des jahrelangen Zusammenlebens verlöscht. Mit einem halb bittern, halb spöttischen Lächeln schloß der Doktor mit diesem rasch vorüberrauschenden Lebensbilde ab.

„Damals," dachte er, „war ich trotz Allem, doch ein besserer Kerl, aber was will man thun, man muß leben!" Ohne in den vertraulichen Ton, den sie, zum ersten Mal seit sie einander wiedergesehn, angeschlagen hatte, einzustimmen, sagte er ruhig: „Was soll ich thun, Frau Baronin. Wenn es sich nicht darum handelt, ihn um sein Erbe zu bringen — denn das könnte doch Einer oder der Andere für Betrug ansehn, auf den ich mich nicht einlassen möchte!"

„Wo denken Sie hin, Doktor, was trauen Sie mir zu!" rief Frau von Neidhart in lebhafter Empörung. „Wenn er lebt, wird ihm Keiner den Besitz von Kronegk streitig machen. Ich will nur Zeit gewinnen, gewisse Differenzen zwischen uns, von denen Niemand etwas weiß, auszugleichen, dann mag er meinetwegen kommen. Die Zeit, die ich gewinne, kommt auch ihm zu gut, denn die Güter werden besser für ihn verwaltet werden, als wenn er selbst, leichtsinnig und verschwenderisch wie er ist, schon jetzt den Besitz anträte. Sie sehen, es soll nichts geschehen, was ihm Schaden bringt, wenn wir ihm auch die Nachricht vom Tode seines Vaters noch eine kleine Weile vorenthalten. Sie sollen nicht widersprechen, wenn Baron Ribnick Ihnen gewisse, die Verbreitung der Todesnachricht betreffende Aufträge an Ihren Freund in Newyork, den Redakteur der Saturday Review giebt. Sie sollen die Aufträge pünktlich ausführen. Den betreffenden Brief besorge ich dann."

„Hm!" machte der Doktor. „Der Mann war nie

Redakteur, wenn Sie den meinen, mit dem ich damals hinüber ging," sagte er.

Sie nickte. „Den meine ich, und er war doch auf dem Büreau angestellt. Machen Sie keine Weitläuftigkeiten, Doktor, strafen Sie mich nicht Lügen. Ich weiß das Alles besser als Sie und die Verantwortung ist mein."

Der Doktor seufzte tief.

„Noch einmal," sagte sie, „ich will Joachim nicht schädigen. Ist Konrad mündig, werde ich keine neue Nachforschung vereiteln. Treffen die Brüder jetzt zusammen, so ist's um meinen Einfluß, meine Stellung geschehen. Konrad ist weich wie Wachs und Joachim ein wilder und wüster Mensch! Es ist wider mein Gewissen, die Brüder jetzt zu einander zu lassen!"

„Hm," machte der Doktor wieder. Er ließ sich durch das Mäntelchen, das sie der Sache umhing, nicht irre führen. Wenn auch keine Vermögensschädigung, so lag doch eine beabsichtigte Täuschung vor. Der Doktor hielt sich an das Erstere. Nicht um das geringste Bruchtheil der Erbschaft wurde Konrad durch des Bruders Entfernung bereichert, oder dieser geschädigt, im Gegentheil war der Vortheil für Joachim unverkennbar, wenn die Verwaltung der Güter noch einige Jahre länger in den bewährten Händen blieb.

An die Jahre freien, selbstständigen Wirkens, um die sie ihn betrogen, an den Raub von Lebensgenuß, Lebensfreude und Hoffnung, an die in der Ferne für den heimatlichen Beruf verlorenen Jahre, schien er eben so wenig zu denken, wie Frau von Neidhart, sonst hätte er unmöglich zu dem Resultat kommen können daß eine reelle Schädigung der Interessen Joachims nicht vorliege.

„Im Grunde, was geht's mich an," schloß er endlich sein Nachdenken.

„Sie werden also den Auftrag übernehmen?" fragte Frau von Neidhart gespannt.

Der Doktor nickte.

„Es wird am Besten sein,“ fuhr sie nachsinnend fort, „der Redaktion gleich eine Summe zu den betreffenden Auslagen mitzuschicken; wir geben eine gleiche Summe den Armen, da es doch möglich ist, daß der Brief sein Ziel nicht erreicht und wir uns von Allem fern halten wollen, was dem Eigennutz ähnlich sehen, was irgend einen Schatten auf unser Verfahren werfen könnte.“

„Auf Ihr Verfahren, Frau Baronin, ich bin nur Ihr gehorsamer Diener, der sich Ihrer bessern Einsicht fügt,“ schaltete der Doktor ein, „auch kann ich ganz und gar nicht sagen, daß ich uneigennützig handle, wenn ich Alles thue, um mir das Zusammenleben mit meiner edlen Gönnerin für alle Zeit zu sichern,“ setzte er, in galantem Ton, aber mit der Verbindlichkeit eines Schelmen hinzu, der sich sehr wohl des Ziels seiner Galanterie bewußt ist. Es paßte ihr, seine Worte buchstäblich zu nehmen. Sie reichte ihm mit einem dankbaren Blick die Hand und sagte, den vollen Zauber von Freundlichkeit, der sie oft so anziehend erscheinen ließ, in Ton und Miene legend:

„Ich habe mich noch nie getäuscht, wenn ich von Ihrer Ergebenheit Opfer verlangte, aber ich bin auch noch nie undankbar gewesen und werde es nimmer sein. So lange ich noch ein Dach über meinem Haupte habe, sollen Sie Schutz und Schirm unter demselben finden. Mein Schwiegersohn, der Ihrer leider gar nicht gedacht, hat mich freilich sehr in meiner Machtvollkommenheit beschränkt, aber so ärmlich wird man mich hoffentlich nicht stellen wollen, daß ich der gewohnten Umgebung entbehren müßte. Die Sache ist also abgemacht, ich kann auf Sie zählen,“ setzte sie mit aufforderndem Blick hinzu.

Er legte die Hand auf sein Herz.

„Es wird sich wohl ganz von selbst machen lassen, daß ich bei einer Ausfahrt der Sicherheit halber den

Brief selbst besorge. Sie werden nicht gern etwas damit zu thun haben wollen?“ sagte sie, ihn forschend ansehend und als er bejahend zustimmte, fuhr sie fort: „Ich denke, Herr von Ribnick wird sich da ganz auf Sie verlassen. Hoffentlich reist er ab, ehe wir den Brief bestellen und später wird's Keinem einfallen, Ihnen den Geldschein abzufordern. Ueber diese kleinen Einzelheiten läßt sich nichts verabreden, da muß man sich nach dem Augenblick richten.“

„Und weiter, meinen Sie, wird nichts zur Auffindung des Grafen geschehn, als daß man die Todesanzeige seines Vaters verbreitet?“ fragte der Doktor kopfschüttelnd, „und Sie glauben, daß Keiner sich darum kümmern wird, ob sie auch wirklich in amerikanischen Zeitungen gestanden hat, desgleichen ist doch zu erfahren!“

„Lieber Freund,“ unterbrach ihn Frau von Neidhart ungeduldig, „vergessen Sie zweierlei nicht. Einmal nicht, daß mein Schwiegersohn selbst von Joachims Tod überzeugt war, das macht lau im Nachforschen, dann, daß der Krieg vor der Thür ist! Man wird bald andere Dinge zu thun und zu denken haben, als sich um die verschollenen Erben von erledigten Majoraten zu kümmern.“ —

„Ach Gott, ja, der Krieg,“ rief der Doktor und fuhr sich mit der Hand in die Haare, „ja, ja, der Krieg. Gott im Himmel, daß nicht Ruhe gehalten werden kann, daß man auf seine alten Tage das noch erleben muß. Der verwünschte Krieg und ich habe heut noch keine Zeitung gelesen.“ Er stürmte hinaus.

„Hasenfuß,“ sagte die Baronin verächtlich. „Mir ist der Krieg gerade recht. Mag nur Alles recht bunt durcheinander gehn, und die klugen Leute mit sich zu thun haben. Jeder Tag, den dieser Mensch fern gehalten wird, ist ein Gewinn!“ —

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Klotilde war, als die Baronin sie verlassen hatte, aufgestanden und in den Park gegangen. Die Luft war mild ohne drückend zu sein und der Wind, der leise über's Wasser strich, wehte anmuthige Kühlung hinauf. Auf einer der Anhöhen, die das Ufer schmücken, steht eine prachtvolle Eiche. Der knorrige Stamm, die weit ausgebreiteten machtvollen Zweige verrathen ihr hohes Alter, aber ihr üppiger Blätterschmuck, das saftige Grün des dichten, vollen Laubes protestirt gegen das Gebot der zerstörenden Zeit. Die Königseiche heißt der Baum und verdient den Namen, denn er ist wahrlich von Gottes Gnaden zu wahrer Herrschergröße emporgewachsen.

Klotilde hatte sich die Königseiche zum Ziel ihres Spazierganges erwählt. Vielleicht schlug sie auch nur ganz mechanisch den Weg ein, den sie namentlich in der letzten Zeit, in den glücklichen Tagen jugendfroher Lust und Freude so unzählige Mal in heiterer Gesellschaft gelustwandelt war. Durch diese Tannenallee, die unten an der Anhöhe auf den im Thal gelegenen Kirchhof führte, hatte man den Sarg des Grafen getragen. Welch trauriger Abschluß einer glücklichen Zeit. Einen Augenblick schien sie zweifelhaft, ob sie unten den Weg weiter bis zum Kirchhof verfolgen, ob sie den Berg hinan steigen

sollte, aber sie folgte dem Zug der Jugend, der aufwärts deutet, der hinausstrebt über all den Staub der Vergänglichkeit, über all das Weh und Wirrsal, das unten liegt. Sie stieg langsam hinan, setzte sich auf die, einfach von rohen Birkenstämmen zusammengezimmerte Bank, die unter der Eiche stand und selbst tief im Schatten, ergötzte sich ihr Blick an der sonnigen Landschaft.

Ja, sie konnte sich's nicht verhehlen, im Augenblick lag ihr Lebenspfad tief in Schatten gehüllt, vor ihr. Frau von Neidharts Mahnung hatte sie der glücklichen Unbefangenheit entrissen mit der sie ohne zu prüfen und zu erwägen, dem Ruf werkthätiger Liebe, dem Ruf bewährter Freundschaft zu folgen bereit gewesen war.

Wie unbedacht, wie eigennützig kam sie sich jetzt vor und dennoch stritt etwas in ihr gegen diesen Vorwurf. Sie thaten es doch alle Beide gern, sagte sie sich und daran blieb der Kinderinstinkt haften, der auch nicht nach dem Opfer fragt, wo die gebotene Gabe mit freundlichem Gesicht gegeben wird, der im Geben und Nehmen unwillkürlich und ohne weiteres Nachdenken einen Austausch von Liebe ahnt. Frau von Neidharts Rechenexempel hatte sie ganz stutzig, ganz irre gemacht.

„Ach, was," sagte sie plötzlich, „ich will mir den Kopf nicht zerquälen, wenn ich thue, wozu das Herz treibt, kann denn das Unrecht sein?"

Sie zerquälte sich dennoch den Kopf. Ist denn der Weg, der grade vor uns liegt, nicht auch der richtigste? fragte sie sich in Gedanken und plötzlich fiel ihr ein, wie sie einmal auch den Weg, der grade vor ihr lag, gewählt und beinah in den Abgrund gestürzt wäre! Die ganze Scene stand wieder lebhaft vor ihren Blicken. Sie fühlte den Taumel, der sie damals erfaßt und willenlos mit fortriß, so, als erlebte sie ihn noch einmal. Erst die wonnevolle Empfindung der blitzschnellen Bewegung, so lange sie noch Herr derselben zu sein

meinte, das Durchfliegen der freien, frischen Bergluft, das Berühren des schwellend, weichen Wiesengrundes, aber dann die plötzliche Muthlosigkeit, das Fortgerissenwerden auf abschüssiger Bahn.

„Es geht auch bergunter jetzt," sagte sie leise, „bergunter wider Willen, aber es wird Keiner kommen, mich aufzuhalten!" und dann rief sie sich ihren Retter in's Gedächtniß zurück und erinnerte sich jeder Einzelheit der damaligen Begegnung. Sie hatte ihn nicht vergessen, wenn sie auch seither nur selten an ihn gedacht hatte. Sie wußte genau wie er ausgesehen, ihr war, als höre sie wieder den vollen, sonoren Ton seiner Stimme.

Ihr war auf einmal, als müsse sie Jemand kennen, der an ihn erinnere, aber so sehr sie sich darauf besann, es wollte ihr Niemand einfallen, obgleich sie alle die jungen Leute ihrer Bekanntschaft an ihrem Geist vorüberziehen ließ. Es hatte sie schon oft verdrossen, daß sie so gar nichts von ihm wußte, nicht einmal seinen Namen, jetzt empfand sie den Verdruß doppelt lebhaft. Aber was hätte ihr denn auch die Kenntniß seines Namens genützt! Vor dem Sturz in den Abgrund hatte er sie gerettet, wer würde sie jetzt retten vor dem Schicksal des langsamen Versinkens in das tödtende Einerlei des ihr aufgezwungenen Berufs, vor dem Schicksal, ihr Leben als Lehrerin in einer Pension zuzubringen, oder in gleicher Eigenschaft in fremde Häuser zu gehen, sich mit kleinen und großen Kindern abzuärgern, ihre ganze schöne Jugendzeit an diese schwere Pflicht hingeben zu müssen, nachdem sich ihr das Leben eben erst in den strahlenden Lichtfarben sorgloser Freude gespiegelt.

Sie fühlte es heiß in ihre Augen strömen, aber sie konnte nichts weniger leiden als Thränen und kräftig drängte sie den Strom zurück.

„Nur nicht den Kopf hängen lassen," dachte sie und mit einer elastischen Bewegung von ihrem Platz

aufspringend, und mit der Hand über die Augen fahrend, wollte sie eben den Rückweg nach dem Schloß antreten, als sie aufblickend, den Freiherrn vor sich sah.

„Ich habe Sie gesucht und freue mich, Sie hier zu finden. Bleiben Sie noch," bat er freundlich und sie mit einer sanften Bewegung auf den eben verlassenen Platz zurückdrängend, setzte er sich neben sie und sagte: „Ich wollte noch über Sie mit Ihnen sprechen, liebes Kind, ehe ich Kronegk wieder verlasse."

„Ist Ihre Abreise so nah?" fragte sie erschrocken, und es war ihr zu Muthe, als ginge nun auch der letzte Lichtstrahl, der ihrem Jugendleben geleuchtet, unter.

„Meine Geschäfte sind zu Ende," sagte er, „ich habe eben noch die letzte Rücksprache mit dem Doktor genommen, der mir da glücklicher Weise die Angelegenheit wegen der Auffindung Joachims abnehmen kann, die mir viel Weitläuftigkeit gemacht hätte und wahrscheinlich doch erfolglos ist; die Todten kehren nicht wieder! Ich babe gar nicht gewußt, daß der Doktor in Amerika gewesen ist und noch Konnexionen dort hat."

„Doch," bestätigte Klotilde, „er spricht ja oft von den Vorlesungen, die er in irgend einem Kolleg, ich weiß nicht wo und in welchem, gehalten hat, wahrscheinlich über die punischen Kriege," setzte sie mit einem Anflug der schelmischen Laune hinzu, die dem alten ernsten Mann immer wie ein Trunk aus frischem Waldquell vorkam.

Er lächelte über den Ausfall, dann fuhr er, wieder ernst werdend, fort: „Ich habe hier nichts mehr zu thun, ich habe nicht einmal Ursache, zu glauben, daß meine Anwesenheit der Frau von Neidhart angenehm ist, und so will ich noch heute abreisen und direkt nach Ribnickhausen gehen, um wie ein guter Hausvater in den bedenklichen Zeiten, die uns bevorstehen, für die Meinigen zu sorgen. Der gemeine Mann verliert dem Unerwarteten gegenüber leicht den Kopf und die Opfer,

die jeder Einzelne bringen muß, werden viel freudiger oder resignirter gebracht, wenn sie Jemand hinter sich wissen, der ihre Sache zu der eignen macht, und ebenso wie sie, seinen Theil zu den Erfordernissen des allgemeinen Wohls beizutragen hat."

Klotilde nickte verständnißvoll zu seinen Worten; sie dachte, wie glücklich sie sein würde, wenn sie auch ein Anrecht an den Schutz und die Fürsorge hätte, die nächst ihrem verstorbenen Vormund, gewiß Keiner in so milder, liebevoller und wirksamer Weise zu gewähren verstand als dieser liebenswürdige, leutselige alte Herr.

Als ob er ihre Gedanken errathen, fuhr er, sie freundlich ansehend fort:

„Ich habe mich bereit erklärt, die Vormundschaft über Sie, an meines verstorbenen Vetters Stelle, zu übernehmen."

Klotilde sprang auf, ihr Gesicht strahlte vor Entzücken, am liebsten wäre sie ihm um den Hals gefallen.

„Ich sehe, Sie haben nichts dagegen," bemerkte er lächelnd, als sie wortlos vor ihm stehen blieb.

„O Gott und nun nehmen Sie mich mit nach Ribnickhausen!" sagte sie, es für eine natürliche Consequenz der übernommenen Vormundschaft haltend.

Er sah die Freude, mit der sie diesen Gedanken erfaßte, ihm sank das Herz, als er die Nothwendigkeit erwog, diese Hoffnung zerstören zu müssen.

„Sie würden also nicht wünschen, hier auf Kronegk zu bleiben?" sagte er ausweichend.

„Nein," antwortete sie, in ihrer Harmlosigkeit sein verlegenes Uebergehn ihrer Frage nicht bemerkend, „aber selbst wenn ich so thöricht wäre, es zu wünschen, so hat mir Frau von Neidhart doch schon gesagt, daß davon nicht die Rede sein könnte. Ich möchte auch nicht ihre Gesellschafterin sein, ich hatte mich schon halb und halb mit dem Gedanken vertraut gemacht, ihren Rath zu befolgen und Mademoiselle Dufour zu fragen, ob

sie mich als Hülfslehrerin in ihrer Pension brauchen könnte."

„Eine andere Zuflucht hatten Sie nicht?" fragte der Freiher, der sich sehr wohl erinnerte, mit welcher tiefen Scheu und Abneigung Klotilde von dem Beruf einer Erzieherin gesprochen, wie sie sich denselben als das schrecklichste Loos ausgemalt, daß sie treffen könne.

„Keine andere, wenigstens keine, die ich mit gutem Gewissen annehmen könnte, nachdem Frau von Neidhart mich auf meinen unbedachten Egoismus aufmerksam gemacht hatte," erklärte Klotilde und erzählte von den Anerbietungen die ihr geworden, wie sie aber nun garnicht wisse, ob sie dieselben annehmen dürfe.

„Ihnen kann ich's nicht sagen, daß ich aus solchen Gründen, die mir angebotene Heimat nicht annehmen wollte, Sie sind so gut, Sie hätten's nicht gelten lassen, es blieb mir nichts als Mademoiselle, als die Genfer Pension, ich war eben hieher gegangen, mir zu dem schweren Entschluß Muth zu erkämpfen, und hier nur gleich von meinem Lieblingsplatz, von Kronegk und dem kurzen Glücks- und Jugendtraum Abschied zu nehmen. Als Erzieherin wäre doch Alles zu Ende gewesen."

Sie hatte sich wieder neben den Freiherrn gesetzt, während sie so unbefangen ihr Herz vor ihm ausschüttete und jeder Zug ihres Gesichts über die so schnell zerstreuten bangen Befürchtungen hoffnungsvoll zn lächeln schien.

Er hörte niedergeschlagenen Auges zu. Er kämpfte einen harten Kampf. Es wurde ihm furchtbar schwer, diese kindliche Zuversicht zu täuschen, dieser ahnungslosen Unerfahrenheit, die ihn entzückte, ein Ende zu machen. Aber es war doch unmöglich, sie mit nach Ribnickhausen zu nehmen. Einen Augenblick fuhr's ihm durch den Sinn, ob er sie nicht adoptiren, sie als Pflegetochter zu sich nehmen, für ihre Zukunft sorgen und ihr die Lebensstellung gewinnen helfen könne, zu der ihre

Jugend, ihre Schönheit, die Anmuth ihres Geistes sie befähigten. Er erwog den Gedanken, er schrieb mit dem Stock Figuren in den Sand, während sie, weit entfernt, sein Nachdenken auch nur annähernd richtig auszulegen, sondern es einer augenblicklichen Zerstreutheit zuschiebend, ruhig seinem Treiben zusah und in ihrer glücklichen innern Sicherheit eine nähere Auseinandersetzung über seine Absicht abwartete.

Klotilde in Ribnickhausen! Ach, der alte Mann hatte nicht die Resignation, sie sich als seine Pflegetochter denken zu können. Gerade an diesem Gedanken erwachte die Leidenschaft in seinem Herzen zu voller Gluth. Er dachte seiner sechzig und ihrer achtzehn Jahre, er fühlte die tiefe Kluft und doch, die Liebe in seinem Herzen füllte sie aus. Sie ist so verlassen, so schutzlos, dachte er, ist ihr Herz noch frei, warum sollte es mir nicht gelingen, es mit dem Abglanz des Glücks zu erfüllen, das mich bei ihrem Anblick, beim Ton ihrer Stimme wieder jung macht und das ganze Leben in den Frühlingsschimmer der Hoffnung taucht. Niemand würde sie so hoch halten, wie ich, sie mit solchem Bewußtsein lieben, mit solcher innigen Dankbarkeit sein Glück aus ihren Händen empfangen! Wiegen denn die Jahre gar so schwer, steht die Empfindung nicht höher? Er schüttelte ernst und traurig den Kopf.

„Nein, nein, es darf nicht sein,“ schloß er seine Erwägung. „Ich will die Hand schützend über ihrem Haupte halten, an mein Herz nehmen darf ich sie nicht. Mein Weib kann sie nicht sein, zur Tochter will ich sie nicht, jetzt wenigstens nicht, später vielleicht, wenn diese letzte Thorheit besiegt ist.“

„Es wird nicht gehen, daß ich Sie mit nach Ribnickhausen nehme, liebe Klotilde,“ sagte er, die Augen zu ihr erhebend, jetzt mit völliger Ruhe. „Ich habe keine Häuslichkeit, wenigstens keine, die ich Ihnen anbieten könnte. Ribnickhausen gewährt jugendlichen Gästen gar=

nichts, mein einsames Leben würde ihnen bald unendlich öde vorkommen.

„Das nicht," sagte sie lebhaft, „das nicht, aber, o verzeihen Sie, daß ich Sie mißverstand. Ich freute mich so unbeschreiblich an dem Gedanken, ich hab's gerade gemacht wie bei Großmama Triebenfeld und Antonie Lindens Vorschlag, ich dachte nur an mich dabei. Ich mag Ihnen recht unbescheiden vorgekommen sein."

Die Kindlichkeit ihres Eingeständnisses rührte ihn tief, er getraute sich aber nicht ein Wort dazu zu sagen, denn das eine, das sich von seinem Herzen auf die Lippen drängte, das: Komm! war er zu gewissenhaft auszusprechen.

„Es wird nun doch wohl das Beste sein," fuhr sie mit einer Selbstbeherrschung, die ihrer Jugend alle Ehre machte, fort, „wenn ich nun an Mademoiselle Dufour schreibe und mich um eine Anstellung bemühe."

„Es ist gerade das, was Ihnen am schwersten fällt," sagte er leise und zögernd. —

„Deshalb ist's am besten, man besinnt sich nicht lange," entgegnete sie, all ihre Entschlossenheit zusammennehmend, um guten Muths zu erscheinen. „Ich weiß mir doch nicht anders zu helfen."

Er empfand dieses Wort wie einen Vorwurf, obgleich es nicht so gemeint war. Sie wußte sich nicht anders zu helfen, lag darin nicht der Nachsatz: und ich weiß auch keinen Andern, der mir hilft!

„Warum wollen Sie es so übereilen, liebe Klotilde," sagte er, „bleiben Sie doch jetzt ruhig eine Weile bei Ihren Freunden, gönnen Sie mir Zeit, für Sie zu denken. Ich habe so viele Bekannte, so viele Verbindungen, gewiß, ich finde ein besseres Unterkommen für Sie."

Sie schüttelte energisch den Kopf. So wenig sie sich's im Augenblick eingestand, seine Weigerung, sie nach Ribnickhausen zu nehmen, die kleine Beschämung,

die sie über das Mißverständniß empfunden, hatten fast mehr noch als die Aufklärung, die Frau von Neidhart ihr über ihre Lage gegeben, ihren Stolz gestachelt, ihr Selbstgefühl geweckt. Das unbefangene, sorglose Zutrauen mit dem sie in die Zukunft geblickt, und verwöhnt durch die Gunst der Menschen, wie sie es war, sich über ihre schutzlose Lage getäuscht hatte, war arg erschüttert oder wenigstens in eine neue Bahn gelenkt worden.

„Ich thue doch wohl am besten, mich auf mich selbst zu verlassen und für mich zu handeln," sagte sie. „So viel steht ja fest, daß ich mir mein Fortkommen erwerben muß. Das schadet ja auch nichts, es müssen es Viele, warum soll ich's besser haben. Aber ich gehe dann doch lieber zu bekannten Menschen als unter Fremde und Mademoiselle kenne ich. Es ist auch besser, gleich das Widerwärtige thun, als sich erst lange darauf besinnen und sich erst wieder verwöhnen lassen. So knüpft sich das andere Leben gleich an des lieben Grafen Tod an."

Ein wenig zitterte ihr doch die Stimme, als sie das sagte und ihr gekränktes Gefühl blickte durch, trotz der Entschlossenheit, mit der sie es zu verdecken strebte. Das war mehr als der Freiherr ertragen konnte.

„Sie haben mich sehr mißverstanden, Klotilde," sagte er. „Nicht aus Lauheit der Gesinnung, nicht aus engherzigen Gründen wies ich Ihr kindliches Zutrauen zurück. Weiß Gott, mich würde es glücklich machen, wollten Sie in Ribnickhausen eine Heimat erkennen."

Sie sah ihn überrascht an, aber seine heimlich erregte, unschlüssige Miene gewahrend, wenn sie den Grund seines Zögerns auch nicht verstand, sagte sie, ihre Empfindung rasch zurückdrängend, mit offenem Zutrauen in Ton und Blick:

„Ich weiß, daß Sie es freundlich mit mir meinen, es bedarf keines weitern Beweises."

Sie reichte ihm die Hand hin. Er ergriff dieselbe, er hielt sie fest in der seinen, es schien ihm unmöglich sie wieder loszulassen, unmöglich, das schöne, junge Geschöpf einem Leben der mühsamen Arbeit, der Resignation, einem Tagewerk, das sich immer in demselben öden Kreislauf bewegte, zu überlassen, ein Leben in dem alle Seelenkräfte auf den täglichen Erwerb gerichtet sein mußten. —

„Es geht nicht, es geht wahrhaftig nicht, daß ich Sie nach Genf lasse, Sie sind nicht geschaffen, kleinen Kindern das A B C zu lehren,“ sagte er plötzlich, „wenn ich mir Sie in einer Lehrerconferenz denke, Sie bei pädagogischen Abhandlungen, Sie mit zusammengebundenen Flügeln, es ist zum Lachen und zum Weinen zugleich.“

„Ich werde auch wohl abwechselnd Beides thun,“ sagte sie naiv. „Es ist doch einmal mein Loos, es läßt sich nicht ändern,“ setzte sie dann hinzu.

Der Freiherr antwortete nicht gleich. Er schritt den Platz vor der Königseiche auf und ab. Er fragte sich, ob es denn so sehr egoistisch von ihm sei, wenn er Klotilden sein Herz und seine Hond biete, er, der alte Mann dem jungen Mädchen, wenn er ihr ein gesichertes Loos an seiner Seite, Schutz und Schirm seines Hauses, eine geachtete, angesehene Stellung in der Welt zum Tausch biete für — ja für was? fragte er sich und sagte sich sehr wohl, daß dagegen nicht allein das kümmerliche Leben, das zu beginnen sie im Begriff stand, nein, daß auch ihr Recht, ihr junges Herz freiwillig verschenken zu dürfen, dagegen in die Wagschaale geworfen werden müsse. Aber auch dies Recht, wie wenig würde es von den Verhältnissen begünstigt werden, die doch bei der modernen Zeitrichtung eine gewaltige Rolle spielen. Er konnte sich nicht verhehlen, daß Klotildens Ansprüche, so weit ihre Schönheit, ihre natürlichen Anlagen, ja selbst ihre Erziehung, ihre Geschmacksrichtung und ihr Stand sie dazu berechtigten, durchaus nicht der

Umgebung entsprechen konnten, in der sie sich, als Hülfslehrerin in einer kleinen Stadt, oder in einer Mädchenpension zu bewegen haben würde. Sie sich nun aber vollends als Erzieherin oder Gesellschafterin in einer Familie zu denken, ohne gesellschaftliche Stellung, als solche, die der gute Wille ihr anwies, sie, die so wenig geschaffen schien, sich als letztes Glied in eine Kette einzufügen, wenn er all die Inkonvenienzen, Konflikte, ja Gefahren einer falschen Stellung bedachte, es schien ihm fast ein Frevel, das junge Mädchen so unbeschützt und so ahnungslos, einen so zweifelhaften Lebensweg beschreiten zu lassen. Sollte es denn so unmöglich sein, daß sie an seiner Seite glücklich würde? Die Hände wollte er ihr unter die Füße legen, ihr den Pfad ebnen, so weit es in menschlicher Macht lag, sie hüten wie einen von Gott ihm anvertrauten Schatz.

„Klotilde," sagte er, sich zu ihr wendend und seine guten Augen mit einem hellen Strahl in die ihren senkend, daß sie ordentlich wie in frischem Jugendschimmer aufleuchteten: „Könnten Sie es sich denn denken, daß das Leben in Ribnickhausen mit dem alten Mann allein Ihnen nicht öde und wüst erscheinen, daß Sie sich nicht zurückbangen würden?"

„Nach der Kleinkinderschule?" fragte sie lächelnd, ohne im Mindesten zu ahnen, wo er hinaus wollte, setzte aber dann ernsthaft hinzu: „Sprechen Sie doch nicht so. Sie sind ja gar nicht alt, Sie sind wenigstens viel liebenswürdiger und interessanter, als alle jungen Leute, die ich kenne. Fragen Sie nur Sascha, die sagt dasselbe."

Die Harmlosigkeit ihrer Entgegnung brachte ihn einigermaßen außer Fassung, aber sie bewies ihm auch wieder, daß ihr Herz noch frei war, daß er keinen Nebenbuhler hatte. Wie viel leichter, ihr Herz zu gewinnen, aber auch wie viel leichter, es irre zu führen. Er sah sie zögernd an.

„Ach, ich würde glücklich sein, wenn Sie mich mit nach Ribnickhausen nähmen," sagte sie mit einem offnen Blick. —

Das gab den Ausschlag.

„Klotilde," sagte er, „als mein Mündel aber nicht; das geht nicht; als meine Tochter auch nicht, das kann ich nicht; Sie sagen, daß ich nicht alt bin, wenn ich nun aber so jugendlich empfinde, Sie lieb zu haben, so über Alles lieb, daß ich Ihr Schicksal in die Hand nehmen und Gott bitten möchte, mir zu helfen, es so zu gestalten, daß die schöne Wunderblume, die ich in den Boden meiner Heimat pflanzen will, dort fest wurzele, sich zu ihrer schönen vollen Blüthe entfalte und während sie das Leben des einsamen alten Mannes schmückt, das neugeborne Glück desselben als heller Sonnenstrahl zurückfließe auf ihr eigenes Haupt. Wenn ich es so meine, Klotilde, wenn ich Sie frage, ob ich Sie als mein theures, liebes Weib nach Ribnickhausen holen darf, werden Sie auch dann noch kommen wollen? Antworten Sie nicht gleich," fuhr er, ihr die Erwiderung abschneidend fort, „denken Sie erst darüber nach. Prüfen Sie vor Allem, ob Ihnen wirklich nie Jemand begegnet ist, der eine Seite Ihres Herzens volltönend berührte. Vielleicht ist solcher Ton nur verhallt und Sie hören sein Echo, wenn Sie ihn sich zurückrufen."

Sie schüttelte ganz langsam den Kopf. Wie in einen Zauberspiegel zogen Kindheitsbilder flüchtig an ihrer Seele vorbei. Wen kannte sie denn? Joachim, Konrad, Eckbert — sie lächelte zu Allen. Wen kannte sie denn noch? Ein schattenhaftes Bild tauchte im Spiegel auf, um gleich wieder zu verschwinden. Es trug die Züge des jungen Mannes, der sie damals dem Abgrund entrissen hatte. Ueber dies Bild lächelte sie nicht einmal. Was bedeutete der Fremde ihrem Leben.

Sie blickte zu dem Freiherrn empor. Sie meinte, nie ein milderes, liebevolleres Antlitz gesehn zu haben.

Sie erinnerte sich der Begeisterung, die sie für den Dichter empfunden, ehe sie ihn kennen gelernt und wie neben dieser, noch zu vollem Recht bestehenden Begeisterung, warmherziges Zutrauen emporgewachsen war und zu einem so frischen, harmlosen und anregenden Verkehr geführt hatte, daß sie jeden Unterschied des Alters vergessen und seine höhere Begabung, all sein überlegenes Wissen, nie als ein Hemmniß empfunden hatte.

Es war ihr nie eingefallen, daß er sie lieben könnte, aber als er es ihr sagte, als er so warm und innig mit ihr sprach, als seine ganze Seele aus seinen Augen leuchtete, und er, der hochbegabte, hochgestellte Mann in einfacher Herzensdemuth sein Glück von ihr verlangte, da stürmte es wie flammende Begeisterung durch ihre Seele und sie sagte sich, „wenn ich ihn auch wirklich nicht lieben könnte, ich würde den reizenden alten Mann doch heirathen, aber ich habe ihn ja lieb, wirklich sehr, sehr lieb.“ Sie sagte aber kein Wort, ihre Lippen bewegten sich nur leise, als wolle sie sprechen, und könne es vor Rührung nicht, und dann plötzlich schlang sie beide Arme um seinen Hals und hob ihr, in holdseliger Verwirrung erglühtes Angesicht lächelnd und von Thränen überströmt zu ihm empor. —

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Frau von Neidhart war während dessen im Zimmer ihres Enkels gewesen. Er schlief. Lewald war bei ihm. Sie wußte ihn also in sicherer Obhut und ihre innere Unruhe trieb sie wieder hinaus und auf ihr Zimmer. Noch wollte sie sich keine ernstliche Sorge zugestehn, noch meinte sie, sein Zustand sei nur Folge von Aufregung, die Begräbnißfeierlichkeiten, die Testamentseröffnung, beides so rasch hintereinander, sei zu viel für seine Nerven gewesen. Ruhe werde und müsse ihn herstellen, langsam, langsam genug, ihn vor der Theilnahme am Kriege zu schützen, aber doch sicher. Sie wollte nicht glauben, daß alle ihre Pläne scheitern, daß der Rest ihres Lebens ein einsames Alter sein sollte. Er schlief, das war gut. Auch sie sehnte sich nach Ruhe, nach Ruhe des Gemüths, aber obgleich sie gemeint hatte, alles gethan zu haben, sie sich zu verschaffen, fühlte sie doch nicht die Ruhe des Geistes, die das Bewußtsein, einem ungünstigen Schicksal wenigstens mit allen zu Gebote stehenden Mitteln entgegengetreten zu sein, meist zu verleihen pflegt.

Diese innere Unruhe hing Bleigewichte an die fliehenden Stunden. Gegen Abend wollte der Freiherr abreisen, sie meinte, so lange sei der Abend noch nie ausgeblieben, sie sehnte ihn herbei, denn sie dachte, es sei seine Gegenwart, die diese Mißstimmung in ihr er=

rege, und wenn nur erst alles entfernt sei, was an die veränderte Situation mahne, dann werde sich auch in dieser manches anders und besser gestalten lassen.

Der Doktor unterbrach sie in ihren Grübeleien. Er hatte den betreffenden Brief bereits geschrieben und brachte ihn der Dame zur Durchsicht.

„Damit Sie mir bezeugen können, daß ich dem Auftrag des Herrn Baron pünktlich nachkam," sagte er ingrimmig, „des Weiteren will ich nichts mehr damit zu thun haben und bitte mich mit fernerem Vertrauen allergnädigst zu verschonen."

„Sie brauchen sich um das Schicksal des Briefes nicht weiter zu bekümmern," bemerkte Frau von Neidhart ruhig, „wir wollen denselben, sowie Alles, was damit zusammenhängt, als das Schlußkapitel unseres Jugendromans betrachten. Wir sind beide alte Leute, wir wollen nicht in den Fehler derselben verfallen, uns gegenseitig mit Erinnerungen zu regaliren, die für keinen, als höchstens noch für die eigene Person ein abgestorbenes Interesse haben. Von nun an sprechen wir nur über das, was der Tag bringt."

Der Doktor verbeugte sich zustimmend und trat an's Fenster. Er war so ingrimmig über den Verrath, den auszuüben er ihr helfen mußte, daß es ihm wahre Wonne bereitet haben würde, ihr einen Possen spielen zu können.

Eben schritten der Freiherr und Klotilde, aus dem Schatten des Parkes heraustretend, auf das Schloß zu. Sie gingen Arm in Arm, und ihr schönes Gesicht war ihm zugewandt, als lausche sie mit ganz besonderer Aufmerksamkeit auf seine Worte.

Dem Doktor ging ein Licht auf.

„Was man nicht Alles erlebt!" sagte er, „sehen Sie doch, Frau Baronin, Fräulein Klotilde und der Freiherr in tiefster Intimität, Arm in Arm, ganz in einander versunken! Hm!"

„Vormund und Mündel," entgegnete Frau von Neidhart, „weiß Gott, mit welchem romantischen Unsinn er sie regalirt, statt an eine reelle Art des Fortkommens zu denken!"

„Hm," machte wieder der Doktor, dann auf das Paar deutend, fuhr er fort: „Er führt sie nicht blos wie ein Kavalier eine Dame führt, er hält auch ihre Hand in der seinen. Vielleicht ist das nur eine Reminiscenz aus der Jugendzeit —" er sah Frau von Neidhart lauernd an, „vielleicht ist's auch etwas anderes. Alter schützt vor Thorheit nicht, und Fräulein Klotilde ist sehr schön. Wer weiß, was unser seliger Herr Graf gethan hätte, wenn der Tod ihn nicht mit seinen vorangegangenen Frauen vereint —"

„Schmähen Sie den Todten nicht!" fiel Frau von Neidhart erbittert ein und wandte sich wieder zum Fenster, vielleicht um ihr erblaßtes Antlitz den boshaften Blicken des Doktors zu entziehen.

Wenn sie ihm jetzt hätte sagen können: Gehen Sie, ich ziehe meine Hand von Ihnen ab, sehen Sie, wo Sie bleiben, und wo Sie die guten Tage hernehmen werden, an die Sie sich gewöhnt haben — sie hätte mit Wonne dies Rächeramt übernommen, aber sie selbst hatte ja die Kette um ihn und sich geschlungen, die fester noch hält, als das Band der Liebe, die Dornenkette gemeinsamen Unrechts. Furcht und Mißtrauen, gegenseitige Nichtachtung, alles sonst fremde Elemente, bildeten hier den Kitt, der zusammenhielt. Seine Gegenwart, sein versteckter Hohn, seine heuchlerische Freundlichkeit mußte ertragen werden, m u ß t e!

Sie preßte die Hände in einander und blickte starr auf das Paar.

Der Doktor hatte recht. Ihre Hand ruhte in der seinen, er hielt sie fest, als wolle er sie nie wieder loslassen. Sie waren jetzt so nahe, daß Frau von Neidhardt jeden Zug in dem Antlitz beider erkennen konnte.

Das mit tiefer Rührung empfundene Glück in dem seinen, der Ausdruck fast andächtiger Bewunderung, mit dem er auf sie blickte, der Sonnenschein jugendlicher Hoffnung, der in das ihre zurückgekehrt war.

Frau von Neidhardt erschrak. „Auch das noch!" stammelte sie.

Alter schützt vor Thorheit nicht! Alter schützt auch nicht vor gehässigem Neid, vor dem Grimme beleidigter Eitelkeit, schützt nicht vor dem Stachel, den die Erinnerung dem in die Seele drückt, der sich mit dem Licht und Schatten der Vergangenheit nicht abzufinden und zu versöhnen verstand. Ihre Blicke folgten dem Paar und erst als dasselbe in's Schloß eingetreten, wendete Frau von Neidhart ihr Antlitz wieder dem Doktor zu, aber sie sagte kein Wort und er wagte es nicht, den ausgefochtenen Kampf durch eine Bemerkung auf's Neue anzuschüren. Fast zagend blickte er in ihr erblaßtes Gesicht, das in diesen wenigen Minuten mehr als selbst in den letzten Tagen der Angst und des Kummers gealtert schien, denn nichts gräbt sich mit so entstellender Schärfe in die Züge des menschlichen Antlitzes ein, als Groll und Bitterkeit, selbst Gram und Reue werfen nicht so tiefe Schatten.

„Ich habe sie nicht für so klug und ihn nicht für so thöricht gehalten," sagte sie wegwerfend und trat vom Fenster zurück.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

„Wohin? Rüdiger? Sie gehen ja mit Riesenschritten, brennt's?"

Der so Angeredete blieb einen Augenblick vor der Gruppe Herren stehen, aus der heraus der Zuruf an ihn ergangen war.

„Es brennt zwar nicht, aber ich will doch an's Wasser," entgegnete er ruhig; „der Merkur ist angekommen, ich bin begierig wegen Nachrichten von drüben!"

Er grüßte und ging weiter, es jenen überlassend, über die Fragen zu debattiren, die jenseits des Oceans, den Frieden bedrohend, der Entscheidung harrten. Im Augenblick lag ihm etwas andres näher am Herzen, als der Zwist zwischen Preußen und Oesterreich, dessen Tragweite sich noch nicht berechnen ließ.

Der Merkur, ein Hamburger Dampfer, der zur Beförderung von Passagieren regelmäßig zwischen Hamburg und der amerikanischen Hafenstadt, in der sich die Fäden unserer Erzählung weiter spinnen, hin und her segelte, hatte Anker geworfen, und die Ausschiffung war im vollen Gange, als der junge Mann den Hafen erreichte. So oft das Schauspiel sich auch wiederholt, es lockte doch immer, auch außer denen, die ihr persönliches Interesse dabei verfolgen, ein zahlreiches Publikum an.

In dem Lärm und Treiben, in dem scheinbaren und wirklichen Wirrwarr entwickeln sich ja immer eine Fülle von Bildern, die der Schaulust Nahrung geben. Eine Mannigfaltigkeit von Seelenstimmungen findet in dem verschiedenen Auftreten der Ankömmlinge beredten Ausdruck; wer selbst einst zu den Ankommenden gehörte, mag das eigne Empfinden vielfach widergespiegelt erblicken. Der junge Mann war ziemlich nahe an die Landungsbrücke herangetreten. Da die Schiffsordnung ein Ueberschreiten derselben nicht eher gestattete, bis die Passagiere das Schiff verlassen haben, so blieb er dort stehn, es abwartend, bis die Passage frei sein würde.

Sein Auge glitt über die Menge hin, ohne einzelne Bilder aufzufassen. Seine Aufmerksamkeit schien viel mehr auf das Schiff gerichtet und es war trotz seiner ruhig abwartenden Haltung, doch eine Spannung in seinen Zügen, die von gewaltsam unterdrückter Erregung zeugte.

Jetzt schien der Kapitän ihn bemerkt zu haben. Er hielt in seiner, von allen Seiten in Anspruch genommenen Thätigkeit einen Augenblick inne und winkte sich einen Schiffsjungen herbei, während er ein, in einen weißen Umschlag gehülltes Päckchen, nicht größer als ein mäßig dicker Brief, seiner Brieftasche entnahm und dem Jungen übergab.

„Schnell, Job, das hier dem Oberst Rüdiger, der da unten steht. Du kennst ihn doch? Der große Herr mit dem blonden Vollbart!“

Wie ein Pfeil schoß der Junge davon.

Rüdiger hatte den Vorgang genau beobachtet. Er lüftete mit ritterlichem Anstand und einer Miene, die seinen Dank für die Aufmerksamkeit des Kapitäns ausdrückte, seinen Hut, jener erwiderte den Gruß mit jovialer Schwenkung seines Panama's und nickte selbstzufrieden, als sei er sicher, jenem einen guten Dienst geleistet zu haben.

Der Knabe fühlte einen gewichtigen Dank in seine Hand gleiten.

„Sage dem Kapitän, ich komme morgen an Bord!“

Der Junge nickte, dankte mit vor Vergnügen grinsendem Gesicht und mit ein paar Sätzen war er wieder auf dem Schiff.

Nachdem Rüdiger ein paar Schritt seitwärts aus dem Gedränge getreten, blieb er stehen und lüftete den Umschlag. Es war richtig ein Brief, der in demselben enthalten. Mit raschem Blick prüfte Rüdiger die Handschrift, las die Adresse: H. M. Hamburg, post restante. Ein Schimmer von Freude flog über sein Gesicht und belebte die ernsten, charaktervollen Züge, es zuckte um den Mund, als habe er Mühe, ein Jauchzen zurückzuhalten; er besah den Brief von allen Seiten, aber er öffnete ihn nicht. Wie man beim Wiedersehen eines lieben Freundes auch nicht gleich mit Fragen und Mittheilungen auf ihn losstürmt, sondern zufrieden in dem Gedanken, ihn wieder zu haben, still die Zeit abwartet, wo das Wiederfinden dem Wiedersehn die Weihe giebt, mit derselben Empfindung ließ er den Brief in seine Brusttasche gleiten. Er zweifelte so wenig an dem befriedigenden Inhalt, daß es ihm nicht einmal einfiel, sich besonders zu beeilen. Im Gegentheil, das ruhige Behagen, das er im Besitz seines Schatzes empfand, nachdem er viele Tage lang mit spannender Unruhe der Erwartung gekämpft, ließ ihn eher seinen Schritt mäßigen. Er blieb sogar noch einmal stehen, einen Blick nach dem Schiff zurück zu werfen, einen dankbar freudigen, und vielleicht auch einen recht sehnsüchtigen Blick.

„Herr Rüdiger!“ sagte eine weiche Stimme neben ihm.

Er blickte auf und war nicht wenig erstaunt, ein junges Mädchen neben sich stehen zu sehen, das ihn aus großen dunklen, von langen, schwarzen Wimpern beschatteten Augen auffordernd, als verlange sie erkannt zu werden, ansah.

Das Mädchen war hübsch genug, um Ansprüche an das Gedächtniß eines jungen Mannes erheben zu können, dennoch sah Rüdiger sie rathlos an, und konnte sich nicht erinnern, sie irgendwo je gesehen zu haben, obgleich der leise Anklang von schweizerischen Kehllauten in ihrem Deutsch seine Erinnerung auf eine besondere Episode seines Lebens hätte lenken können.

„Ich war freilich noch ein Kind damals," sagte das Mädchen und kämpfte sichtlich mit dem unangenehmen Gefühl einer Enttäuschung, denn das Blut stieg ihr in die Wangen, und das Lächeln, zu dem sie sich zwang, wie der Blick, mit dem sie Rüdiger ansah, hatte eine leise Färbung von Verdruß. „Vielleicht hätte ich Sie auch nicht wiedererkannt," setzte sie mit einem gewissen Trotz hinzu, „wenn ich nicht gehört hätte, wie Kapitän Wilm Ihren Namen nannte. Der Schwager ist auch an Ihnen vorübergegangen, ohne Sie zu bemerken. Mich machte der Name aufmerksam."

„Und Sie irren sich gewiß nicht in meiner Person, Rüdiger ist ein so häufig vorkommender Name," — sagte der junge Mann zögernd und in peinlichster Verlegenheit

Sie nahm ihre Revanche, indem sie ihn nicht gleich derselben entriß, sondern sich erst umsah. — „Der Schwager hat noch mit dem Gepäck zu thun, ich sollte einstweilen hier an dem Prellstein stehen bleiben. Wie eine Schildwache, nicht wahr?" Sie lachte.

Rüdiger wurde die Scene peinlicher, je länger sie währte. Das Mädchen hatte trotz der Ungenirtheit, mit der sie auf ihn einsprach, nichts Dreistes, Aufdringliches, sonst würde er versucht haben, die unbekannte Bekannte los zu werden, es lag in ihrer Art vielmehr etwas von der zutraulichen, unbefangenen Formlosigkeit des Kindes, von dem Sicherheitsgefühl der Unschuld. Es wäre Rüdiger unmöglich gewesen, eine Rücksichtslosigkeit gegen sie zu begehen.

„Ich muß Ihnen schon helfen," sagte sie, „denken Sie an Luzern, an den Professor Lallemand, an seine Enkelinnen Anna und —"

Er ließ sie nicht ausreden.

„Emmy Abendroth!" rief er aus und streckte ihr die Hand hin, „ja, wo hatte ich meine Augen, meine Gedanken? Meinen kleinen Trotzkopf nicht wieder zu erkennen! Aber Sie sind eine Dame geworden!"

„Ach, wir Schweizer=Mädchen sind keine Damen, wir sind nicht so verziert," sagte sie, „ich habe auch ganz was andres im Sinn als eine Dame zu werden, bah, von einer Dame spricht Niemand!"

Er sah sie erstaunt an.

Sie lenkte rasch ab.

„Sie hatten auch noch andere Zärtlichkeitsnamen für mich, als Trotzkopf," fuhr sie fort, „aber zärtlich waren sie alle mit einander nicht. Sie nannten mich auch noch Eigensinn und Wildfang, und," setzte sie halb schmollend hinzu, „Chamälea von Chamäleon. Wer's hörte, hätte glauben können, Sie meinten die Blume — schwarz auf weiß sah sich's anders an."

„Sie waren aber auch ein in allen Farben spielendes kleines Geschöpf," vertheidigte er sich, „von einem Augenblick zum andern eine neue Seelenregung. Bald fröhlich, bald zornig, bald schwungvoll und schwärmerisch, glühend vor Empfindung und eigensinnig, kurz, immer unberechenbar. Und daß ich Sie hier finde, wo ich Sie wahrlich nicht erwarten konnte, entspringt am Ende auch einer phantastischen Laune."

„Nein!" sagte sie fast heftig, „hier bin ich nicht mit meinem Willen. Das danke ich der Anmaßung meines Schwagers und der Weisheit meiner Schwester. Anna ist, ehe sie heirathete, Gouvernante gewesen, und jetzt die meine," setzte sie in gereiztem Ton hinzu.

„Also Anna auch hier und wen hat sie geheirathet?" fragte Rüdiger.

„Wen?“ es blitzte schelmisch aus ihren Augen, aber sie überging die Frage. „Als der Großvater starb, wurde Anna Gouvernante und ich blieb bei der Pathe Morelli. Anna heirathete einen Deutschen, der in Amerika eine Farm hat und hier sind sie nun schon ein paar Jahre und jetzt komme ich herüber.“

„Um bei ihnen zu bleiben,“ ergänzte Rüdiger.

„Nein,“ sagte sie schroff. „Ich thue ihnen den Willen und komme. Es freut mich auch sie wiederzusehen und Anna's Buben kennen zu lernen, aber ob ich bleibe, das fragt sich noch. Die Pathe hat mich gern und ich verdiene mir mein Brod mit Anfertigen künstlicher Blumen. Durch den Vetter Sulpice Beausire habe ich Absatz in Paris. Das ist aber nur für den Anfang, ich habe ganz andere Dinge im Sinn und es ist dummes Zeug, daß ich, wie die Geschwister sagen, zu ihnen gehöre und bei ihnen leben soll. Ich gehöre mir selbst und länger als es mir gefällt, lasse ich mich nicht halten„!

„Wer wird auch halten wollen, was sich nicht freiwillig halten läßt,“ sagte Rüdiger. „Sie sind ein verwöhntes Kind, Emmy!“

„Warten Sie einen Augenblick,“ rief sie aus, „da ist meine Reisegefährtin, von der will ich Abschied nehmen.“

Sie ließ Rüdigers Arm los und stürzte auf eine alte Dame zu, die mit tausend Bündeln bepackt, über die Schiffbrücke kam. Er schickte sich an, ihr langsam zu folgen, als sein Blick auf einen jungen Mann fiel, der dieselbe Absicht zu haben schien, aber, als er das Mädchen in eifrigem Gespräch mit der Alten sah, lachenden Gesichts stehen blieb. Wahrscheinlich der Schwager, dachte Rüdiger, und trat unwillkürlich näher. Da erblickte jener auch ihn. Beide stutzten, aber nur einen Augenblick, dann hatten sie einander erkannt.

„Otto Herval!“ sagte Rüdiger, ihm die Hand entgegenstreckend, „und die kleine Hexe sagt mir nicht ein Wort davon, daß Du ihr Schwager bist!“

„Die Emmy," sagte jener, „ja, wo wird denn die Emmy je etwas Vernünftiges sagen oder thun! Aber Du hier, Du am Leben, Joachim! Sage, alter Kerl, was denkst Du Dir davon, den Verschollenen zu spielen, Dich von den Deinen zu den Todten zählen zu lassen? Es glaubt jeder, Du hast Dein edles Blut für die schwarzen Racker verspritzt, glaubt jeder, daß Du todt bist!"

„Kann ich dafür, wenn geglaubt wird, was man vielleicht nicht ungern sieht?" sagte Rüdiger bitter.

„Aber lassen wir das jetzt," fuhr er ablenkend fort, „und sage mir geschwind, weiß Deine Schwägerin, weiß Deine Frau meinen wahren Namen? Du wirst Dich erinnern, daß ich damals incognito reiste. Es war halb Narretei, halb Vorsicht. Du weißt, der Vater sollte nichts von der Reise erfahren, und gar leicht hätte irgend ein Fremdenbuch den Verräther spielen können.

„Nein, ich habe nichts darüber gesagt," entgegnete Herval; „wir haben oft genug von Dir gesprochen, aber dann hieß es immer nur: der Rüdiger. Ich lasse Jeden gern über seine Sachen selber reden, was geht's auch die Frauenzimmer an, ob Du Rüdiger heißt oder Kronegk?"

„So laß es dabei," bat Joachim, „der einzige Mensch, der meinen Namen hier wußte, ist todt. Ich heiße Rüdiger, Gerhard Rüdiger wie damals, auch den Joachim mußt Du Dir abgewöhnen. Unter dem Namen habe ich auch den Krieg mitgemacht."

„Du dienst aber nicht weiter?" fragte Herval, „oder doch?"

„Ich habe es eine kurze Zeit noch getahn," berichtete jener, „aber es war von Hause aus nicht meine Absicht, im Frieden irgend einer fremden Macht zu dienen, namentlich nicht der Republik. Ich verwerthe im Augenblick die Sprachkenntnisse, die ich mir meiner diplomatischen Karriere wegen erworben habe. Ich führe in einem großen Buchhändlergeschäft die auswärtige

Korrespondenz und übersetze für den Verlag allerhand belletristische Sachen. Es ist aber auch dies nur eine Uebergangsperiode, die erste Stufe des Erwerbes; habe ich erst genug dazu, so will ich mich ankaufen, das paßt so am besten. Der Arbeit überall die Ehre, aber das Feld derselben ist mir nicht gleichgültig und da ich vom Staatsdienst, außer in der Heimat, abstrahire, wähle ich das mir vertrauteste und für meine Anschauungen geeignetste Feld."

„Es handelt sich also doch um eine bleibende Niederlassung hier?" fragte Herval fast bestürzt, da er einen solchen Entschluß natürlich nur sehr ernsten, zwingenden Gründen zuschreiben konnte.

„Das wird die Zeit ergeben," sagte Rüdiger; „die Rückkehr schwebt mir vor wie ein fernes Ziel, aber ob, wie und wann ich's erreichen werde —"

Sie waren, während sie sprachen, langsam auf und ab geschlendert, in kurzer Distance, um Emmy nicht aus den Augen zu verlieren, die immer noch bei ihrer Landsmännin stand, jetzt sich aber doch mit einem letzten Abschiedswort losriß.

„Sie schreiben mir also ganz bestimmt, ehe Sie wieder zurückreisen, liebe Frau Sterner!" drang sie in die alte Dame.

„Ganz gewiß, aber ein Jahr bleibe ich mindestens bei dem Sohn," versicherte diese.

„Und dann reise ich mit Ihnen zurück und dabei bleibt's, und sowie ich jetzt bei der Schwester angekommen bin, schicke ich Ihnen meine Adresse," fuhr Emmy fort; „o, nun will ich auch viel lieber hingehen, nun ich den Rückweg sicher habe, und will auch weiter gar nicht mehr darüber reden."

Noch eine Umarmung und sie eilte nun zu den Herren, es im Stillen bedauernd, daß sie bei der Wiedererkennungsscene nicht zugegen gewesen. — —

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Herval und Rüdiger waren Studiengenossen, Freunde aus jener glücklichen Zeit des Universitätslebens, das noch in der Erinnerung seinen Zauber übt und selbst manches recht vertrocknete Philisterherz in dem Gedanken daran noch hoch aufschlagen läßt. Ein paar jugendfrohe Jahre hatten die beiden Freunde zusammen in Bonn verlebt. Beide leichtlebig, seelenfrisch, phantasiereich und zu tollen Streichen aufgelegt. Zu diesen soll allerdings nicht die schon erwähnte Schweizer Reise gerechnet werden, auf der sie in Luzern den Professor Lallemand kennen lernten, dem die beiden frischen, jungen Leute gefielen und der den harmlosen Verkehr zwischen ihnen und seinen Enkelinnen, von denen die eine allerdings noch ein Kind, die andere aber ein bildhübsches junges Mädchen war, in der zwanglosesten Weise zuließ. Sie wohnten in einer und derselben Pension, der Pension Morelli, an deren Spitze damals eine Schwägerin des Professors und Emmy's Pathe stand.

Von geselligen Formen, von Rücksichten der Prüderie war dabei nicht die Rede. Wie gute Kameraden zogen die jungen Leute durch die Berge, bestiegen den Rigi und Pilatus gemeinsam, fuhren bei Mond- und Sternenlicht auf dem wunderschönen See, mit und ohne den Professor, dessen Kindergemüth und joviale Laune einestheils den idyllischen

Zauber dieser Fahrten nicht störte, anderntheils genug gesunde Heiterkeit hineinbrachte, auch jede Regung sentimentaler Schwärmerei zu unterdrücken. Genug, es war eine glückliche, fröhliche Zeit, man trennte sich mit warmem Händedruck und einem: Auf Wiedersehn! Mit dieser Schweizer Reise, vielleicht der Gipfelpunkt verständnißvollen Ineinanderlebens der jungen Leute fand dieses leider seinen Abschluß.

Den armen Otto Herval erwartete bei der Rückkehr nach Bonn eine Nachricht, die alle seine Hoffnungen für die Zukunft vernichtete und ihn in eine ganz andre Richtung hineindrängte.

Sein Vater hatte Bankerott gemacht und aus dem Schiffbruch wenig mehr als seinen guten Namen gerettet. Er bedurfte des Sohnes und hatte die Mittel nicht, ihn weiter studiren zu lassen. Schweren Herzens fügte sich dieser. Es gab nur noch einen schwierigen Punkt zu erledigen. Otto hatte nicht unbeträchtliche Schulden, aber da trat Joachim ohne Besinnen ein. Es war ein letztes Siegel auf ihre Freundschaft, daß Joachim den tief verschuldeten Freund mit Hülfe seines, auf seinen Namen gegründeten Kredits flott machte, daß jener ohne Besinnen das Opfer annahm.

Seitdem hatten sie sich nicht wiedergesehn, ja selbst der schriftliche Verkehr hörte auf. Den einen drückte, den andern trug das Leben. Hätten sie mit einander theilen können, es wäre gern geschehen, aber einer dem andern davon erzählen — ein solches Freundschaftsbedürfniß liegt meist außerhalb der Sphäre junger Männer. Dazu kam noch die Schuld, und mag solche auch so frei von kleinlichen Regungen eingegangen sein, es liegt in den menschlichen Verhältnissen, es liegt in dem, durch vielfachen Mißbrauch discreditirten Gelde, dem elenden Metall, wie mit falscher Herabsetzung so gern gesagt wird, selbst, daß es sich auch ohne Verschulden der Betheiligten wie ein Stein zwischen dieselben

schiebt und ein ganz unbefangenes Zusammenfinden nicht leicht zuläßt.

Joachim fühlte sich gehindert, die eigenen Verhältnisse, die sich wieder arg verwirrten, anders als mit einer Reserve zu berühren, die jenem auffallen mußte und Herval wieder sah in den Lücken des ehemaligen Zusammenhangs nur eine Konsequenz der so verschiedenartig sich gestaltenden Verhältnisse.

So verstummten sie beide und es kam zuletzt darauf hinaus, daß Joachim an gar keinen Zeitpunkt des Wiederanknüpfens mehr dachte, während Herval denselben mit Rückzahlung der Schuld in Zusammenhang brachte und doppelt peinlich das Hinausschieben des gewünschten Ziels empfand.

Die Zeit kam, wo er es vermochte. Er hatte Glück auf der Farm, die ein Onkel ihm vermacht und um derentwillen er sich vom Vater trennen mußte; er war jetzt in der Lage die Schuld zu berichtigen, aber wo war Joachim! Niemand konnte ihm genaue Auskunft geben und es drängte ihn zur Rückkehr in seine Häuslichkeit, die er nur verlassen hatte, um Emmy hinüberzuholen.

Er scheute es, den Grafen, Joachims Vater, aufzusuchen und beschloß die Angelegenheit schriftlich zu erledigen. Nun hatte das Schicksal ihm plötzlich den Freund wieder zugeführt, und gleichviel, wie lange der Zusammenhang unterbrochen gewesen war, die Fäden verknüpften sich augenblicklich wieder und als wären sie gestern erst auseinander gegangen, so auf derselben Stelle innerlich begegneten sie sich wieder.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

So sehr die Begegnung mit dem Freunde Joachim eingenommen und beschäftigt hatte, nicht einen Augenblick war ihm der Brief aus dem Gedächtniß gekommen. Wie das unsichtbare Umschweben eines guten Geistes hatte der Gedanke an denselben ihn begleitet und die aufrichtige Freude, die das Wiederfinden des Freundes in ihm erregt, wie weit wurde sie noch überflügelt durch das glückselige Bewußtsein, dieses kleinen Boten aus der Heimat, dieses Bürgen der fortdauernden Liebe seines Bruders sicher zu sein. Nach Jahren der Trennung, und solchen, die noch ungezählt vor ihm lagen, gegenüber, war dieser Brief das erste Zeichen für die unzerreißbare Macht der Familienbande. Selbst der Vater schien ihm näher getreten durch diesen wieder angeknüpften Zusammenhang mit seinem Bruder. Er war allein auf seinem Zimmer. Trotz aller Haltung, die er, seinem Vater in diesem Punkt sehr ähnlich, auch in Augenblicken großer Aufregung zu bewahren wußte, klopfte ihm das Herz hörbar und seine Hände zitterten leicht, als er das Siegel löste und das Blatt entfaltete.

Am Fenster stehend, mit dem Antlitz der Himmelsgegend zugewendet, in der, weit, weit ab, durch das fluthende, wogende Meer von ihm getrennt, die deutsche Küste lag und noch weiter, wo die engere Heimat seiner

Väter ihm winkte, mit Herz und Seele derselben zustrebend und vor seinem geistigen Auge das gute, freundliche Gesicht des Bruders, freudestrahlend und mit demselben kindlichen Zutrauen, mit derselben unverkürzten, brüderlichen Liebe, die er ihm immer entgegen getragen, sein sehnsüchtiges Hinüberblicken erwidernd, so, mit diesen Empfindungen und Erwartungen und diese Bilder vor Augen las er die kühle, gezwungene, ausweichende und abweisende Antwort desselben. — — — Er faltete das Blatt wieder zusammen und legte es in seine Brieftasche.

„Auch hiermit abgeschlossen," sagte er leise. —

Mittlerweile hatte Herval sich in seinem Zimmer eingerichtet, hatte für Emmy gesorgt, die an die Pathe schreiben zu wollen erklärte, und war zu Joachim oder Rüdiger, wie er sich jetzt nannte, zurückgekehrt.

Sie hatten beide viel nachzuholen, hatten viel mit einander auszutauschen, aber auf Joachims Gedanken lag's wie ein Nebel und wie Nebelbilder glitten die Schilderungen des Freundes an ihm vorüber. Er mußte sich gewaltsam zusammennehmen, um darauf einzugehen.

„So bist Du eigentlich gern nach Amerika gegangen," sagte er, als Resumé des Gehörten, „und es ist doch so weit ab von der Heimat!"

„Was ist denn heut zu Tage weit," entgegnete Herval, „was bedeutet denn solche Fahrt über's Meer! Verschieden denken, verschieden empfinden, wünschen und hoffen trennt die Menschen weit mehr!"

Joachim nickte schweigend. Er hatte ja soeben das Schwere solcher Trennung erfahren.

„Mein Sinn zog mich immer in die Welt hinaus; nicht um Brod, um Geist wollte ich dem Leben dienen," fuhr Herval fort. „Man hat so unreife, schönklingende Ideen, wennn man noch kein Philister ist."

„Gott Lob, daß man sie hat!" fiel Rüdiger ein, „sie sind die Blüthen der Jugend."

„Die tauben Blüthen," verbesserte Herval.

„Zugegeben," sagte Rüdiger, „sie sehen aber nicht weniger schön aus als die andern, aus denen Früchte werden und die doch auch erst abfallen müssen, eh's dahin kommt. Wenn die Früchte schon reifen, dann neigt sich der Sommer dem Herbst zu und der Frühling liegt weit dahinter."

„Freilich, freilich, und dann kommt man in's Philisterthum hinein, man weiß nicht wie," meinte Herval mit so bedenklicher Miene, daß sie Rüdiger, trotz seiner schwermüthigen Stimmung, ein Lächeln entlockte.

„Ich denke, Du hast nicht viel Anlage dazu," meinte er.

„Eigentlich nicht," entgegnete Herval, „aber der Druck der Verhältnisse —"

„Du elastischer Mensch, wenn Du vom Druck der Verhältnisse sprichst, was sollen Andre thun!" sagte Rüdiger.

„Ach, weißt Du, etwas Druck thut Jedem gut," meinte Herval ehrlich, „man wird leicht zu übermüthig, wenn einem Niemand die Flügel stutzt. Mir wuchsen sie auch unverschämt, als ich ein grüner Bursche war, und ich hielt sie mindestens für Adlerschwingen."

„Nun, und jetzt?" fragte Rüdiger.

„Jetzt streben sie nicht höher hinauf, als die Lerche über das grüne Saatfeld und ich bin kreuzfidel dabei. Komm mit mir, Rüdiger, und sieh' Dir's an!" setzte er treuherzig hinzu.

„Dein grünes Saatfeld? Es käme darauf an, ob eins brach in der Nähe läge, auf dem ich meinen Weizen pflanzen könnte," sagte Rüdiger nachdenklich.

Herval sah ihn erstaunt an.

„Du wunderst Dich," fuhr Rüdiger fort, „die Sache ist die: mein Vater hat meine Schulden bezahlt und dafür trat ich das Majorat an Konrad ab. Ich habe der Heimat für immer den Rücken gekehrt."

Noch immer starrte Herval ihn an, endlich sagte er langsam:

„Von Deinen Schulden kommt ein gut Theil auf mich."

„Laß' Dich's nicht kränken," fuhr Joachim fort. „Du bist nicht an meinem Schicksal schuld, ich selber. Ich hatte alle Anlage zum Verschwender und ich verdenke es dem Vater nicht, wenn er mit Strenge dagegen auftrat. Was über diese hinausging und Härte wurde, obgleich er es Gerechtigkeit nannte, das schreibe ich auf seine Vorliebe für Konrad. Wir sind alle nur Menschen, Herval, und ein scheinbares Recht, wenn's unsern Wünschen dient, läßt sich gar zu leicht in ein wirkliches umwandeln."

Er gab nun mit kurzen Worten eine möglichst objective Schilderung der obwaltenden Verhältnisse, deutete die Disharmonie, die in der ersten Ehe seines Vaters geherrscht und die Ursache dazu nur leise an, nur in so weit es dienen konnte, des Vaters Abneigung gegen den ältesten Sohn und Erben zu erklären, seinen Wunsch, Konrad an dessen Stelle zu sehen, verständlich zu machen. Des Großvaters Lebenslauf und Lebensende erzählte er unverhohlen. Es hatte tiefen Eindruck auf ihn gemacht. Es war ein Zukunftsspiegel, den der Vater ihm vorgehalten, von dem er sich schaudernd abgewendet, er meinte, eines wirksameren Mittels ihn zur Besinnung zu bringen, würde es nicht bedurft haben, „aber," schloß er seine Mittheilung, „der Vater bemerkte wohl kaum, wie tief diese mir bisher unbekannte Familientragödie mich erschütterte. Er hatte ja auch schon seinen Entschluß gefaßt, sein Plan war fix und fertig." —

„Der Plan, Dich nach Amerika zu schicken?" fragte Herval.

„O nein, ich ging auf eigne Rechnung," entgegnete Rüdiger, „er hatte nichts weiter im Sinn, als daß mein

Bruder und ich die Rollen tauschen sollten. Das scheint eine ganz einfache, gerechte Ausgleichung, aber wie ungerecht sie im Grunde ist, würde mein Vater eben so gut wie ich eingesehen haben, wenn nicht die Liebe, die unwillkürlich beim Abwägen unsrer gegenseitigen Rechte mit in die Wagschale für Konrad fiel, das Gewicht des Rechts jenes um das Zehnfache vergrößert hätte, und darauf mag wohl auch ungefähr der Werth meines materiellen Verlustes hinauskommen."

„Aber warum gingst Du darauf ein!" rief Herval, „nimmermehr hattest Du es nöthig, selbst eine wucherische Hülfe hätte nicht so große Verluste herbeigeführt."

„Ja siehst Du, dahinter steckte mein Stolz, der noch viel größer ist, als mein Recht," sagte Rüdiger, „nicht an ein Bruchtheil von meines Vaters Eigenthum möchte ich die Hand legen, wenn ich weiß, daß er es ungern in meinem Besitze sieht, aber eben so wenig begnüge ich mich, der ich als der ältere Sohn geboren bin, mit der Rolle des jüngeren. In demselben Augenblick, wo ich in den vorgeschlagenen Tausch willigte, war auch mein Entschluß gefaßt. Ich theilte ihn dem Vater schriftlich mit, nahm schriftlich von ihm Abschied."

„Und er ließ es dabei bewenden?" fragte Herval.

„Er wußte, daß ich nach Amerika gegangen war, den Krieg mitzumachen," fuhr Rüdiger fort, „er wußte, daß ich einem Freunde dorthin folgte. Vielleicht hat er sich nach mir erkundigt, ich glaube es sogar, aber es war meinerseits alles geschehen, es vergeblich zu machen. Er hatte das Band zwischen uns zerrissen, ich sorgte, daß er den Riß wenigstens eben so wie ich in voller Schärfe empfinden sollte. Sie halten mich, wie Du sagst, in der Heimat für todt, das ist alles, was ich wünsche."

„Du schneidest aber Deinem Vater jede Möglichkeit ab, Dir eine vielleicht eintretende Sinnesänderung mitzutheilen," bemerkte Herval.

„Sein Herz hat entschieden, ob sein Gewissen es widerruft, gilt mir gleich," entgegnete Rüdiger.

„Du nimmst auch Deinem Bruder jede Möglichkeit, Dir künftig gerecht zu werden," fuhr Herval fort.

„Sie haben aus Konrad einen kaltherzigen, egoistischen Schlingel gemacht, auch mit ihm bin ich fertig," erklärte Rüdiger; „schließen wir mit dem Kapitel ab. Daß ich Dich hier so unvermuthet treffe, fällt wie ein Lichtstrahl auf meinen Weg und bringt mich zum Entschluß. Du bist ja schon, wie ich höre, ein alter Ansiedler und wirst mir sagen, wie ich mich da mit den vorhandenen Mitteln am besten einrichte," und zugleich gab er ihm eine Uebersicht über den Stand seiner Verhältnisse.

Die Republik war nicht karg gewesen, sie hatte die Kämpfer für ihre Sache nicht darben lassen, ebenso hatte sich die Beschäftigung, der sich Rüdiger, seitdem er den Dienst quittirt, hingegeben, als lohnend erwiesen. Hätte er nur pecuniären Vortheil gesucht, so würde er vielleicht am besten gethan haben, dabei zu bleiben, er wollte aber an die aufgegebenen Verhältnisse einigermaßen anknüpfen, das konnte er seiner Ueberzeugung nach nur als Besitzer freien Grundeigenthums.

„Ich werde Dir da einen Vorschlag machen," sagte Herval, „komm zu mir an den Michigansee, werde Miteigenthümer meiner Farm. Du bist es schon zum Theil, wenn ich meine Schuld darauf eintrage, den Ueberschuß benutzen wir als Betriebskapital, damit läßt sich der Werth der Farm auf's Dreifache erhöhen. Ich komme mit einem Sprung um zehn Jahre vorwärts.

„Du thust, als müßte ich Dir erst aufhelfen," sagte Rüdiger gerührt.

„Der Vortheil ist wahrhaftig auf beiden Seiten," versicherte Herval; „Du trittst in etwas Fertiges ein und hast nicht nöthig, erst Lehrgeld zu zahlen, dafür giebst Du's auf, bei der Niederlassung auf Schönheit

der Landschaft und größere Kulturfähigkeit des Bodens zu sehen. Du nimmst es, wie Du es findest und wir machen daraus, was wir können."

Er entwickelte den Vorschlag des Weiteren, sich ganz an das Geschäftliche desselben haltend, er schilderte die Lage der Farm, diese selbst, sein Leben dort, Vortheile und Nachtheile genau abwiegend.

„Und nun noch eins, und das Beste von Allem," schloß er, „wir beiden alten Freunde sind wieder beisammen, wir schöpfen gemeinschaftlich aus dem Quell jugendfroher Erinnerungen, frischen die alten Interessen auf, theilen die neuen. Welch ein Zuwachs an dem Gehalt geistigen Lebens kann für uns aus dieser Gemeinschaft erwachsen!"

„Und Deine Frau, Deine Anna," sagte Joachim bedenklich.

Dreißigstes Kapitel.

Während sie so in ernster Erwägung einer tief einschneidenden Lebensfrage begriffen waren, um den Entschluß, der gefaßt werden sollte, ehe das Herz vielleicht den Ausschlag gab, mit allen Verstandes- und Vernunftgründen klar ins Auge zu fassen, währenddem saß Emmy in ihrem Zimmer und schrieb. Aber nicht an die Pathe, wie sie ihrem Schwager gesagt, sondern an ihren Vetter und Freund, den Vertrauten ihrer abenteuerlichen Pläne. Der Brief lautete:

„Lieber Sulpice!

Unser erstes Ziel ist erreicht. Wir haben den Fuß ans Land gesetzt, die neue Welt liegt zu meinen Füßen. Gut, ich *trete* den fremden Boden, mein Auge sieht und sucht nur die Heimat. Ich kann mir die Möglichkeit denken, die Trennung von ihr zu ertragen, aber nicht in einer amerikanischen Farm, nicht in der alleinigen Gesellschaft meines praktischen Schwagers und meiner prosaischen Schwester, bei dem Klang schreiender Bubenstimmen, denn bis zu einem gewissen Alter mißbraucht jeder die Macht seines Organs, um den musikalischen Klang desselben in eine rohe Kraftäußerung umzuwandeln. In solcher Häuslichkeit harre ich nicht aus, auch wenn ein Sternbild der Kindheit, der verlassenen Heimat, plötzlich am fremden

Himmel aufgehend, mich verlocken wollte. Den Rigi und den grünen See kann ich höchstens im vollen Strome künstlerischen Lebens entbehren. — Seit Du, mein treuer Freund, es ausgekundschaftet hast, was die Meinigen mir in eigenmächtiger Vorausgestaltung meines Schicksals verschwiegen, seit ich durch Dich weiß, daß meine Mutter eine italienische Sängerin war, ein Stern erster Größe, der aus dem Irrthum eines heiß flammenden Herzens unterging im kühlen Abendroth, seit ich das weiß und mich als meiner Mutter Kind erkannte, läßt's mir nicht Ruhe. Das Künstlerblut siedet und wallt. Meine Geschwister ahnen nichts. Sie meinen, die gefährliche Anlage zur dramatischen Kunst, die mich als Kind schon zum Komödienspiel trieb, in mir niederhalten zu können, und ich lasse sie bei dem Glauben. Ich halte ihnen auch Wort, ich bleibe ein Jahr bei ihnen, aber meine Rückkehr ist gesichert. Die Base nimmt mich wieder auf, Du sorgst für das Weitere. Unbedenklich nehme ich von Dir an, was mir helfen soll, meine glänzende Laufbahn einzuschlagen.

In einem Jahr hast auch Du freie Hand, kannst über Dein Vermögen verfügen und mir helfen. Gottlob, Du bist Philosoph genug, in dem Reichthum Deines Geistes Ersatz für fehlende Körperschönheit zu finden. Du weißt, daß Du häßlich bist, Du lachst darüber, Du achtest unser Geschlecht gering, weil wir unser Herz durch unsre Augen bestechen lassen, das giebt mir Sicherheit Dir gegenüber. Du kannst mich nicht lieben, weil Du mich geringschätzest, nnd ich Dich nicht, weil Du häßlich bist. So haben wir den rechten Boden für unsere Freundschaft gefunden und ohne Gefährdung meines guten Rufes können wir getrost die gemeinsame Laufbahn einschlagen. Deinen Kenntnissen, Deinem Verständniß für dramatische Kunst vertraue ich mein Talent an. Ich werde

Dir eine gelehrige, eine gehorsame, eine erkenntliche Schülerin sein. Mir wirst Du Deinen Ruf als Bildner strebsamer Talente verdanken. Die Schule, die aus Emmy Lallemand, denn so, und nicht Abendroth, werde ich mich nennen, eine Künstlerin ersten Ranges machte, wird eine mustergiltige genannt und eine Quelle des Reichthums für Dich werden.

Gleichviel, wo Du sie errichten wirst, ob in London, Paris, ob in einer der wundervollen Heimatstätten der Kunst des sonnigen Italiens, gleichviel welchen Flug mein Genius über das Weltall nimmt, wo Du bist, mein Lehrer, mein Freund, wird mein Heim sein, und treten wir einst beide ab von der Bühne der Welt, dann flüchten wir an die Gestade des grünen See's, der meiner Kindheit Ufer umspülte, dann lebe und sterbe ich angesichts der Berge, die zuerst meinen Blick in die Höhe zogen, die meiner Seele den Zug nach himmelanstrebender Größe zu ringen, tief und unabweisbar einprägten. Ich weiß eine stille Bucht am Ufer, bespült von der Wellen smaragdgrüner Flut, Bäume beschatten den Platz und zum Rigi hinauf führt von da ein von Reisenden vielfach betretener Fußweg. Ich werde Dir die Stelle zeigen, mein Freund ehe wir die Sterne, die unserer Wiege geleuchtet, zu gemeinsamem Glanz vereinigen. Dort soll man mich begraben, dort soll der Künstlerin ein Denkmal errichtet werden. Und wenn von Tausenden, die unsre Berge aufsuchen nnd unserer Städte historische Merkwürdigkeiten bewundern, wenn von Tausenden, die mit schauernder Andacht zum Löwen von Luzern wallen, der seine Löwentatze, sein sterbendes Löwenherz, zum Gedächtniß der blutigen Opfer heilig beschworner und mit dem Tode besiegelter Treue erhebt, so mag auch einer oder der andere vielleicht vor meinem Gedenkstein verweilen doch — — —

Halt, meine Phantasie nimmt hohen Flug, über alle

Irrgänge der Welt hinaus erblickt sie das Ziel! Werde ich es erreichen! Mein Helfer, mein Retter, mein Freund, irdischen Lohn kann ich Dir nicht verheißen, irdisches Glück nicht, aber dem Schöpfer des meinigen andächtige Verehrung in Ewigkeit!

Deine Emmy."

Dieses Machwerk einer überspannten Phantasie, eines stachelnden Ehrgeizes, eines verblendeten Herzens wurde gesiegelt, an Sulpice Beausire in Luzern adressirt und dem Kellner zur augenblicklichen Besorgung übergeben. Dann fragte Emmy nach ihrem Begleiter und wurde nach Rüdigers Zimmer gewiesen. Sie klopfte an und trat ungenirt in dasselbe ein.

„Schlage ein, Rüdiger, schlage ein," sagte Herval just in dem Augenblick und reichte ihm die Hand hin; „wir schließen keine Kette, wir schlingen ein Band; in jedem Augenblick lösbar. Freiheit in der Gemeinsamkeit, gleichgewogen die Rechte und Pflichten eines Jeden. Zusammenbleibend, oder wieder getrennt, die alten Freunde jetzt und für immer!"

Neugierig war Emmy näher getreten. Die ungewohnte schwungvolle Sprache des Schwagers frappirte sie, ihre dunklen Augen richteten sich fragend auf Rüdiger. Sie errieth halb, um was es sich handelte, halb kam ihr Wunsch der Lösung des Räthsels entgegen. Ja, wenn Rüdiger mit an den Michigansee ging, dann mochte das Jahr in der Fremde, das Jahr, das sie von der Erreichung ihrer ehrgeizigen, phantastischen Ziele trennte, leichter ertragen sein.

Mit herzklopfender Spannung lauschte sie seiner Antwort, die Augen leuchteten im Feuer der Erwartung, um den halbgeöffneten, lieblichen Mund spielte ein Lächeln — als Rüdiger einschlug, stürzte sie auf die beiden Freunde zu und drückte die verschlungenen Hände derselben an ihr Herz! —

Einunddreißigstes Kapitel.

Verhallt sind die Glocken, die von den Thürmen der Hauptstadt den Einzug der zurückkehrenden Krieger und Sieger mit Festgeläut begleiteten, verhallt die Jubelrufe Tausender, und ihr weithin über die Lande schallendes Echo.

Der Sturm hat ausgetobt, der an Deutschlands Himmel die Wolken zusammenjagte, das zerstörende Wetter in feindliche Lande zu tragen, die Luft reinigend, die Bahn frei machend zu der längst erstrebten Einigung deutscher Volksstämme, der in den blutigen Kämpfen jener Tage die Sieg verheißenden Sterne aufgingen, trotz allen entgegenwirkenden Einflüssen, allem Sträuben, aller Verblendung, all den kleinlichen Regungen und engen Gesichtspunkten derer zum Trotz, die längst den Begriff des großen gemeinsamen Vaterlandes und damit den Boden unter den Füßen verloren hatten, und fallen mußten, ein Opfer ihrer Kurzsichtigkeit und beschränkten Empfindens, als das, auf dem Kothurn des Heldenthums einherschreitende Weltgeschick erbarmungslos über sie hinwegschritt. Welch eine Zeit, welch ein Sturm von Erlebnissen, in den engen Raum von Wochen zusammengedrängt, unauslöschbar, unvergeßlich! Nicht einmal zu verwischen durch die noch viel heftigeren Gewitterstürme, die damals schon am westlichen Himmel wetterleuchteten

und die aufgegangene Saat zur Ernte reifen sollten. Wie gesagt, sie ist vorübergerauscht, die schwere, bedeutungsreiche, nicht zu schildernde Zeit, vorübergerauscht, wenn auch überall tiefe Spuren ihres gewaltigen Schritts hinterlassend: Trauer und Thränen und tiefen Ernst, trotz Jubel und Begeisterung, trotz heißen Dankgefühls neben hoffnungsvollen, ahnungsreichen Blicken in die Zukunft. Das alltägliche Leben ist wieder in seine vollen Rechte eingetreten. Die zahlreichen Gefangnen sind entlassen, der Friedensdienst, die Geschäfte des Friedens zurückgekehrt, nur die vielen Trauerkleider, die gefüllten Lazarethe, die blassen Leidensgestalten mahnen an den Ernst der jüngsten Vergangenheit und gleichen den geknickten, welkenden und verwelkten Zweigen, die der Sturm aus der Krone der Eiche riß, deren Stamm er nicht zu beugen vermochte. — —

Auf dem Perron des Bahnhofs zu Lüttchenstein schlenderte, der Ankunft des nächsten Zuges gewärtig, Egon von Ribnick, der Neffe des Freiherrn, langsam auf und ab.

Es war nicht gerade ein zahlreiches Publikum dort versammelt, aber in dem, zur Seite des Gebäudes sich hinziehenden Garten hatten doch einige Gäste um die dort aufgestellten Tische Platz genommen, der schönen Herbstluft, vielleicht noch mehr des verlockenden Bieres wegen, wenn nicht auch Einer oder der Andre darunter war der sich, wie Egon, zum Empfang von irgend Jemand eingestellt hatte. Egon trat an einen der Tische heran und musterte mit flüchtigem Blick die Gruppe. Es waren alles gute Bekannte, mehr oder weniger zum Hofhalt des Herzogs gehörend, auch einige Offiziere der Garnison darunter. Da die Herrschaften, wenn sie, wie ebenjetzt, auf dem Lustschloß Schönfeld residirten, oder sonstige weitere Ausflüge machten, sich mit geringem Gefolge begnügten, so gewährte ihre Abwesenheit dem Hofstaat zugleich eine vollkommene Freiheit. Wer in

die Weite ziehen konnte, that es, wer gefesselt bleiben mußte, machte sich wenigstens die Kette leicht.

„Man merkt's doch gleich, wenn der Hof nicht hier ist," scherzte einer der Offiziere und warf einen neckenden Blick auf den Kammerjunker von Vallier, der in einem Kostüm von genialer Leichtigkeit, schneeweiß wie ein Täubchen, der Sonnenhitze trotzte.

„Lose Halsbinden und freie Sitten, man athmet auf," stimmte der Geneckte lachend ein und setzte dann spottend hinzu: „Die losen Halsbinden gehören freilich mehr zum geschmackvollen Civilanzug der Herrn Offiziere, uns Civilisten von Natur wird nie das Zwangshalsband so stramm angezogen."

„Dafür ist das unsre nicht dem Gebot einer weiblichen Excellenz unterworfen," gab der Offizier den Scherz zurück, auf die strenge Handhabung der Etikette, derentwegen die Oberhofmeisterin der Herzogin, Excellenz Starkenfels, verpönt war, anspielend.

„Sie treibt's wirklich zu arg, die alte Excellenz!" bemächtigte sich einer der andern Offiziere, der kürzlich geheirathet hatte, des Zündstoffs. „Habe ich hin und her schreiben müssen, und eine furchtbare Weitläuftigkeit gehabt, um die Erlaubniß zu erlangen, meine Frau, die Hofdame am S'schen Hof gewesen und der alten Excellenz mindestens ebenbürtig ist, bei Hofe vorzustellen, nur weils anno Zopf nicht Styl gewesen ist, Lieutnantsfrauen für kourfähig zu halten. Die Männer ja, die Frauen nicht, welcher Unsinn!"

Der Hofmarschall von Espenstädt, schon ein ältlicher Herr, strich sich lächelnd das glatte Kinn.

„Halt, halt, so schlimm ist's bei uns längst nicht mehr, und wenn auch so Mancherlei besteht, was der Zeitrichtung widerspricht, die persöhnliche Liebenswürdigkeit der Herrschaften gleicht es aus."

„Der Hof ist auch nie so schlimm wie die Höflinge," setzte einer der Herren das neckende Wortgefecht fort.

„An den Hof wagt sich die leichtfertige Kritik nicht, da müssen wir herhalten, nicht wahr, Ribnick?" sagte der Hofmarschall, das leichtfertig so betonend, daß man es ebenso gut für leichtfertig nehmen konnte.

„Aber Sie werden nicht mehr lange zu den Geschmähten gehören?" setzte ein Andrer hinzu.

„Zu den Beneideten," sagte Vallier, „denn wir vom Hofe werden Alle beneidet."

„Alle?" fragte Ribnick mit leichtem Spott, „gehts wirklich bis auf die Kammerjunker herab?"

Vallier biß sich auf die Lippen, fand aber für gut, die Frage zu überhören.

„Wollen Sie den Hof verlassen?" fragte einer der Offiziere. „Begleiten Sie unsern jungen Prinzen auf die Universität?"

„Nein, das thut mein jüngerer Kollege," entgegnete Ribnick. „Ich bin meines Gouverneurpostens überhoben und einstweilen frei, bis der Herzog über meine weitere Bestimmung verfügt haben wird."

„O, dann sind wir sicher, daß Sie in Lüttchenstein bleiben," rief einer der Herren, „wer so in Gunst steht wie Sie — ich wette darauf, Sie werden noch einmal Minister."

Ribnick lachte.

„Es geht in dieser Beziehung naiv bei uns zu," bemerkte der Kammerjunger naseweiß. „Ihre Verdienste in Ehren, Herr von Ribnick, aber Sie sind doch nur preußischer Offizier gewesen."

„Mehr nicht," entgegnete Egon lächelnd.

„Ach, ich meine nur," erklärte jener hastig, „daß Ihre Ausbildung demnach nur eine militärische hat sein können. Der Feldmarschal unbestritten, aber Minister!" —

„Ich habe auf den Wunsch meines Vaters, ehe ich mich definitiv für einen Beruf entschied, zufällig Jura studirt," sagte Egon in derselben fein spöttischen Weise, mit der er vorhin das: mehr nicht betont hatte.

„Das ist aber exceptionell!“ rief der kleine Kammerjunker aus.

„Vielleicht gestatten Sie dann ausnahmsweise auch einmal einem preußischen Offizier die Möglichkeit, Minister zu werden, nicht Feldmarschall, nur Minister,“ fuhr Egon fort, setzte aber dann in gutmüthigem Ton hinzu, „ich gestehe Ihnen aber offen, daß mein persönlicher Ehrgeiz durchaus nicht so hoch fliegt.“

Der kleine Kammerjunker war ein besondrer Schützling des Herzogs. Seine Mutter, in ihrer Jugend Hoffräulein der damaligen Erbprinzessin, stand ihrer Schönheit und ihres Liebreizes wegen heut noch bei Allen, die sie gekannt, in gutem Andenken, das sogar von so einem gewissen romantischen Nimbus umhüllt war. Es gingen leise Gerüchte um, als habe sie dem Herzog, damaligen Erbprinzen eine leidenschaftliche Zuneigung nicht nur eingeflößt, sondern auch erwidert und als sei ihre Verheirathung mit dem Marquis de Vallier ein Gewaltschritt ihrerseits gewesen, um sich der Gefahr dieser sinnverwirrenden, sündlichen Liebe mit einem kühnen Entschluß zu entziehen. Das Unrecht, das sie damit an ihrem Gemahl begangen, schien er ihr durch Untreue und rüde Behandlung reichlich heimgezahlt zu haben. Als sie nach Jahren als Wittwe heimkehrte, um in Lüttchenstein zu sterben und ihren Sohn der Gnade des Herzogs zu empfehlen, war in ihr kaum noch der Schatten der ehemaligen Schönheit zu erkennen. Des Knaben nahmen sich die Herrschaften an und sorgten für dessen standesgemäße Erziehung. Das machte ihn zum enfant gâté bei Hofe und das stieg ihm zu Kopf. Er war ein verwöhntes Bürschchen, hatte ein gut Theil französischer Arroganz von seinem Vater geerbt, that sich ganz besonders etwas auf seine Abstammung von der grande nation zu gut und glaubte sich dadurch berechtigt, trotz seiner Jugend überall das große Wort zu führen, so oft er auch moralisch auf den Mund be-

kam. Am meisten fühlte sich der Hofmarschall, zu dessen Ressort jener gehörte, dazu verpflichtet, übte aber die ihm zustehende Autorität in milder und gutmüthiger Weise aus, während Egon Ribnick, dem alles Gemachte unleidlich war, und dem man viel Gutes nachrühmen, aber nimmer von ihm sagen konnte, daß er besonders tolerant sei, den jungen Mann meist mit feinem Spott, oft aber auch mit schneidender Schärfe abfertigte.

Trotzdem konnte Vallier es nicht lassen, ihn immer wieder herauszufordern. Eben so wenig hatten die Erziehungsversuche des Hofmarschalls ein günstiges Resultat aufzuweisen. Ueberall machte sich die Zungengeläufigkeit Vallier's geltend, zu Allem, was gesprochen wurde, mußte er seinen Beitrag liefern.

Auch jetzt, als das Gespräch unwillkürlich auf den Krieg gelenkt wurde. Man sprach von der Bewunderung, die der Herzog für den König von Preußen hegte, und daß er die Sache desselben zu der seinigen gemacht, sogar seinem Sohne gestattet hatte, den Feldzug unter der preußischen Fahne mitzumachen.

„Unser Glück, sonst hätte man uns auch annektirt," warf Vallier dazwischen. „Ich freilich hätte mir's nicht gefallen lassen, ich wäre nicht preußisch geworden."

„Vielleicht hätte Sr. Majestät sich entschlossen, Sie wieder herauszugeben," meinte Egon.

Alle lachten.

Vallier biß sich auf die Lippen, bramarbasirte aber weiter in Preußenhaß und politischem Unsinn und sagte endlich, Herrn von Ribnick finstre Blicke zuschleudernd:

„Noch einen weitern Schritt Preußens auf der vorgeschrittenen Bahn und —"

„Wir verlieren unsern kleinen Kammerjunker und großen Kampfhahn," schloß der Hofmarschall den Satz.

„Nein, aber wir sprechen mit," fuhr Vallier, trotz des allgemeinen Gelächters, mit erhobener Stimme fort.

„Wer ist wir?" fragte einer der jungen Herren.

„Wir Franzosen," rief Vallier aus, aber weit entfernt durch diese Bemerkung große Erregung herbeizuführen, wurde wieder nur gelacht.

„Lachen Sie meine Herren," rief Vallier wüthend, „Sie behandeln mich wie ein Kind!"

„Und Sie benehmen sich wie ein solches und sind auch eins," mischte sich jetzt der Hofmarschall ein, „Sie vergessen, wo Sie sind, vergessen Ihre deutsche Mutter und Ihre deutschen Wohlthäter."

Die Mahnung half.

„Schweigen ist Gold," sagte Vallier würdevoll.

„Besonders, wenn das Reden vorher Blech war," meinte Egon ruhig.

Die Lektion war derb, und wenn Vallier sie im Augenblick schweigend hinnahm, so gelobte er sich doch im Stillen Rache.

Egon zog die Uhr heraus.

„In einer Viertelstunde ist der Zug da," bemerkte er.

Die Herren erhoben sich. Sie hatten nicht die Absicht, denselben abzuwarten. Man verabschiedete sich von einander, nur der Hofmarschall und Egon blieben noch.

„Erwarten Sie Jemanden?" fragte Espenstädt letzteren.

„Ja, meinen Onkel oder eigentlich Vetter, den Ribnickhauser Ribnick, mit seiner jungen Frau," lautete die Antwort.

„Ah, schon," rief der Hofmarschall überrascht aus. „Daß Herr von Ribnick für den Winter erwartet wurde, wußte ich. Kennen Sie Ihre neue Kousine schon?"

„Nein," sagte Ribnick, reichte dem Hofmarschall abschiednehmend die Hand und ging dem Perron zu.

„Der alte Herr hat noch geheirathet," sagte Vallier ironisch, nachdem Egon fort war, „natürlich ein junges Mädchen."

„Eine achtzehnjährige junge Dame," bestätigte der Hofmarschall.

„Wer hat die Heirath gemacht?" fragte Vallier.

„Bei uns zu Lande nehmen wir an, daß Liebe die Heirathen macht,“ entgegnete Espenstädt.

„Unmöglich, von ihrer Seite unmöglich,“ rief Vallier aus.

„Er ist ein selten liebenwürdiger Mensch, ist Dichter und junge Mädchen sind enthusiastisch,“ bemerkte der Hofmarschall.

„Sie wird nicht glücklich werden,“ behauptete Vallier, „höchstens, wenn er vernünftig ist und ein Auge zudrückt.“

„Halt, keine Frivolität,“ mahnte der Hofmarschall ernst.

„Es ist doch aber unmöglich daß sie ihn liebt,“ ereiferte sich Vallier, „lieben wir denn je alte Frauen, enthusiasmiren wir uns auch nur für sie!“ — „Ich werde den Zug abwarten, ich will die Schöne sehn,“ setzte er dann hinzu, als der Hofmarschall Miene zum Fortgehn machte.

„Sie werden nicht hierbleiben und die junge Frau anstarren wie ein Wunderthier,“ sagte der Hofmarschall.

„Ich bin kein Kind, ich kann thun, was ich will, ich bin zwanzig Jahre alt,“ brauste Vallier auf.

„Sie haben vorläufig, um Sie kourfähig zu machen, den Titel Kammerjunker,“ fuhr der Hofmarschall in derselben ruhigen Weise fort, „können allerdings bleiben und gehen wie Sie wollen. Ich weiß nur nicht recht, ob zudringliche Neugier ein Beweis von männlicher Selbstständigkeit ist.“

Vallier wurde dunkelroth.

„Ich werde mit Ihnen gehen, Herr Hofmarschall,“ erklärte er.

Der Hofmarschall nickte freundlich, schlang seinen Arm um den Valliers und schlug zu dessen unsäglichem Aerger den Weg nach jenem Theil der Promenade ein, der gerade in entgegengesetzter Richtung von der Straße lag, auf der die ankommenden Reisenden sich nach der Stadt zu begeben pflegten.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Egon stand auf dem Perron. Man hörte schon das Schnauben und Pusten der Lokomotive, sah die Wolke dunkeln Rauchs — das Bahnhofspersonal stand amtsbeflissen auf dem Posten, Egon musterte, wenn auch scheinbar ruhig, doch nicht ohne Erregung, die heranrasselnden Wagen.

Aus einem derselben winkte der Freiherr von Ribnick ihm einen Gruß entgegen.

Rasch trat er an denselben heran und kaum, daß der Zug hielt, hatte er schon den Wagenschlag geöffnet.

Es saßen nur zwei Personen im Koupé, Herr von Ribnick und seine junge Gemahlin.

„Steige zuerst aus, Klotilde, hier ist Egon, Dir zu helfen," sagte der Freiherr freundlich.

Sie bog das schöne Haupt vor und schlug den Schleier zurück, der neidisch ihr Antlitz verhüllte, so als wollte sie sich erst den unbekannten Vetter ansehn.

Egon vergaß es, ihr die Hand zu reichen, wie gebannt stand er da und blickte sie an; ein fröhlicher Ruf der Ueberraschung ihrerseits, ein muthwilliges Auflachen, dann, ehe er noch Zeit hatte, ihre Absicht zu erkennen, ein blitzschnelles Ueberschreiten der herunterführenden Stufen, und sie stand vor ihm, reichte ihm die Hand und sagte lebhaft:

„Also Sie sind der Vetter, Sie sind Egon? aber das ist ja wunderhübsch, da kann ich Ihnen ja gern gut sein, nicht nur so aus Pflicht, der Verwandtschaft wegen.“

Man hörte ihrem Ton so recht die Erleichterung an.

Egon erwachte wie aus einem Traum, ihr zutraulicher kindlicher Ton gab ihm die Fassung wieder. Er drückte herzlich ihre Hand in der seinen, inzwischen war der Freiherr auch ausgestiegen.

„Manfred,“ rief Klotilde ihm zu, „weißt Du, wer das hier ist?“

„Ich denke darüber ziemlich genau orientirt zu sein,“ entgegnete er lächelnd.

„Und Du weißt doch garnichts,“ höhnte sie, „dies ist hier ein alter Bekannter von mir, ein unbekannter Bekannter, denn bis zu diesem Augenblick habe ich nicht geahnt, wem ich's zu danken habe, daß ich nicht längst zerschmettert in irgend einer Felsschlucht des jüngsten Tages warte. Egon ist der, von dem ich Dir erzählte, der mich auffing, als ich so wahnsinnig den Berg hinunterstürzte.“

„Aber Du hast mir nie von diesem kleinen Abenteuer erzählt,“ sagte Ribnick zu seinem Neffen, jetzt nachträglich und so angesichts des blühenden Lebens seiner Frau mehr interessirt durch den Umstand, in seinem Neffen den Helden jener Begebenheit zu erblicken, als erschüttert durch den Gedanken an den tragischen Ausgang den es hätte nehmen können.

„Nein, Onkel,“ sagte Egon, „es fängt jetzt erst an, Bedeutung für mich zu gewinnen. Ich habe nicht gehofft, Ihnen je wieder zu begegnen,“ setzte er zu Klotilden gewendet hinzu.

„Sie haben sich auch gar keine Mühe darum gegeben,“ sagte sie, „mir hat's hinterher recht leid gethan, daß ich nicht nach Ihrem Namen fragte, aber nun ist's mir lieb, denn die Ueberraschung war zu hübsch.“

Sie waren während dieses Gesprächs langsam den Perron herunter und auf die andre Seite des Bahnhofs gegangen, wo Egons Wagen wartete. Der Diener bekam den Auftrag, das Gepäck zu besorgen, Egon bat um die Erlaubniß, selbst den Kutscher spielen und die Reisenden in ihre Wohnung bringen zu dürfen.

„Ist das Ihre eigne Equipage?“ fragte Klotilde und musterte wohlgefällig den eleganten, kleinen offnen Wagen, die edlen Pferde, das sauber gehaltene Geschirr.

Er bejahte es, sprach die Hoffnung aus, daß sie und ihr Gemahl dieselbe, so lange sie in Lüttchenstein verweilten, als ihr Eigenthum ansehen würden.

„Es ist hübsch hier,“ sagte Klotilde, sich umsehend, „das Land ist wie ein Garten; bei solcher Eisenbahnfahrt sind die Bilder nur leider zu flüchtig, zu wechselnd, sie haften nicht; man hat mehr davon, so im Wagen durch eine schöne Landschaft zu fahren.“

„Ich werde Ihnen viel Bilder zeigen können, die des Behaltens werth sind,“ sagte Egon, indem er ihr und dann seinem Vetter in den Wagen half und auf's Höchste durch den Gedanken erfreut, ihr den Genuß des Spazierenfahrens gewähren zu können, nicht ahnend, wie viel Antheil an dieser Freude ihrer frischen, angeregten und anregenden Natur zuzuschreiben war. Er schwang sich jetzt auf den Bock und ergriff die Zügel.

„Ich bitte um die Erlaubniß, einen kleinen Umweg machen zu dürfen,“ sagte er, wir fahren etwas weiter aber viel angenehmer an der Promenade vorbei und kommen dann gleich in den schönern Theil der Stadt.“

So kam es, daß der Wagen die Lustwandelnden einholte und des Hofmarschalls Erziehungspläne durchkreuzte.

Vallier jubelte beinahe auf. In seiner Extase riß er sich von des Hofmarschalls Arm los, der grüßend weiter

schritt, während er mit dem Hut in der Hand stehen blieb und mit weit aufgerissenen Augen Klotilde anstarrte.

„Wer ist das?" fragte Klotilde neugierig.

„Der Kammerjunker von Vallier," entgegnete Egon einsilbig.

„Nicht Ihr Freund?" schloß sie aus dem Ton, mit dem er den Namen nannte.

„Aber auch nicht das Gegentheil," entgegnete er.

„Das ist das Allerfatalste, wenn man einem Menschen gleichgiltig ist," sagte sie.

„Einem Menschen, den man lieb hat," gab er zu, „aber der fatale Zustand kann nicht lange dauern, eine Flamme ohne Nahrung muß verlöschen."

„O, dann gäbe es ja keine unglückliche Liebe," meinte Klotilde.

„Doch," wiedersprach Egon, „lieben, wo man nicht darf und will, das ist unglücklich lieben. Liebe ohne Erwiderung ist eine Albernheit, ein Mensch, der auf sich hält, kann's nicht."

Die Unterhaltung war von Egon mit halb zurückgewandtem Kopf geführt worden. Er hatte die Pferde freilich im Zügel, aber sie waren feurige Thiere und der Freiherr sagte:

„Kinder, erörtert die Frage ein andermal."

„Ja, wann?" rief Klotilde, „Egon schrieb ja, daß er auf Urlaub geht und wer weiß, was nachher aus ihm wird."

„Ich bleibe jetzt hier und künftig hoffentlich auch," erklärte Egon rasch.

Die kurze Strecke vom Bahnhof bis zur Stadt war zurückgelegt. Lüttchenstein ist ein hübsch gebauter freundlicher Ort, mit wohl gepflegten Anlagen und schattigen Promenaden, an denen hübsche Villen liegen, umgeben. Die Stadt macht unbedingt einen vornehmen Eindruck. Es ist viel Wohlhabenheit in derselben, viel Geschmack und Kunstsinn, und der Anstrich aristokratischer Ele-

ganz, den sie hat, artet deshalb nicht in Eintönigkeit aus.

Die Wohnung, die Egon für seine Verwandten gemiethet, lag in einer, von dem Schloßplatz seitwärts abliegenden Straße, die erst neuerdings angelegt, nur wenige Häuser neben vielen noch zu benutzenden Baustellen enthielt und im Augenblick noch etwas wüst aussah. Aber das Haus selbst machte einen allerliebsten Eindruck und von dem Balkon der ersten Etage, von dem der wilde Wein in buntgefärbten zierlichen Guirlanden herunterhing, mußte man eine wunderschöne Aussicht haben über das blühende Land hinüber nach den, sich in sanfter Wellenlinie vom Horizont abhebenden Conturen des Gebirges. Egon entschuldigte sich, als er auf das Haus zulenkte, daß er keine bessere Wahl habe treffen können.

„Es war absolut nirgends etwas zu haben, was den gewünschten Erfordernissen im Allgemeinen, sowie dies Häuschen, entsprach," sagte er. „Es liegt in der Nähe der Bibliothek, die Zimmer sind freundlich und einfach, aber neu möblirt und die Wirthin eine sehr ordentliche, brave Frau, übernimmt gern die Beköstigung. Die Etage stand zufällig leer, und ich griff zu. Ich fürchte nur, die Kousine wird ungehalten sein, denn von beau monde ist hier nichts zu sehen."

„Ich denke doch," wiederlegte sie ihn, „ich meine, von dem Balkon müßte man einen weiten Blick in die schöne Welt haben."

„Ja, wenn Sie's so verstehen!" sagte er erfreut und dachte, sie müsse doch ein liebenswürdiges Gemüth haben und ein feines Empfinden, daß sie ihm so gewandt mit einer so anmuthigen Wendung sein Bedenken auszureden verstand. Der Wagen hielt, Egon warf die Zügel dem herbeieilenden Hausdiener zu und sprang herunter, Klotilden und dem Onkel herauszuhelfen.

Die Wirthin, die schon der Gäste gewartet, näherte

sich denselben mit halb neugieriger, halb bewillkommnender Miene. Der Freiherr wechselte ein paar freundliche Worte mit ihr, in die Klotilde einstimmte.

„Möchten sich die Herrschaften hier gefallen," sagte die Frau, in ihrer schlichten Weise und bot Klotilden die Hand, die den Gruß mit kräftigem Händedruck erwiderte. Dann verabschiedete sich Egon, die Aufforderung, wiederzukommen, bescheiden ablehnend. Aber die Weigerung ging ihm nicht durch. Der Freiherr ließ sie nicht gelten und Klotilde sagte:

„Wir sind kein schwärmerisches, wir sind nur ein grundglückliches Ehepaar, wir fliehen die Menschen nicht; also auf Wiedersehn!"

Sie nickte ihm lächelnd zu, nahm den Arm ihres Mannes und schritt an dessen Seite die Treppe hinauf, um oben durch die geöffnete Salonthür in einen wahren Tempel von Blumen zu treten, mit denen ihn Egon, der Treibhäuser und Gärten geplündert, diese Flora herbeizuzaubern, zu ihrem Empfang geschmückt hatte.

„Aber ist das eine schöne junge Dame," brach die Wirthin los, als das Paar oben verschwunden war, „einem bleibt ordentlich das Herz stille stehn, wenn man sie ansieht. Und dazu der alte Herr!" sie schüttelte den Kopf, „lieber Himmel, das ist doch eigentlich nicht in der Ordnung."

Sie hatte das mehr zu sich gesagt als zu Egon, aber er hatte es doch gehört und als er jetzt eilends seiner, am andern Ende der Stadt gelegenen Wohnung zufuhr, summte es ihm immerfort in den Ohren: „Das ist doch eigentlich nicht in der Ordnung."

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Ernst Vallier triumphirte. Endlich einmal war es ihm geglückt, es herauszubringen, welches für den Tag das Ziel der fast täglich unternommenen Spazierfahrten des neuen Paares und ihres bereitwilligen Führers war. Seit acht Tagen machte er immer nur verunglückte Versuche mit ihnen zusammen zu treffen. Waren jene im Waldschlößchen, so ritt er gewiß nach dem Lindenhain, ruhten jene im Thal, so suchte er sie auf der Höhe, und umgekehrt. Heut aber wollten sie nach der Försterei fahren, das hatte er auf tausend Umwegen herausgebracht. Er stürzte mit seiner Nachricht zur Gräfin Hallern.

„Gnädigste Gräfin, heut fangen wir sie ab," rief er schon im Eintreten. „Die Försterei im Rehwald, lautet heut die Parole."

„Charmant," sagte sie, „wir arrangiren eine Partie dorthin, aber worauf es abgesehen ist, bleibt unter uns."

»Discrétion parole d'honneur!» schwur der junge Kavalier.

„Mein Mann ist eben so neugierig wie ich, er gesteht's aber nicht ein. Männer thun das nie!" plauderte die Gräfin, „er darf also auch nichts erfahren, er wäre im Stande zurück zu bleiben und mich zurück zu halten, um seine Neugier auf den Vogel Phönix zu ver-

leugnen, und die meine zu bestrafen und es ist doch etwas ganz Unschuldiges, daß man die Leute für ihre Exclusivität ein wenig bestraft."

„Man muß auch wieder mehr Leben in die Gesellschaft bringen," rief Vallier aus, „sie ist angekränkelt, halb berauscht von ungewohnter Glorie, halb ergriffen vom Katzenjammer der Lazarethe, und ganz und gar geknechtet vom preußischen Militarismus."

„Halt, Sie Preußenhasser," drohte die Gräfin.

„Gnädigste Gräfin, Sie sind selbst keine Preußenfreundin," meinte Vallier.

„Ach," sagte sie, ich bin eine Rheinländerin und die Norddeutschen sind steife Leute. Das darf ich aber nicht sagen, daß mein Mann es hört, er erwartet alles Heil von Preußen. Nun, mir ist's gleich, woher es kommt, wenn wir nur Frieden behalten und Alles vergnügt und lustig ist. Das darf ich aber auch nicht sagen." —

„Dann dürfen Sie aber recht Vieles nicht sagen," bemerkte Vallier, „wenn er sie so einschränken will, hätte er Sie lieber nicht heirathen sollen." —

„Nun, es ist mir doch recht lieb, daß er's gethan hat," bemerkte die Gräfin.

„Ihn begreife ich!" rief Vallier und seine Augen blitzten, „aber Sie, den strengen finstern Grafen."

Sie lachte.

„Er tyrannisirt Sie," fuhr er fort.

„Unsinn," rief sie aus.

„Er bindet die schönen Hände, die er küssen sollte," deklamirte der Kammerjunker, griff nach ihren Händen und drückte sie feurig an die Lippen. Sie entzog ihm dieselben.

„Sie sind ein dreister Schlingel!" schalt sie, „was haben Sie mir die Hände zu küssen!"

„Wenn ich den Mund darf —" rief er keck, aber ein Schlag auf denselben bestrafte ihn.

„Wenn Sie unartig sind, schicke ich Sie fort,“ drohte sie, aber sie that es nicht. Sie hatte den kleinen Menschen gern, gehörte auch zu den Frauen, die, wenn auch nur aus kindischer Eitelkeit, Alles, was da kreucht und fleucht vor ihren Triumphwagen spannen und nicht gern sehen, wenn eins aus dem Geschirr geht. Schlimmeres dachte und beabsichtigte sie nicht, aber wer nicht um seinetwillen streng die Sitte ihr gegenüber inne hielt, um ihretwillen brauchte es Keiner. Wenn Einer wild wurde, hielt sie den Zügel fester, das war Alles.

Sie that es auch jetzt, nahm eine ernste Miene an und bald waren Beide ganz und gar in die Verabredung des projectirten Ueberfalls vertieft. —

Nichts von der, ihnen zugedachten Ueberraschung ahnend, war das junge Ehepaar und ihr treuer Begleiter nach der Försterei gefahren und hatte unter den schönen Buchen in der Nähe des Hauses einen traulichen Ruheplatz gefunden, als die Scene sich plötzlich in unerwarteter Weise belebte. Elegant gekleidete Damen rauschten die zum Hause führende Allee hinauf, in lebhafter Unterhaltung mit den begleitenden Herren, bunte Gewänder wetteiferten mit den bunten Farben des Herbstes, helle Sonnenschirme flatterten in der Luft wie riesige Schmetterlinge, es gab ein hübsches, belebtes Bild. —

„Der Waldfriede gebrochen!“ murrte Egon, „das sieht wie ein Ueberfall aus.“

„Wer ist's?“ fragte Klotilde neugierig.

„Der Hofmarschall Espenstädt mit seinen beiden kleinen Backfischen, Fräulein Helene und Fräulein Aline, Graf Hallern nebst Gemahlin und noch ein paar andere Damen und Herren vom Hofe, die ihre Zeit hier todtschlagen wollen,“ entgegnete Egon verdrießlich.

„Wie wir,“ bemerkte der Freiherr lächelnd.

Egon erröthete.

„Mögen Sie die Leute nicht?“ fragte Klotilde.

„Einige derselben sehr, die Andern sind indifferent," entgegnete er.

„Nun dann?" fragte sie, über seine sichtliche Verstimmung erstaunt, aber er blieb die Antwort schuldig.

Die Kommenden hatten sich genähert; Adele Hallern spielte meisterhaft die Ueberraschte, die Andern waren es wirklich, Vallier war nicht dabei. Der Freiherr war den Ankommenden allen bekannt, er wurde auf's Freundlichste willkommen geheißen und beglückwünscht, man ließ sich Klotilden vorstellen, bald war der Kreis um sie geschlossen. Es behagte ihr vortrefflich in demselben. Die Unterhaltung floß ungenirt dahin. Gräfin Hallern's muntere, frische Weise, die in Gegenwart ihres, als sehr sittenstreng bekannten Gemahls, ihrer leicht in Ausgelassenheit übergehenden Laune einen Zügel anzulegen verstand, gefiel ihr, die schüchterne Freundlichkeit der beiden Espenstädts, die sichtliche Bewunderung, mit der sie auf die schöne, junge Frau blickten, gewann ihnen ihr Herz. Sie bewegte sich auf's Unbefangenste und mit der natürlichen Anmuth, die das Bewußtsein sichern Glücks und zutrauensvolles, offnes Gemüth dem Benehmen verleiht. Angeregt durch das Neue der Situation schien sie es nicht zu bedauern, daß das vertrauliche Beisammensein mit Gemahl und Vetter gestört schien.

Sie erzählte von Genf, von Schloß Kronegk, man fragte sie, wo und wie sie ihren Gemahl kennen gelernt. Sie gab freundlich, aber doch mit einer gewissen Zurückhaltung Bescheid. Sie mochte des traurigen Vorfalls nicht erwähnen, aus dem ihr Glück erblühte. Der Gedanke daran stimmte sie ernst.

„Was ist Ihnen gnädigste Frau?" fragte Graf Hallern, „woran dachten Sie?"

„An eine Waldscene wie die heutige, und doch himmelweit beide voneinander verschieden," entgegnete sie.

„Himmelweit und doch schön alle beide, Sie geben

dem Schönen da einen weiten Spielraum," bemerkte der Graf. —

„Das heißt, eins himmlisch, das andere irdisch schön," erklärte Gräfin Hallern, „es kommt nur darauf an, welcher von beiden Waldscenen das irdisch und das himmlisch gilt. Ich würde die irdische vorziehen."

„Ach," sagte Klotilde, „irdisch ist ja das alles, wir sagen nur himmlisch, wenn uns etwas so recht gefällt." —

„Siehst Du und Du bist immer böse, wenn ich: himmlischer Mann zu Dir sage," neckte die Gräfin ihren Gemahl.

„Weil der himmlische Mann immer irdische Wünsche erfüllen soll," bemerkte dieser.

Die Damen lachten.

„Ich wette, jene Waldscene war doch himmlisch," bemerke die Gräfin dann, „denn wahrscheinlich verlobten Sie sich dort."

„Nein, da dachte ich noch nicht an Verlobung und mein Mann war gerade an dem Morgen abgereist, aber himmlisch war's dort im Walde," versicherte Klotilde.

„Ohne ihn!" neckte die Gräfin.

Klotilde zuckte leicht mit den Achseln. Diese Art Neckerei paßte wenig für ihr Empfinden. Sie verstand nicht darauf einzugehen und lenkte das Gespräch auf etwas anderes.

„Sie liebt ihn nicht," dachte Gräfin Hallern, aber sie theilte das Wohlgefallen, mit dem Alle auf sie blickten.

Ihr Benehmen war musterhaft. Muß sich ein neuvermähltes Paar an und für sich schon eine Art Spießruthenlauf durch die öffentliche Meinung gefallen lassen, so hat ein im Alter so ungleiches Paar, besonders die junge, schöne Frau es vollends mit einer haarspaltigen Kritik zu thun. Jedes ihrer Worte wird abgewogen, jeder Blick, jede Bewegung beobachtet. Müßige Neugier, gewohnheitsmäßiges Interesse am Thun des lieben

Nächsten, Uebelwollen und Bekrittlungssucht vereinigen sich zur Erledigung der Generalfrage: ob sie ihn liebt, warum sie ihn geheirathet, ob sie glücklich sind, ob sie es bleiben werden. Ist sie zärtlich, hält man's für Komödie, Zurückhaltung wird achselzuckend Kälte genannt, und so weiter.

Gleichviel, ob diese Frage und in welcher Form auch von unserer Lüttchensteiner Gesellschaft gestellt war, und welche Antwort ihrer harrte, im Augenblick siegte der Zauber von Klotildens Persönlichkeit. Der heitere, harmlose Ton des Gesprächs bot der Medisance auch nicht den mindesten Anlaß, ein Tröpfchen Gift hineinzumischen. Egon, sich wenig an der Unterhaltung betheiligend, hatte Zeit und Muße, den Beobachter zu spielen. Er verkannte Klotildens schwierige Stellung nicht, er sah die Gefahren, die ihrer Jugend warteten; eine achtzehnjährige Frau und ein Mann von sechzig Jahren, mag er noch so liebenswürdig und geistesfrisch sein, es bleibt ein unnatürlicher Bund und der Neigung, die sie zu ihm geführt hat, fehlt ein Element, das doch gerade in der Jugend seine volle Berechtigung hat.

Hilft auch reiner Sinn und Redlichkeit des Herzens über die Klippe hinweg, es ist doch ein halber Schiffbruch, wenn die Jugend ihre kühn flatternden Segel einziehen und die meisten ihrer bunten Träume und lachenden Hoffnungen als Ballast über Bord werfen muß. Selbst im höchsten Grade durch Klotildens Anmuth bestochen und vielleicht gerade deshalb warf eine ahnungsvolle Sorge um ihr, um ihres Mannes Glück Schatten auf die lichtvolle Erscheinung. Wunderbarer Weise dachte er nicht an sich, während er sich doch vergeblich bemühte, den Schatten zu bannen, der immer wieder die Frage in ihm auftauchen ließ: Wird sie dauernd Glück gewähren, Befriedigung finden. Ist's Enthusiasmus und nicht Liebe, was ihr Herz ihm ge-

wann, wird der Enthusiasmus sich zur Liebe verklären, wird er sich abstillen zur Freundschaft? —

Er vermißte etwas in dem, ihn doch wieder so ansprechenden harmonischen Gleißmaß ihres Wesens, jenen Schmelz, jenen leisen Hauch erhöhten Empfindens, mit dem Liebe das Weib zum Kampf des Lebens weiht. Schlummerte Klotildens Herz? hatte sie keins? fragte er sich. Es gibt ja solche, scheinbar nur zur Freude geschaffene Wesen, denen alle Anlage zu tragischen Konflikten fehlt. Sie finden instinktiv überall die Sonnenseite des Lebens; da, wo es Schatten wirft, fällt der Blick nicht hin. Herzlos sind sie deshalb nicht, dem widerspricht die warme Atmosphäre, die sie umgiebt, die sie verbreiten. Wer Herzen an sich zu fesseln vermag, hat auch eins, wenn's auch nur wie der Sonnenstrahl, selber lichtdurchglüht sein Licht der Welt spendet.

Der Gedanke verletzte Egons exklusive Natur, dennoch kehrte er immer wieder.

Bis auf einige geringe Nüancen war Klotilde wirklich von einer seltenen Gleichheit des Benehmens gegen Alle. Gegen ihren Mann etwas kindlicher, mit ihm, Egon, vertrauter, kameradschaftlicher, aber unbefangener oder gar wärmer als sie sich jetzt, wo sie so unerwartet in einen fremden Kreis hineingerathen war, zeigte, war sie auch nicht!

Diese mehr instinktiv empfundene als klar erkannte Wahrnehmung mochte ganz gut sein, das Gleichgewicht wieder herzustellen, das selbst durch den unschuldigsten Kultus, den ein junger Mann einer schönen liebenswürdigen Frau widmet, leicht in's Schwanken geräth.

„Ob ich meinen Vetter schon früher gekannt habe?" hörte Egon jetzt von Klotilden sagen, „nein, eigentlich nicht, ich bin einmal in der Schweiz mit ihm zusammengetroffen, und wir erinnerten uns jetzt dessen wieder, aber damals wußte ich nicht einmal seinen Namen."

Egon hatte mit fast athemloser Spannung ihrer Antwort zugehört; würde sie nun das damalige Erlebniß erzählen! Sie that es nicht. Ihm fiel ein Stein vom Herzen.

Der romantische Zauber, der, seit er Klotilden wiedergesehn, jene Begegnung umhüllte, wäre fort gewesen, für immer unbarmherzig zerstört, hätte sie eine Sensationsgeschichte daraus gemacht. Sie that es nicht. Sie ist nicht eitel, sagte er sich mit Genugthuung, sie legt nicht Werth darauf, in irgend einer spannenden Begebenheit die Heldin zu spielen. —

Vierunddreißigstes Kapitel.

„Aber wo bleibt unser kleiner Kammerjunker?" rief der Hofmarschall der Gräfin zu. „Sie nannten ihn doch als Theilnehmer an unserer Partie?"

„Ja, wo bleibt er, ich habe gar nicht an ihn gedacht," gestand die Gräfin, was nicht gerade sehr schmeichelhaft für den Betreffenden war.

„Wenn er das gehört hätte," sagte Helene Espenstädt.

„Ach, er würde es nicht glauben," entgegnete sie lächelnd.

„Er kommt ja immer zuletzt," bemerkte Aline Espenstädt, „ich glaube, weil er so klein ist, und sich unter den Andern zu verlieren fürchtet. Kommt er allein, muß man ihn sehen."

Der Hofmarschall drohte seinem Töchterchen scherzend mit dem Finger, aber die jungen Leute applaudirten.

„Er ist wirklich ein Narr in Folio," erklärte einer der Herren.

„Oder in Taschenausgabe," verbesserte Gräfin Hallern.

„Er genießt augenblicklich die Vortheile des Abwesenden," bemerkte Graf Hallern in seiner trocknen Weise.

„O, ich sag's ihm auch in's Gesicht, daß er ein Narr ist," ereiferte sich seine Frau.

„Ich glaube es, liebe Adele," fuhr der Graf, ohne eine Miene zu verändern fort, „aber wenn Du das Heldenstück in Scene setzest, laß mich dabei sein, der Antwort wegen, die Du damit herausfordern könntest."

„Nein," sagte sie lachend, „das ist nicht nöthig. Das Aeffchen ist gezähmt. Wenn ich's auch schelte, es frißt mir im nächsten Augenblick aus der Hand."

Der Graf war zu fein, die scherzende Antwort, obgleich er solche Scherze nicht liebte, zu rügen.

„So gieb ihm denn Zucker, damit er artig ist, aber mache ihn nicht muthwillig unartig," ging er auf ihren Scherz ein, ihn damit gleichsam sanktionirend.

„Wahrhaftig, wir danken's Ihrer Frau Gemahlin," fiel der Hofmarschall ein, „wenn sie den vorlauten Burschen ein wenig abtrumpft. Es ist wirklich ein gutes Werk, wenn die jungen Damen, ich meine natürlich die Frauen, wo's Noth thut, die gesellige Erziehung der Kavaliere ein wenig in die Hand nehmen."

„Papa hat Angst, wir könnten's thun," flüsterte Helene Espenstädt ihrer Schwester leise zu.

„Ich meine, das geschieht am Besten und von selbst durch den Einfluß feiner Sitte," mischte sich der Freiherr in das Gespräch.

„In der Regel, ja, aber die Ausnahmen bedürfen einer andern Behandlung, und unser Kammerjunker ist als Zögling, Schützling und Liebling unserer Herrschaften eine Ausnahme."

„Dann bedeutet es wenigstens einen zu lobenden Mangel an Menschenfurcht, gegen diesen dreifach Gefeiten loszugehen," fuhr der Freiherr mit einer verbindlichen Miene gegen den Grafen fort.

„Um Gotteswillen, Sie werden die Tapferkeit meiner Frau bis zur Tollkühnheit steigern!" wehrte Graf Hallern das Kompliment ab.

Die Gräfin lächelte.

„Kommen Sie, Frau von Ribnick," sagte sie, von

dem Gegenstand abbrechend, „kommen Sie! Wenn die Männer anfangen, von ihren Frauen zu sprechen, gebietet diesen die Klugheit, sich zurückzuziehen, wenn sie nämlich gelobt sein wollen. Das geschieht nur hinter unserm Rücken. Kommen Sie, ich zeige Ihnen die schönen Waldwege."

Klotilde sprang bereitwillig auf und nahm den dargereichten Arm, aber plötzlich fiel ihr ein, daß sie, ehe die Fremden kamen, einen Spaziergang mit Egon verabredet hatte. Sie warf ihm einen auffordernden Blick zu, dem er augenblicklich folgte. Auch ein Theil der übrigen Gesellschaft folgte dem Beispiel. Graf Hallern, der Freiherr, der Hofmarschall blieben zurück. Die jungen Mädchen pflückten Blumen, aber nicht für sich; für die wunderschöne Frau von Ribnick, lautete die Parole. Gräfin Hallern, Klotilde und Egon waren, während sie plaudernd durch die schönen Waldwege strichen, wieder in die Nähe der Försterei und auf eine Lichtung gekommen, auf der verschiedene Reit- und Fahrwege sich kreuzten.

„Da kommt er," rief die Gräfin, „natürlich auf dem neuen Gaul, ich konnt's mir denken."

„Er hat uns gesehen, nun wird das Pferd gleich tanzen," setzte Egon hinzu. Er hatte Recht. Valliers scharfes Auge hatte die Damen erkannt. Es stachelte ihn, sich der neuen Schönheit zu zeigen, seine Reitkunst zu produciren. Das Pferd gehorchte dem Schenkeldruck des Reiters, es tanzte so graziös, als hätte es die Kunst bei Renz gelernt.

Die Spaziergänger blieben stehen. Bah, sie sehen nur auf das Pferd, dachte der enttäuschte Reiter und gab ihm verstohlen ein paar Sporen. Das Thier bäumte sich, überrascht und erzürnt über diese unverdiente rohe Behandlung, dann, da Vallier den Zügel nachließ, schoß es wie ein Pfeil davon, in wildester Pace, eine Staubwolke aufwirbelnd, jagte es an den

Dreien vorbei, während sein Reiter, vielleicht um seine Unfähigkeit es zu halten, zu maskiren, oder um sich so recht keck und übermüthig zu zeigen, in dem Augenblick des Vorüberrasens seinen Hut vom Kopf riß und als Gruß hoch in die Luft warf. Der Hut blieb an einem Zweig des Baumes hängen, den Reiter ereilte das Geschick in der nächsten Sekunde, da das durchgehende Pferd, durch die wehenden Kleider der Damen noch scheuer gemacht, plötzlich einen gewaltigen Satz nahm und den überraschten Kammerjunker abwarf, der mit unfreiwilliger Volte über den Weg fort seitwärts in das weiche Moos fiel. Vom Pferd gefallen, nicht einmal mit demselben gestürzt, welche Niederlage! und er hatte imponiren wollen. — Der zerschmetternde Gedanke oder auch nur die Empfindung dieser Niederlage blitzschnell durch sein Gehirn ziehend, erfüllte ihn mit Scham und Ingrimm. Gethan hatte er sich nichts, dazu war der Waldboden zu weich, aber dennoch sprang er nicht auf, sondern ließ sich nach der ersten unwillkürlichen Bewegung dazu wieder sinken, und mit einer geschickten Bewegung den Arm über sein Antlitz werfend, schielte er unter demselben verstohlen nach den Damen hin, in der Hoffnung, erst noch ihre angsterfüllten Gesichter zu sehen, ehe er in die Ohnmacht sank, die ihm über seine Niederlage forthelfen sollte.

Beinah wäre ihm wenigstens die ersehnte Genugthuung zu Theil geworden, denn obgleich im ersten Augenblick ärgerlich über die Staubwolke, in die er sie einhüllte und durch seinen übermüthigen Gruß über seine augenblickliche Lage getäuscht, war der Schreck der Damen bei dem Ausgang dieses tollen Ritt's nicht gering. Auch Egon war erschrocken und alle Drei eilten auf den scheinbar Leblosen zu, die kleine Gräfin mit gewohnter Lebhaftigkeit den Andern voran. Er sah deutlich ihr erregtes Gesicht, er schielte an ihr vorbei nach Klotilden hin, er fühlte mit innerer Genugthuung den

Moment nahen, wo die wunderschöne junge Frau sich über ihn beugen, ja vielleicht ein Flacon aus der Tasche ziehen, den Zipfel ihres Taschentuchs in Eau de Cologne tauchen, die Stirn des Ohnmächtigen damit netzen würde, — wie interessant diese erste Bekanntschaft — holde Bilder umgaukelten ihn, hielten seine Sinne gefangen, seine Blicke gefesselt, da plötzlich beugt sich ein Antlitz über ihn, eine harte, knöcherne Hand zieht seinen Arm fort, das Gesicht, das ihn anblickt, voll Runzeln und voll Mitleid, gehört einer alten Frau, die Holz lesend durch den Forst ging, als das durchgehende Pferd den Reiter, wenige Schritte von ihr entfernt, ihr fast vor die Füße warf. Der Schreck fesselte sie einen Augenblick wie gebannt an die Stelle, auf der sie stand, aber dann warf sie ihre Kiepe mit Reisern von sich und eilte theilnehmend auf den Gestürzten zu, ihm Hülfe zu bringen. Ihr Mitleid wurde schlecht gelohnt. Ihr runzliches Gesicht erblicken und mit einem unbesonnenen: „Verdammte alte Hexe, für Dich lieg' ich hier nicht," aufspringen, war das Werk eines Augenblicks. Im nächsten kam die Reue, aber es war zu spät. Von den Lippen der Alten hagelte es förmlich in einer Mannigfaltigkeit von Schimpfworten, wie das Ohr ihrer Zuhörer sie vielleicht noch nie in so drastischer Zusammensetzung vernommen hatten.

Dazu Valliers mühsam unterdrückte Wuth, es war unwiderstehlich komisch. Die Gräfin lachte in ungenirtester Lustigkeit, auch Klotilden war es unmöglich, dem Anreiz ganz zu widerstehen, selbst über Egons Antlitz zuckte es, als er ging, die Alte mit einem Geldgeschenk zu beschwichtigen.

„Wenn sie über mich weinten, es wäre nicht so beschämend für mich, lieber Verachtung als Spott," knirschte er zwischen den Zähnen und warf der Gräfin einen vernichtenden Blick zu, worüber diese zwar auf's

Neue in Lachen ausbrach, aber doch auf ihn zuging und in freundlich beschwichtigendem Ton sagte:

„Seien Sie kein Kind, Ernst, lachen Sie mit. Es war doch furchtbar komisch, wie Sie aus Ihrer Ohnmachtskomödie aufgeschreckt wurden."

„Kommen Sie, Vallier, ich werde Sie meiner Kousine vorstellen," sagte jetzt Egon, gleichfalls bemüht, dem in seiner Eitelkeit tief gekränkten Kammerjunker über die Beschämung, zu der eigentlich kein Grund war, fortzuhelfen.

„Mich vorstellen lassen in solchem Augenblick, woran denken Sie!" fuhr Vallier auf.

„Nur an eine unerläßliche gesellige Form," meinte Egon lächelnd.

„Ich lasse mich Ihrer Frau Kousine nicht eher vorstellen, als bis ich diese Scharte ausgewetzt habe," erklärte Vallier und machte Miene sich zurückzuziehen.

Klotilde hatte seine, wohl absichtlich ziemlich laut betonte Erwiderung gehört, die theatralischen Allüren des sehr jugendlichen Kavaliers belustigten sie, dabei fühlte sie selbst jugendlich genug, seinen Verdruß über die erfahrene Niederlage zu begreifen, sie blickte, den Lachreiz unterdrückend, freundlich zu ihm hin, ein begütigendes Wort schwebte auf ihren Lippen, — Valliers Herz pochte.

Jetzt etwas thun können, was ihre Bewunderung herausfordert — so stachelte ihn der Ehrgeiz, so flüsterte die Eitelkeit ihm zu und vermischten Eroberungsgelüste mit Rachegedanken, beides durch Klotildens freundliche Miene und der Gräfin rücksichtsloses Lachen hervorgerufen.

Nur jetzt etwas thun können! Das Schicksal kam ihm zu Hülfe. Wie er vor der Holz lesenden alten Frau gescheut, so sein Pferd vor einer, quer über den Weg geschobenen Karre, vor der es stutzte, dann umkehrte und von Neuem ausgreifend in dem Augenblick dicht an

Vallier vorüberjagte. Es kaum sehen, zuspringen, mit einem raschen glücklichen Griff in die Zügel fassen, war das Werk einer Sekunde. Ein halb Dutzend Schritte wurde er mitgeschleift, aber er hielt fest, kam wieder in die Höhe und die eine Hand im Zügel, mit der andern in die Mähne fassend, gelang es ihm, wieder in den Sattel zu kommen.

„Bravo,“ applaudirte die Gräfin.

„Aber das hat er brillant gemacht,“ sagte Klotilde bewundernd. Er hörte das Lob nicht, aber er fühlte sich dessen sicher, das war für den Augenblick genug. Er hatte das Pferd nun wieder ganz in der Gewalt und nachdem er in scharfem Trabe die Allee bis zu Ende hinunter gesprengt, wandte er um und nun, es zu ruhiger Gangart zwingend, kehrte er zurück und dicht vor Klotilden parirend, verbeugte er sich tief und sagte dann, sich stolz aufrichtend, mit einem Selbstgefühl, das wohl nur seiner Jugend und seinem französischen Blut zuzuschreiben war:

„Ich bitte um die Erlaubniß, mich Ihnen präsentiren zu dürfen, ich bin der Kammerjunker von Vallier.“

„Ich weiß, ich habe Sie schon gesehen,“ sagte sie in ihrer natürlichen Weise, „bei meiner Ankunft in Lüttchenstein, waren Sie der Erste, der mich begrüßte. Ich habe Sie gleich wiedererkannt.“

„O, welches Glück für mich,“ stammelte Vallier.

Klotilde lachte.

„Ich habe gute Augen und ein gutes Gedächtniß,“ sagte sie. „Sie gingen mit dem Hofmarschall, nicht?“

„Ich darf mich also keines besonderen Vorzugs rühmen!“ sagte Vallier niedergeschlagen.

Sie sah ihn ganz erstaunt an.

Der Ton, den Vallier angestimmt, war ihr fremd, und als sie die eigentliche Meinung desselben begriff,

kam ihr diese Art nichtssagender Redekünsteleien ebenso komisch als unnütz vor.

„Wir wollen uns nicht weiter mit Phrasenmachen aufhalten," sagte sie mit ganz leicht betonter Ungeduld. „Da, holen Sie Ihren Hut von dem Baumzweig, oder," setzte sie, zu ihrer natürlichen Stimmung zurückkehrend, in heiterm Ton hinzu, „wenn Sie nicht hinaufreichen werfe ich denselben herunter. Egon giebt mir seinen Stock, ich treffe gut."

Aber Egon kam dem kindlichen Vorschlage zuvor. Mit einer raschen, eleganten Bewegung hatte er seinen Stock nach dem bezeichneten Gegenstand geworfen, und geschickt getroffen. Der Hut flog zu Klotildens Füßen.

„Er thut's in meinem Namen," rief Vallier.

»Tel maitre, tel valet,» spottete die Gräfin, „erst lagen Sie einer Dame zu Füßen, jetzt er —"

„Gnädigste," brauste Vallier auf, dunkelroth vor Zorn.

„Da haben Sie Ihren Bibi wieder," rief Egon ihm zu und reichte ihm den Hut.

Es war kühl geworden und die Dämmerung eingebrochen als die Gesellschaft sich wieder vor der Försterei vereinigte. Herr von Ribnick trat seiner Frau entgegen.

„Wünschest Du noch zu bleiben, liebe Klotilde?" sagte er leise zu ihr, „so übergebe ich Dich dem Schutz des Hofmarschalls und Egon läßt mich nach Hause fahren. Ich bekomme in der herbstlichen Abendluft leicht mein rheumatisches Kopfweh."

„Natürlich fahre ich mit Dir," erklärte sie, ohne sich auch nur einen Augenblick zu besinnen und wenn ihr etwa der Entschluß schwer geworden, der freundliche zufriedene Blick, mit dem er ihr zulächelte, würde sie für die Entsagung belohnt haben.

So blieb es bei der Rückfahrt, trotz aller Proteste.

„Wir lassen Sie nun aber nicht wieder los," erklärte die Gräfin Hallern dem Freiherrn und seiner

Frau. „Der Herbst ist so schön, wir wollen die Gesellschaftsstille durch Landpartien ausgleichen, und scheuen Sie die Abendluft, so benutzen wir die Mittagsstunden, nicht wahr?"

„Und wann soll ich arbeiten, gnädigste Gräfin?" fragte der Freiherr.

„In den Zwischenpausen, des Morgens und des Abends," gab sie unerschrocken Bescheid, „wenn überhaupt gearbeitet werden muß," setzte sie hinzu.

„Ich bin deshalb hier," erklärte der Freiherr.

„Und Ihre Frau?" fragte sie lebhaft.

„Ich denke, die ist es meinetwegen," schloß er in eben so freundlichem, als bestimmtem Ton.

Ein rascher Blick der Gräfin auf Klotilde gerichtet schien diese zur Opposition aufzufordern, aber der Versuch scheiterte an der völligen Harmlosigkeit der jungen Frau.

„Manfred hat Recht," stimmte Klotilde bei, „er muß arbeiten und das geht am Besten des Vormittags."

„So hole ich Sie zu unseren Partien ab," drang die Gräfin in sie.

„Nein," sagte sie mehr ehrlich als verbindlich, „ohne meinen Mann macht's mir keinen Spaß."

Das kurze Zwiegespräch fand auf dem Wege zum Wagen statt. Egon war schon aufgestiegen und hatte die Zügel ergriffen, Graf Hallern half Klotilden hinein, während der Freiherr und der Hofmarschall noch ein paar herzliche Worte wechselten. Die jungen Damen reichten Klotilden die Blumen nach, von allen Seiten waren freundliche Blicke auf sie gerichtet, heitere, die genußreichen Stunden feiernde Worte flogen hin und her, — von fern stand der Kammerjunker und versuchte vergeblich, Klotilde durch seinen starr auf sie gerichteten Blick zu magnetisiren. Er mußte näher treten und auch da bemerkte sie ihn nicht.

„Also bis der Hof kommt, sollen wir Sie nicht wiedersehen," rief die Gräfin Hallern Klotilden zu, als der letzte Abschiedsgruß gewechselt und Egon im Begriff war, fortzufahren.

„Ich denke nicht, mich unsichtbar zu machen," sagte Klotilde lachend.

„Und ich nicht meine Frau einzusperren," setzte der Freiherr hinzu, „wenn Sie nur so gütig sind, uns vorläufig in Beziehung auf Geselligkeit und Anforderungen der Etikette zu dispensiren. Ich habe mich mit Ihrem Herrn Gemahl und mit meinem alten Freund, dem Hofmarschall schon über den Punkt verständigt."

Er grüßte nochmals und gab Egon ein Zeichen, der Wagen rollte fort.

„Sie ist eine reizende Frau und ich werde sie morgen abholen, um mit ihr Einkäufe zu machen, da ist weder etwas von Etikette, noch von Geselligkeit dabei," erklärte Gräfin Hallern.

„Und ich werde Sie begleiten und die Packete tragen," bot der Kammerjunker eifrig seine Dienste an.

„Haben Sie Ihren Diener entlassen, Gnädigste?" fragte der Hofmarschall.

Graf Hallern verzog keine Miene.

„Ich mache morgen dort Visite," versicherte Vallier.

„Ich denke, das werden Sie nicht thun," erklärte der Hofmarschall ruhig. „Herr von Ribnick sprach seine Wünsche deutlich aus.

„Manche einsame Stunde mag sie doch haben," meinte Gräfin Hallern, „schade, daß er die reizende Frau so einsperrt."

„Sie hat ja den Vetter," flüsterte Vallier der Gräfin höhnisch zu.

So folgten gute und schlimme Worte und Gedanken, wenn auch diesmal die ersten überwiegend, den sich Entfernenden. Was kümmerten sich diese darum.

Der Wald war so schön und Klotilde so vergnügt

über das kleine Erlebniß und den froh verlebten Nachmittag.

Sie freute sich über die hübschen Blumen und die jungen freundlichen Herzen, die ihr dieselben gespendet, freute sich über die Menschen, die sie kennen gelernt. Alle hatten sie ihr gefallen, der Eine mehr, der Andere minder; über den kleinen Kammerjunker lachte sie so herzlich, es war unmöglich nicht mitzulachen. Der Freiherr hörte vergnügt und gefesselt ihrem anmuthigen Geplauder zu. Wie ein Ton aus ferner Jugendzeit klangen ihre Worte in sein Ohr und in sein Herz.

Viel zu erwidern wußte er nicht, das ist auch nicht nöthig und Klotilde vermißte es nicht. Noch nicht? Egon aber dachte:

„Sie ist doch ein rechtes Kind. Wird sie hinein wachsen in sein ernstes gereiftes Wesen und wenn nicht — was wird daraus?“

Fünfunddreißigstes Kapitel.

Der Herbst schritt mächtig vor. Wenn der Wind ging, regnete es goldene Blätter und kahle Zweige machten sich zwischen dem buntgefärbten Laub breit. In den kühlen Abend- und Morgennebeln lauerte der Frost und kündete den farbenprächtigen Blumen, welche die duftenden abgelöst hatten, nun auch das Ende ihrer guten Tage an. Die Abende wurden lang und Lampenlicht mußte den Sonnenschein ersetzen. Wenn der Freiherr aus der Bibliothek heimkehrte, schloß Klotilde die Balkonthür und zündete Feuer im Kamin an, eine unwillkürliche Concession, die ihre Jugend dem Alter machte. War es die einzige?

Des Freiherrn bestimmt ausgesprochener Wunsch, bis zur Rückkehr des Hofes seine Zurückgezogenheit beizubehalten, war respektirt worden. Er hatte die Männer auf seiner Seite und Frauen und Töchter mußten sich fügen. Es wehte aber ein wahrer Sturm durch die aufgeregten Gemüther.

„Er ist ein eifersüchtiger, alter Thor, er sperrt sie ein," lautete die Losung, die von der Gräfin Hallern ausgegeben wurde, und gleichviel, ob motivirt oder nicht, nur vereinzelt Widerspruch fand. Der gefeierte Dichter lief Gefahr, einige Lorbeerblätter aus dem, ihm bisher so bereitwillig gespendeten Kranz zu verlieren, oder einige

hineingeflochtene Dornen dulden zu müssen. Die Schwächen des Menschen oder das, was dafür gilt, wird da am wenigsten verziehen, wo in Wort und Schrift eine nach Befreiung ringende Seele sich offenbart und der Schilderung des Schlimmen immer die Erkenntniß des Guten gegenüber steht. Sein Verständniß für die Jugend schien wenigstens eine kleine Lücke zu haben; er trug der natürlichen Lebenslust der jungen achtzehnjährigen Frau nicht ganz Rechnung, als er sie in sein Leben hineinzog, ohne demselben eine, ihrer Jugend angemessene Gestaltung zu geben. Er dachte aber jetzt hauptsächlich an das zu sammelnde Material, das zur Vollendung seines Buches nöthig war. Es zog ihn mächtig nach Ribnickhausen, er meinte erst dort seinem Glück die Heimat zu geben, seinem Glück, das jetzt eins mit dem ihren war.

In der ersten Hälfte des November sollte der Hof zurückkehren, wenige Tage vorher wurde Egon nach Lüttchenstein befohlen.

„Aber was fange ich nun den ganzen lieben langen Tag so allein an,“ sagte Klotilde, als er eines Abends die Nachricht von dem erhaltenen Ruf brachte und seine Abreise für den nächsten Tag ankündigte.

„Bedenken Sie doch, Egon, von acht Uhr Morgens bis vier und manchmal noch länger, stöbert Manfred in den alten Büchern herum, und ich kann mir meine Nasenspitze ansehen,“ klagte sie mit einem vorwurfsvollen Blick nach ihrem Mann hin.

„Begleite mich,“ sagte dieser, „Du kannst mir helfen, kannst mir Bücher aussuchen, unter meinem Diktat schreiben —“

Sie schüttelte sich:

„Dann werde ich am Ende ein Blaustrumpf!“ rief sie abwehrend,“ so was steckt an!“

„Hältst Du meinen Beruf für eine Krankheit?“ fragte er lächelnd.

„Ach, nein, ich war im Gegentheil so stolz, die Frau eines Gelehrten, eines Dichters zu werden, aber es hat doch auch seine Schattenseiten. Wenn ich denke, daß ich die vielen Stunden ganz allein sein soll?“ — Sie seufzte.

„Kannst Du Dir die Zeit nicht allein vertreiben, brauchst Du einen Spielgefährten?“ fragte der Freiherr in neckendem Ton.

„Nein, aber Einen, der sich um mich kümmert,“ entgegnete sie harmlos. „Ich werde melancholisch, wenn ich immer allein sein muß.“

Der Freiherr schüttelte den Kopf.

„Wenn die Einsamkeit solche Wirkung übt, wie wird's in Ribnickhausen werden?“ sagte er.

„O,“ entgegnete sie, „in Ribnickhausen sitze ich in Deinem Zimmer. Da ist auch zur Noth die alte Cousine, die Dir die Wirthschaft führt, und die ja wohl zum Inventarium gehört, da wird's keine Noth um mich haben.“

„Da kann ich also fortbleiben,“ scherzte Egon.

„O nein, nein!“ sagte sie eifrig, „das Leben bietet ja immer Lücken!“

„Lückenbüßer also,“ fuhr Egon fort.

„Ist das ein schlimmer Posten, die Lücke im Leben eines Menschen ausfüllen?“ fragte Klotilde, mit einer jener raschen Wendungen in's Ernste hinein, die einen durchaus nicht nur am Oberflächlichen haftenden Geist verriethen. „Sind wir nicht Alle Lückenbüßer, Einer wie der Andere? Wenn in meines Mannes Leben keine Lücke gewesen wäre, würde ich dann seine Frau geworden sein? Gottlob, die Poesie ließ ein Schlupfwinkelchen frei, da huschte ich hinein zu meinem Glück! Irgend wo hat doch Jeder ein leeres Plätzchen in seinem Leben, auf dem er einen guten Freund brauchen kann. Das Plätzchen wird auch in Ribnickhausen sein und just auf

das Plätzchen lade ich Sie ein," setzte sie, ihm offen in die Augen blickend, zutraulich hinzu.

„Und ich komme," rief er aus. „In solchem Sinn, Klotilde, bin ich gern Lückenbüßer."

„Du hast ein mißachtetes Wort zu Ehren gebracht," sagte der Freiherr gerührt. „Es würde Mancher vom Leben befriedigter sein, wenn die Lückenbüßerrolle nicht seinen Stolz beleidigte."

„Ich kann mir doch denken, daß es mitunter verstimmt," bemerkte Klotilde nachdenklich.

„Widersprichst Du Dir selbst?" fragte der Freiherr. „Willst Du nicht festhalten an dem, was Du vorhin so schön sagtest?"

„Ach," sagte sie leichtherzig, „ich bin so glücklich, da hat solcher Widerspruch nichts zu bedeuten, aber wenn Einer unglücklich ist, da mag's dann mit solchen schönen Aussprüchen manchmal hapern."

„Solltest Du je unglücklich sein, liebe Klotilde," entgegnete der Freiherr ernst, „mißtraue dem Schmerz, der Dein Gemüth verstimmt, das heißt verbittert. Der Schmerz wie das Glück sind Prüfsteine für die Harmonie der Seele. Nur eine wirklich liebenswürdige Natur geht bewährt aus der Prüfung des einen, aus der Verwöhnung des anderen hervor. Ein verbittertes Gemüth geht absichtlich am Licht vorüber und wählt dunkle Pfade." —

Ein gedankenvolles Schweigen folgte diesem Ausspruch. Auf einmal fragte Klotilde:

„Kannst Du Dich noch auf Dein achtzehntes Lebensjahr besinnen, Manfred? Ich meine, weißt Du noch, wie Dir da zu Muth war, und ob Du da auch schon über all dies, über Seelenharmonie und verworrene Lebenspfade nachgedacht hast?"

„Ich werde da wohl noch gar nicht an solche Dinge gedacht haben," entgegnete der Freiherr lächelnd.

„Gottlob, dann brauche ich's auch noch nicht," sagte Klotilde erleichtert. —

Der Freiherr sah sie betroffen an. Eine leichte Wolke flog über seine Stirn, dann blickte er Klotilden freundlich an.

„Gedanken kommen von selbst," sagte er, „meine Erfahrung soll Dir nichts aufdrängen, denn nur das haftet, was selbstständig erkannt wird oder sich durcharbeitet trotz Allem und Allem. Freu' Dich Deines Lebens, mein Kind, die Jugend hat sonnenbeglänzte Flügel und von jedem Lufthauch lassen sie sich in die Höhe tragen."

Ein Ton der Rührung bebte durch des Freiherrn Stimme, Wehmuth klang in dem Wort, das die Schwungkraft der Jugend pries.

„Nicht nur die Jugend, auch der Genius hat Flügel," dachte Egon, während sein Blick auf dem klaren, würdevollen Antlitz des alten Mannes weilte und dann wie mit magnetischer Kraft zu der in Jugendschöne strahlenden Klotilde hingezogen wurde.

„Flügel alle Beide! aber wohin geht der Flug?" fragte er sich, und eine seltsame Bangigkeit ergriff sein Herz. —

Der Diener trat ein und überreichte Egon eine Karte.

„Vom Kammerjunker!" rief Egon erstaunt und las:

„Ich habe Sie nicht zu Hause gefunden und bitte Sie um einen Augenblick in einer wichtigen Angelegenheit um Gehör. Ich warte Ihrer auf dem Korridor unten."

„Dummes Zeug," sagte Egon, „was wird's sein, irgend eine Toiletten- oder Etikettenfrage, er sucht nur einen Vorwand hierher zu kommen."

„So nöthige ihn herauf," sagte der Freiherr gutmüthig.

„Onkel, gerade weil er weiß, daß Ihr keine Be-

suche empfangt, deshalb kommt er. Er spielt zu gern den Bevorzugten,“ widersprach Egon.

„Laß ihn doch spielen. Was thut es uns,“ fuhr der Freiherr fort. „ich habe nicht nach Besuch begehrt, aber ihn ungastlich an der Treppe stehen lassen, kann ich auch nicht. Hol' den kleinen Menschen herauf, er wird uns nicht allzusehr stören, auch wenn er den Thee mit uns nimmt.“

Vallier war glückselig. Er hatte seinen geheimsten Wunsch erreicht, er war der Erste, der in das Heiligthum dieses jungen häuslichen Glückes eindrang. Die Mittheilung, die er Egon zu machen hatte, galt eigentlich Klotilden und Egon wies ihn damit an diese, konnte aber in seinem Unmuth eine spöttische Bemerkung über des Kammerjunkers visitenmäßigen Anzug nicht unterdrücken, der dem jungen Mann zeigte, daß seine Absicht durchschaut war.

Er verbarg seinen Aerger darüber und ergoß sich, während Beide die Treppe hinaufschritten, in enthusiastische Bemerkungen über die Güte des Freiherrn, über die Feinheit seines Benehmens, seine noble Erscheinung.

„Ein Gentilhomme vom Hofe Ludwigs des Vierzehnten,“ schloß er, „es fehlt nur das Kostüm.“

„Und die Maskerade, wohin es gehört,“ sagte Egon scharf.

Oben angelangt, erklärte Herr von Vallier den Zweck seines Kommens. Der Hofmarschall hatte Ordre erhalten, alles im Schloß zum Empfang der Herrschaften einzurichten, auch sollte wie gewöhnlich am Geburtstag der Herzogin die große Kour und der damit verbundene Ball stattfinden, auf dem die Vorstellung der, dem Hofe bis dahin fremden Persönlichkeiten zu erfolgen pflegte, nachdem am Tage zuvor der Oberhofmeisterin der nöthige Besuch gemacht worden war.

„Schon in Beziehung auf Angelegenheiten der

Toilette glaubte ich, würde es der Frau Baronin angenehm sein, die definitive Bestätigung, daß der Ball stattfindet, zu erhalten,“ schloß Vallier seinen Bericht, und nahm mit beglückter Miene den sehr natürlichen Dank Klotildens in Empfang.

Dieser Ball war trotz einer jährlichen Wiederholung ein Ereigniß für die kleine Residenz. Wenn er auch nicht den Karneval eröffnete, der eigentlich erst nach Weihnachten begann, so leitete er doch die kleinen Cirkel ein, die der Hof bis dahin allwöchentlich zu geben pflegte. Es galt für einen Vorzug, zu diesen kleinen Cirkeln öfter als einmal befohlen zu werden. Das eine Mal dankte Jeder seiner Stellung und der Artigkeit, dem guten Ton der Herrschaften, die damit einer übernommenen Pflicht der Geselligkeit genügten und den, ihnen vorgestellten Personen gleichsam die Bescheinigung der Kourfähigkeit ausstellten, über ein häufigeres Zusammenkommen entschied in erster Reihe die Gunst, das persönliche Wohlgefallen an den Einzuladenden, die Befähigung derselben, auf diese kleinen Kreise in belebender Weise zu wirken. Natürlich waren sie längst ein Gegenstand eifersüchtigen Wetteifers geworden, und vielleicht bestand das Geheimniß piquanten Reizes, der diesen Gesellschaften zugeschrieben wurde, in der Konkurrenz geistiger Gaben, in dem Sporn, der Jeden stachelte, sein Bestes zu geben, um auf die Liste der Bevorzugten zu kommen und auf derselben erhalten zu werden.

Zufällig hatte Herr von Ribnick, indem er bis zur Rückkehr des Hofes jede Geselligkeit mied, ohne es zu ahnen, ein Gebot der Etikette erfüllt, das zwar Keinem oktroyirt werden konnte, nichts desto weniger aber in den Augen der Herrschaften eine, in’s Gewicht ihrer Meinung fallende Bedeutung hatte.

Sie sahen es durchaus ungern, wenn Fremde, die überhaupt die Absicht hatten, sich vorstellen zu lassen, sich zuerst der sogenannten Gesellschaft bekannt machten.

Erst bei Hof eingeführt werden und damit sich das Bürgerrecht in der Gesellschaft erwerben gehörte, nach Excellenz Starkenfels jedenfalls zum besten Ton und wer sich diesem unausgesprochenen Verlangen fügte, war im vornehmsten Styl verfahren und hatte sich selbst das Zeugniß feinen Taktgefühls ausgestellt.

Der Freiherr lächelte, als er durch Vallier erfuhr, wie korrekt er im Sinn der Etikette gehandelt hatte, als er, der freilich für seine Person bekannt war, in Beziehung auf seine junge Frau ahnungslos die gewünschte Formalität beobachtete. Er war kein Hofmann im engsten Sinn d. h. keine von höfischen Beeinflussungen abhängige Natur, aber er suchte eben so wenig im absichtlichen Widerspruch und in rücksichtslosen Verstößen gegen exclusive Gebräuche, selbst wenn sie wenig Sinn hatten, einen Beweis für selbstständige Gesinnung.

Er war der Meinung, daß übertriebene Formen immer noch besser seien, als gar keine und hatte schon oft die Erfahrung gemacht, daß gerade die schärfsten Antagonisten der Exclusivität die ersten waren, sie geltend zu machen, so wie ein günstiges Geschick sie in den geschmähten Zauberkreis hineinzog.

Klotilde jubelte über den Ball in recht jugendlicher Freude und lauschte mit glänzenden Augen der farbenreichen Schilderung der Hoffeste in der Vallier sich erging.

„Die Herzogin liebt Glanz und Pracht,“ schloß er seinen Bericht, „die Damen wetteifern, eine die andere an Glanz der Toilette zu übertreffen. Der Preis gebührt meist der Gräfin Hallern, die unendlich reich an originellen und geschmackvollen Ideen ist. Sie könnte dreist mit der Kaiserin Eugenie rivalisiren, sie zieht sich an wie eine Pariserin.“

„O weh, da werde ich wohl recht abstechen,“ rief Klotilde aus.

„Gnädigste Frau, meist muß die Toilette heben, ausnahmsweise wird auch sie einmal gehoben," sagte Vallier beziehungsvoll.

„Wie so?" fragte Klotilde und lachte mit köstlicher Unbefangenheit als ihr im nächsten Augenblick einfiel, was er wohl gemeint haben könnte.

„Ich verstehe mich schrecklich wenig auf galante Phrasen. Sie müssen nicht übel nehmen, daß ich lachte," sagte sie freundlich, als sie den Kammerjunker vor Zorn erröthen sah.

„Der Gebrauch der Welt erlaubt uns diese Form der Verehrung, erlaubt uns, in Bildern zu sprechen," vertheidigte sich Vallier, „die gerade heraus geäußerte Meinung klingt so leicht plump, der Schleier, den man bescheiden darüber wirft, hat mit der Phrase nichts zu thun. Wenn ich nun gesagt hätte: gnädige Frau, Sie sind so schön —"

„Halt," rief Egon.

„Sie sind ein Durchgänger, mein kleiner Freund," sagte der Freiherr, die Hand auf Valliers Arm legend in freundlich beschwichtigendem Ton, wie man ihn wohl einem Kinde gegenüber annimmt, über das man keine Autorität hat, es aber doch von einer Unart zurückhalten will.

„Herr Baron," versuchte Vallier sich zu entschuldigen, „in Frankreich ist die Galanterie kourfähig."

„Wir sind aber zufällig in Deutschland," entgegnete der Freiherr freundlich.

„Es ist auch Mancher kourfähig, der in eine deutsche Familie nicht hineinpaßt," setzte Egon hinzu.

Klotilde blickte erstaunt auf. Sie hatte Egon nie in so schneidendem Ton sprechen hören und sie meinte, eine so scharfe Abweisung habe der kleine alberne Mensch nicht verdient. Er war aber keineswegs auf den Mund geschlagen.

„In dem schönen, ritterlichen Frankreich," sagte

er, „gehört Galanterie zum guten Ton und ist die Verehrung der Damen nationales und zugestandenes Bedürfniß.

„Mon coeur aux Dames;
A Dieu mon âme,
Ma vie au roi,
L'honneur pour moi!"

„Das ist unser Glaubensbekenntniß."

Der Freiherr gähnte verstohlen.

„Sie werden gut thun, das roi in loi umzuwandeln," meinte Egon, „das paßt für alle Wechselfälle, für Monarchie, Kaiserreich und Republick. In seiner jetzigen Fassung ist der veraltete Spruch nicht mehr zeitgemäß."

Vallier biß sich auf die Lippen. „Der veraltete Spruch charakterisirt die Nation," rief er aus."

„Nur die erste Strophe thut es," berichtigte der Freiherr. „Die anderen drei sind für den Christen, den Patrioten, den anständigen Menschen aller Nationen gleich zutreffend."

„So stehen wir wenigstens im Kultus der Frauen allen voran," rief Vallier, allerdings enttäuscht, aber dem Freiherrn gegenüber gute Miene zum schlimmen Spiel machend.

„Einer unserer populärsten Dichter singt:

„Ehret die Frauen, sie flechten und weben,
Himmlische Rosen in's irdische Leben!"

citirte der Freiherr. „Da ist auch Frauenhuldigung und es ist gleichfalls national, daß der deutsche Dichter den Frauen die Ehre giebt, sich das Herz aber für die Eine vorbehält."

„Die aber nicht die Seine ist," rief Vallier triumphirend.

Wieder legte der Freiherr ihm die Hand sanft auf den Arm, als wollte er ihn vom Durchgehen zurückhalten.

„Mitunter wachsen der Poesie auch Blüthen am Rande des Abgrunds und es ist leider oft recht menschlich, die Hand danach auszustrecken," sagte er.

„Das erkennen Sie an!" rief Vallier überrascht. „Die Poesie des Abgrunds! Die menschliche Berechtigung, die Hand nach allem Schönen auszustrecken, auch wenn die Gefahr tiefen Fall's damit verbunden ist." —

Der Freiherr zuckte die Achseln. Es mochte ihn nachgerade ermüden, diesen ungeordneten, ausschweifenden Geist immer wieder in die gehörigen Grenzen zurückzuweisen.

„Laß den Thee bringen, liebe Klotilde," sagte er zu seiner Frau.

Er war bereits im Nebenzimmer servirt. Klotilde forderte die Herren auf, ihr dorthin zu folgen. Der Kessel sang; Klotilde machte eine anmuthige Wirthin, die Stimmung wurde gemüthlicher, dennoch brach Egon bald nachher auf, da er des Freiherrn abgespannte Miene bemerkte.

Da er ging, konnte Vallier unmöglich länger bleiben. Er empfahl sich mit dem Gefühl, Allen imponirt zu haben. Er hatte sie mehr oder weniger doch nur gelangweilt und geärgert.

Sechsunddreißigstes Kapitel.

Egon und Vallier wohnten in derselben Straße, es war natürlich, daß sie den gleichen Weg zusammen gingen. Aus dem wüsten Chaos der Unterhaltung die heut, so ungleich den anderen Abenden, die gute Laune verdorben, statt beherrscht hatte, summte ein Ausspruch des Freiherrn vor Egon's Ohren: „Es ist leider manchmal sehr menschlich, die Hand nach den Blumen auszustrecken, die am Rande des Abgrunds blühen."

Dem Kammerjunker, der neben ihm ging, war langes Schweigen unnatürlich. Zudem stachelte ihn die leise Empfindung, die er sich aber keineswegs eingestand, daß er sich am Ende doch heut verschiedene Male etwas durch seine Beauptungen blamirt hatte. Daran mußte natürlich ein Anderer Schuld sein und das war Egon, der ihn wie ein Kind behandelte, ihn, den Liebling der Herrschaften, und das hatte er nicht nöthig, sich gefallen zu lassen. So raisonnirte die Unvernunft in dem reizbaren Gehirn des jungen Heißsporn. Dazu kam, was er sich auch nicht eingestand, wahnsinnige Eifersucht.

Er verliebte sich in jede neue Erscheinung und Klotilde war die schönste, die ihm je vorgekommen. Da er es von Hause aus für eine Abgeschmacktheit hielt, daß sie ihren Mann lieben könne, fühlte er sich durch

keine Schranke in seinem Gefühl gehalten, und verzieh Egon die Bevormundung nicht, die dieser, seiner Meinung nach, sich anmaßte. Egon, der den Vorzug hatte, von ihr auch in Abwesenheit ihres Mannes empfangen zu werden, dem seine Verwandtschaft eine vertraulichere Annäherung erlaubte, Egon hatte in schonungsloser Weise ihn heut seine Ueberlegenheit fühlen lassen, vor ihr, der Angebeteten, hatte er ihn behandelt wie ein Kind — das forderte Revanche.

Als Egon an dem Punkt war, wo ihre Wege auseinander führten, sich mit einem Gutenachtgruß verabschieden wollte, hielt ihn Vallier zurück.

„Sie haben mich heute mit so offenbarer Herabsetzung behandelt, daß ich um eine Erklärung Ihres Benehmens bitten möchte," sagte er würdevoll.

„Sie sind wunderlich, Vallier," entgegnete Egon, auf's Höchste durch diese Ansprache überrascht, „was soll ich Ihnen denn eigentlich erklären?

„Warum Sie mich in Gegenwart Ihrer Verwandten, denen ich ein fremder Mensch bin, während Sie wahrscheinlich schon den Vorzug haben, ihr Vertrauen zu genießen, wie ein Kind behandelt haben, das man zurechtweisen muß, warum Sie meine Ansichten lächerlich machten und alles thaten, mich in Mißcredit zu bringen.

„Sie sind wirklich unklug, lieber Vallier, von alledem ist mir ganz und gar nichts eingefallen. Bringen Sie sich nicht selber in Mißcredit, ich werde es nicht thun."

„Ich gewiß nicht," fuhr Vallier auf, „aber ich kann für die Schilderungen nicht einstehen, die von Feinden meiner Nation über meine Person gemacht werden!"

Egon riß die ohnedem leicht zu erschöpfende Geduld. „Es bedarf der Schilderung nicht," entgegnete er. „Sie thun das Ihrige, sich selbst zu beleuchten.

Sie haben sich heut in einen Familienkreis eingedrängt, der Sie nicht begehrte, das war unbescheiden. Sie führten das große Wort, obgleich mein Oheim Sie in seiner feinen Weise zurechtwies, damit bewiesen Sie wenig Takt, Sie haben uns Allen die Laune verdorben, das ist's."

Er grüßte und machte abermals Miene zu gehen, aber Vallier hielt ihn zurück.

„Sie setzen Ihr übermüthiges Betragen gegen mich in einer Weise fort, die Genugthuung erheischt," sprudelte er hervor; „wenn Ihre Kousine mich verachtet, sind Sie daran Schuld, das fordert Revanche. Ich werde mir die Ehre geben, Ihnen morgen einen meiner Freunde zur Erledigung der Angelegenheit zuzuschicken."

„Sparen Sie sich die Mühe, denn ich werde mich mit Ihnen nicht schlagen," sagte Egon mit ruhigem Ernst. „Es ist nicht der mindeste Grund dazu vorhanden, ich habe Sie weder beleidigt, noch beleidigen wollen, und ehe man zu diesem äußersten Schutzmittel, seine Ehre zu wahren, greift, muß diese denn doch in einer nicht anders zu sühnenden Weise angegriffen worden sein. Ihre Forderung hat aber damit nicht das Mindeste zu thun!"

„Herr Baron!" brauste Vallier auf, „Sie verweigern mir die Satisfaktion, — soll ich erst etwas sagen, was Sie zwingen, was Sie zum Herausforderer machen müßte? Soll ich einen Zweifel aussprechen, den keines Mannes Ehre verträgt." —

„Das könnten Sie nur, wenn Sie eine bewußte Lüge ausspräche̲n!" fuhr Egon in derselben Weise fort, „dann würden Sie mich allerdings zwingen, Sie zu strafen, Ihrer Lüge wegen, nicht um meine Ehre zu wahren, der eine Lüge nichts anhaben kann. Sprechen Sie also!"

Vallier schwieg. Er kämpfte mit Scham und Zorn. Er wußte, daß Egon recht hatte. Nichts lag ihm ferner

als der Gedanke, daß Jener aus Feigheit ein Duell zurückweisen könnte; schleuderte er ihm dennoch die Beschuldigung in's Gesicht, so sprach er mit Bewußtsein eine Lüge aus, nur um den Gegner zur Leidenschaft zu reizen, ihn auf unredliche Weise zum Kampf zu zwingen. War das edel? War das ritterlich?

Die bessere Ueberzeugung ließ sich nicht zurückweisen, aber Eigenliebe, gekränkte Eitelkeit und das leicht erregte Temperament stritten dagegen.

„Sie behandeln mich jetzt wie einen Knaben, der sich jede Zurechtweisung gefallen lassen muß," grollte er, „ich werde den Herzog bitten, mir eine Stellung zu geben, die mich der Rolle des gescholtenen Schulbuben überhebt. Ich habe zwar als Freund des jungen Prinzen und dessen Kamerad mir Ihre Mentorschaft gefallen lassen müssen, aber das Verhältniß hat ein Ende, mein Herr!"

„Und meine Geduld auch," erklärte Egon, wandte ihm den Rücken und ging.

„Hochmüthiger, anmaßender Mensch!" grollte Vallier; „warte nur, auch Deine Stunde kommt! Vollkommen bist Du auch nicht, wenn Du's auch glaubst; und wenn Du denkst, Du wirst die schöne Frau für Dich gewinnen —" er brach ab, ein triumphirendes Lächeln glitt über seine Züge. Er stellte sich im Geiste als Nebenbuhler neben Egon, er forderte Klotilden heraus, zu entscheiden — und stolze Träume spiegelten ihm den Sieg vor.

Siebenunddreißigstes Kapitel.

Die schönen Räume des Herzoglichen Schlosses strahlten im Glanz zahlloser Kerzen. Was Raffinement des Geschmacks ersinnen, was Industrie und Kunst auf dem Gebiet des Luxus zu leisten vermögen, wenn unbeschränkte Reichthümer dem Liebhaber desselben zu Gebote stehen, war angewendet, jene zu schmücken, ohne jedoch die Prachtliebe über das Gebiet des Schönen hinaus bis zum Extrem der Ueberladung zu treiben.

Der feine Kunstsinn der Herzogin bewahrte sie glücklich vor diesem Uebermaß, und wenn sie schon der Neigung ihres Gemahls für Einfachheit nirgends Koncession machte, so vertrat sie wenigstens ihre Ansicht, daß Reichthum glänzen müsse, in einer dem guten Geschmack würdigen Weise.

Wie geblendet blieb Klotilde einen Augenblick stehen, als sie am Arm ihres Gemahls die wunderschön gewölbte Halle betrat, die sie durchschreiten mußten, um durch eine Reihe prächtiger Gemächer in die Galerie zu gelangen, in der die Herzogin die neu Vorzustellenden empfing.

Sie erblickte im ersten Augenblick nichts als Licht und Blumen, und so kunstvoll waren die tausend Kandelaber und Wandleuchter arrangirt, daß man hätte glauben können, das sich tausendfach brechende Licht ent=

ströme den Blumenkelchen, oder werde wenigstens in farbigen Reflexen von ihnen zurückgeworfen, um diese zauberische Wirkung hervorzubringen.

„Wie wunderbar schön! O Manfred, das ist ja ein wahres Märchen, ein Feentempel!“ rief sie aus.

Gewöhnlich gingen die Vorzustellenden in so ängstlicher Spannung diesem großen Akt entgegen, schritten so befangen durch die fremde, glänzende Gesellschaft, die hier durcheinander wogte und jeden Eintretenden einer Musterung unterwarf, daß sie nicht fähig waren, den überraschenden Eindruck auf sich wirken zu lassen. Klotildens Aeußerungen wurden vernommen und weitergetragen. Sie weckten ein Echo in Beziehung auf ihre eigene Person. Obgleich der Ruf der Schönheit ihr vorangegangen, übertraf ihre Erscheinung noch die Erwartung. Der Anzug, den sie gewählt, paßte in seiner einfachen Eleganz zu dem edlen Styl ihrer Schönheit und erhöhte dieselbe. Das lange, weite, weißseidene Schleppkleid floß in reichen und weichen Falten um die schlanke Gestalt. Es hatte keinen anderen Besatz als eine Bordüre von weißem Schwan, mit dem auch Taille und Aermel garnirt waren. Durch das reiche blonde Haar schlang sich ein Kranz von frischen Epheublättern, einen Strauß von verschiedenfarbigen, gleichfalls lebenden Rosenknospen hatte sie vorgesteckt, einen anderen eben solchen hielt sie in der Hand. Um den Hals trug sie an schwarzem Sammetband mit hinten lang herabfallenden Enden ein goldenes Medaillon, das Sascha ihr zur Einsegnung geschenkt und das deren Bildniß wie ihr eigenes auf einem Blatt vereinigt enthielt, eine Idee aus jener jugendlichen Zeit, in der die Freundschaft sich in allerhand symbolischen Kundgebungen gefällt.

Das Medaillon war ihr einziger Schmuck, und als inmitten der von Brillanten und edlen Steinen flimmernden Damenwelt ihrem Manne plötzlich ein gewisser, reich ausgestatteter Schmuckkasten einfiel, auf den Klo-

tilde laut Familienbestimmungen, wenigstens ein lebenslängliches Anrecht hatte, that es ihm doch kaum leid, es vergessen zu haben, ihr denselben zu geben, so wenig schien ihm Jugend und Schönheit des prunkenden Schmuckes zu bedürfen und um so viel harmonischer dünkten ihm die Rosenknospen, die ihn anmutheten wie ein Abbild ihrer eigenen liebreizenden Persönlichkeit.

„Wo hast Du sie her?“ flüsterte er ihr leise zu.

„Von Egon, sagte ich Dir's nicht?“ entgegnete sie verwundert.

„Ich entsinne mich nicht, aber es freut mich,“ fuhr er fort, „Egon trifft immer das Richtige.“

Es war nicht Styl, daß Jemand vor erfolgter Vorstellung in den Kreis der Geschellschaft gezogen wurde und je kleiner der Hof, je strenger die Etiquette, deshalb ließen auch die meisten von denen, die Klotildens Bekanntschaft schon gemacht hatten, sie an sich vorübergehen, ohne anders als durch feierlichen Gruß die Wiedererkennung kund zu geben. Selbst der Kammerjunker, in der Hofluft groß gezogen, wahrte das Decorum und hielt den Gefühlsdrang zurück, der ihn zu der Angebeteten hintrieb. Er folgte nur in einiger Entfernung dem Paar, um nach beendeter Ceremonie sie gleich um den ersten Tanz zu bitten.

Nur die Gräfin Hallern, Egon und der Hofmarschall erwiesen sich weniger skrupulös in Beziehung auf das Ceremoniel. Und noch dazu war's unter den Augen der Oberhofmeisterin, Excellenz von Starkenfels, daß die kleine Gräfin auf Klotilde zustürmte, sie auf's Herzlichste begrüßend, daß Egon und der Hofmarschall mit beiden ein Gespräch anknüpfte. Die alte Dame mit der stattlichen Figur, in ihrer würdevollen Toilette von Atlas und Spitzen, ihrem ernsten Gesicht und graden Haltung so recht die würdevolle Vertreterin ihres hohen Amts, näherte sich langsam.

„Um neun ein halb hat die Frau Herzogin den

Empfang der vorzustellenden Damen befohlen, ich bitte mir zu folgen, Frau von Ribnick," sagte sie, „bis wir zur Gallerie kommen, wird der Zeiger auf halb stehn, die Herren werden nicht Schuld sein wollen, daß die .... Hoheit wartet!"

Sie warf einen vorwurfsvollen Blick auf den Hofmarschall und Egon, und sagte dann, ein wenig von ihrem Kothurn herabsteigend, zur Gräfin Hallern:

„Hier sind wir's gewohnt, immer einen kleinen Dämpfer aufsetzen zu müssen, die rheinische Etourderie hüpft über alle Schranken der Etiquette hinweg. Sie nehmen der Herzogin das Recht fort, ihre Gäste zuerst zu sehen."

„Ich kann doch die Augen nicht zumachen, liebe verehrte Excellenz," entschuldigte sich die Gräfin Hallern, die recht gut wußte, daß sie trotz allem Tadel doch bei der strengen Dame einen Stein im Brette hatte.

„Die Augen nicht, aber das hier vielleicht," sagte die alte Dame freundlich und berührte mit ihrem Fächer leise die in lachendem Uebermuth halb geöffneten Lippen der jungen Frau.

„Darf ich bitten," wandte sie sich jetzt an Klotilde, „Herr Baron, geben Sie Ihrer Gemahlin den Arm und geleiten Sie dieselbe bis zur Gallerie!"

„Sie wissen doch, wie Sie sich zu benehmen haben?" flüsterte sie dann Klotilden zu, während sie einen halben Schritt vor dem Ehepaar durch den Saal schritt.

„Ja wohl," sagte diese, „ich mache meinen Kourknix und wenn die Frau Herzogin so thut, als wollte sie mich küssen, so bücke ich mich noch tiefer und thue, als ob ich ihr das Kleid küssen will."

„Es thut nichts, wenn Sie es wirklich küssen, besonders wenn die Frau Herzogin die Gnade haben sollte, Ihre Stirn wirklich mit ihren Lippen zu berühren," belehrte sie die Oberhofmeisterin, und setzte mit einem halben Lächeln über Klotildens Unbefangen-

heit hinzu: „Nehmen Sie das alles nicht allzusehr auf die leichte Achsel, die Etiquettte ist nöthig und hat ihren tiefen Sinn.“

Die Flügelthüren zur Gallerie flogen auf, der Hofmarschall winkte einzutreten. Im nächsten Augenblick stand Klotilde vor der Herzogin, die bei ihrem Eintritt die Unterhaltung mit ihrer Umgebung abbrach und ihr mit freundlichem Lächeln auf den Lippen entgegentrat.

Die Vorstellung verlief in der vorgeschriebenen Weise, nur küßte die Herzogin nicht die Luft, sondern die Stirn der schönen, jungen Frau und dann, als sie einige Worte mit ihr gesprochen, winkte sie ihren Gemahl und ihren Sohn, den jungen Erbprinzen und Egon's bisherigen Zögling herbei, sie mit dem jungen Gast bekannt zu machen. Mit sichtlichem Wohlgefallen ruhte ihr Blick auf Klotilden und da diese die einzige vorzustellende Dame war, setzte sie das Gespräch mit derselben fort.

Der Herzog hatte inzwischen den Freiherrn auf's Herzlichste begrüßt.

„Ich habe Ihren Neffen in mein Kabinet gerufen,“ sagte er, „ist's recht so?“

Der Freiherr sprach seine Freude darüber aus.

„Sie wissen, ich halt's mit den Preußen,“ fuhr der Herzog fort, „das Beispiel strammer Zucht können wir brauchen, und es ist mir recht, wenn sie Deutschland die Fahne vorantragen. Gleichviel wohin, ich gehe mit. Deutschland muß an die Spitze der Civilisation; einverstanden?“ Sein Blick forderte Klotilden zur Antwort auf.

„Wenn das Ew. Hoheit Kammerjunker hört!“ sagte sie.

Der Herzog, ein jovialer Herr, lachte, daß er sich schüttelte.

„Mit Ew. Hoheit Erlaubniß,“ sagte die Herzogin

und nahm den Arm ihres Gemahls. Sie theilte seine Sympathie für Preußen nicht ganz, sie fürchtete die Verringerung der eignen Machtverhältnisse im Interesse ihres Sohnes. Sie unterbrach den Herzog gern, wenn er im Begriff war, dies sein Lieblingsthema abzuhandeln.

„Unsre jugendlichen Gäste ersehnen den Beginn des Tanzes; tanzen Sie gern?" fragte sie dann Klotilden, und als diese bejahte, setzte sie in fast etwas spitzem Ton hinzu: „Ich denke, im Tanz werden's unsre jungen Herren den Preußen gleich thun, denn noch haben wir ja die preußische Garnison nicht." — —

Die Polonaise war getanzt. Unerhört! Der Herzog hatte Klotilden dazu aufgefordert und mit ihr den Ball eröffnet. Die Excellenzen hatten das Nachsehen!

Er stand jetzt vor Frau von Starkenfels und setzte der zürnenden Dame auseinander, daß er die Preußen habe ehren wollen.

„Ew. Hoheit wissen immer Ausnahmefälle geltend zu machen, die goldene Regel ist ganz in Mißkredit bei Ew. Hoheit," sagte sie resignirt.

Klotilde war wie im Sturm engagirt. Als sei sie seit Jahren in der Gesellschaft zu Hause, so heimisch fühlte sie sich in dem glänzenden Kreise, in dem man ihr aufs Freundlichste entgegenkam. Nicht nur ihre Schönheit, ihre Anmuth und Frische, nicht nur das Neue ihrer Erscheinung brachen ihr Bahn, des Herzogs Auszeichnung erhöhte den Zauber. Sie gab sich mit voller Seele dem Vergnügen hin. Der glänzende Eindruck des Ganzen übte fast eine berauschende Wirkung; die hohen Spiegelwände des Tanzsaals strahlten die bunten Bilder der dahinschwebenden Paare bis in's Unendliche vervielfältigt, wider. Wie die Vorhalle in einen Blumengarten umgeschaffen war, so schloß hier das Palmenhaus, zu dem man auf breiten, mit Ziergewächsen aller Art eingefaßten Stufen hinunterstieg, die Enfilade der Gemächer.

„Wir müssen einmal bei Tage, wenn die Herrschaften abwesend sind, das Schloß besichtigen," sagte Egon während einer Pause zu Klotilden, als sie ihrer Bewunderung über die Räumlichkeiten Ausdruck gab.

Klotilde schüttelte den Kopf.

„Ich fürchte, das Tageslicht entzaubert," meinte sie.

„Es sind so schöne Gemälde hier, die jetzt nicht zur Geltung kommen, fuhr er fort; „der Zauber, der heute wirkt, ist das Vergnügen in der Umgebung des Luxus, ist eine Lichtfülle, die blendet. Ihre Seele ist aber entschieden empfänglich für die edlen Eindrücke des Schönen, auch ohne jenen phantastischen Schimmer. Ich spreche auch nicht vom Tanzsaal," setzte er, den Widerspruch in ihrer Miene gewahrend hinzu, „den will ich Ihnen nicht zeigen, der ist ohne Kerzenschimmer, ohne Musik und ohne den Wetteifer der Schönheit nüchtern und öde. Aber die Gemälde in der Gallerie, das Eckzimmer mit seiner schönen Stuckatur, die wundervoll geschnitzten eichenen Möbel im Eßsaal, jedes Stück ein Kunstwerk, die Statuen in der Halle, die jetzt unter den Blumen nicht zur Geltung kommen" —

„Ich habe noch so wenig Gemälde und Kunstgegenstände überhaupt gesehen," unterbrach ihn Klotilde, „schelten Sie mich nicht, daß ich vorläufig noch die Blumen lieber habe. Die reizenden Blumen!" Sie hob den Strauß, den er ihr geschenkt, zu ihm empor. „Sie sind so ernsthaft, Egon, so gebildet, Sie wissen so viel, ich könnte mich manchmal ordentlich vor Ihnen fürchten, aber Sie sind doch ein gemüthlicher Mensch, denn Sie wissen, was solchem dummen Dinge wie ich bin, die größte Freude macht!"

Sie hatte ihm noch nicht für die Blumen, die er kurz vor Beginn des Balls geschickt, den Dank gesagt, jetzt strahlte er hell in ihren Blicken und gab ihren schlichten Worten Bedeutung.

„Sie haben in Ihrem Wesen recht viel Aehnlichkeit mit meinem Mann," fuhr sie fort, „die Verwandtschaft verleugnet sich nicht, Manfred versteht's auch, die manchmal in mir auftauchende Scheu vor seiner hohen Begabung mit Rosen auszugleichen; bei ihm, der so viel älter ist als Sie, bedeutet das noch viel mehr."

So plauderte sie und Egon hörte mit einem Gefühl der Erregung zu, über das er sich im Augenblick wenigstens keine Rechenschaft gab. Er zergliederte auch ihre Worte nicht und suchte nicht tieferen Sinn in denselben, als sie hatte hineinlegen wollen, ihm war nur zu Muth, als hätte er alle Rosen der Welt, alles zu ihren Füßen schütten mögen.

„Halt!" tönte eine heitre Stimme hinter ihm, eine feine behandschuhte Hand drängte ihn bei Seite, „Sie haben Ihre Kousine alle Tage, heut gehört sie uns!"

Mit den Worten schob die Gräfin Hallern ihren Arm durch den Klotildens und zog sie mit sich fort. Bald ertönte wieder die Tanzmusik und glückstrahlend führte der Kammerjunker Klotilde in die Reihen der Tanzenden. Als die erste Tour beendet, sah er sich spähend um:

„Dort drüben unter den Säulen sitzen wir ganz geschützt, Gnädigste, hier wird jedes Wort gehört, was wir sprechen," flüsterte er ihr mit einem rasch zurückgeworfenen Blick auf Excellenz Starkenfels, die hinter ihm saß, leise zu, denn er wußte, daß die Dame mit sehr scharfem Gehör begabt war.

„Wir sehen hier viel besser," meinte Klotilde, „ich denke, wir bleiben hier."

„Wir haben aber hier keine Stühle," fuhr der Kammerjunker fort.

„Sind Sie müde? Ich nicht," sagte Klotilde.

„Sie wissen wohl," fuhr er in leisem Flüsterton fort, „daß Excellenz Starkenfels es nicht liebt, wenn die Damen beim Tanz sitzen, aber ich bitte Sie, was

wollen wir uns an die alte Dame kehren, der Jugend gehört die Welt!"

„Die ganze?" fragte Klotilde lachend, „wo bleiben denn aber wir, wenn wir alt werden?"

„Im Hintergrund, Frau Baronin," erklärte Vallier, „bis dahin haben wir aber noch lange Zeit, Sie und ich, es wäre thöricht, daran zu denken. Mag die Zukunft sein, wie sie will, der Augenblick ist so schön! Der jetzige —" er sah sie herausfordernd an, „finden Sie nicht auch?"

„Was denn?" sagte sie zerstreut.

„Daß dies ein göttliches Fest ist und daß Sie die Göttin desselben sind!" brach er los.

Sie lachte.

Der Erbprinz kam, sie zu einer Extratour aufzufordern, er machte die dabei übliche, die Erlaubniß des Tänzers nachsuchende Geste.

„Hoheit, ich hatte kaum die Ehre" — stammelte Vallier.

„Was hinderte Sie?" sagte der Prinz und flog mit Klotilden davon.

„Sehen Sie," sagte Vallier vorwurfsvoll, als der Prinz Klotilden auf ihren Platz zurückgeleitet und sich mit einer tiefen Verbeugung entfernt hatte, Sehen Sie, wenn wir unter den Säulen saßen, fand er Sie nicht gleich!"

„Aber ich will mich ja gar nicht verstecken, ich tanze sehr gern Extratouren," versicherte Klotilde.

„Ich habe bisher geglaubt, mir ginge nichts über das Tanzen," fuhr Vallier fort, „und nun kann ich mich nicht dazu entschließen, weil ich keinen Moment mit Ihnen zu sprechen, verlieren möchte."

„Ich dachte Sie hätten mich zum Tanz aufgefordert und nicht zu einer Stehpause mit Konversation," sagte Klotilde; „ein solches Engagement würde ich nicht angenommen haben."

Vallier trat bereitwillig an. „Wenn Sie befehlen, Gnädigste!“

„Nein, ich befehle weder, noch bitte ich, ich danke,“ sagte Klotilde, der Albernheiten überdrüssig, und machte Miene sich zurückzuziehen.

„Frau Baronin, Sie machen mich unglücklich, ich schieße mir eine Kugel durch den Kopf, wenn ich die Blame erlebe!“ flehte er, „verzeihen Sie mir, es war Andacht, Anbetung, daß ich nicht tanzte —“

„Ich denke, es war etwas andres, Sie fallen gern auf,“ sagte sie.

„Auf Ehre Parole d'honneur!“ rief er aus, „Sie thun mir Unrecht! Ich war ein Thor, weiter nichts, ich bitte dringend, meinen Fehler gut machen zu dürfen!“

Klotilde gab nach.

Er raste mehr durch den Saal, als daß er tanzte, ihre sichre Haltung vermochte nicht, ihn völlig in Schranken zu halten. Als sie das zweite Mal herumwalzten, und sie, in die Nähe ihres Platzes gekommen, deutlich markirte, daß sie aufhören wollte, verlor er den letzten Rest von Ueberlegung.

„Bis in den Himmel, bis in die Hölle so mit Ihnen!“ phantasirte er.

Sie blieb stehen und zwang ihn dadurch die Tour zu enden.

„Sie sind ein Kind, aber ein unartiges!“ sagte sie kühl. —

Die Musik schwieg, der Tanz war zu Ende. Sie verbeugte sich leicht und mischte sich unter die Damen, die nach dem Schluß des Tanzes Kühlung und Abwechselung suchend sich nach den Nebengemächern zu begeben pflegten. Tanz folgte auf Tanz. Lebhafte Unterhaltung löste ihn in den Zwischenpausen ab. Sie dachte nicht mehr an den Kammerjunker, der den Empfindlichen spielte und sich ihr fern hielt.

Seine Erklärung wie sein ganzes Benehmen kam

ihr zu albern vor, um Gewicht darauf zu legen. Sie genoß mit vollen Zügen das ihr neue Schauspiel eines von allem Raffinement des Luxus getragenen Festes, das obgleich es auf den Höhen der Gesellschaft stattfand, doch nirgends dem heitern Vergnügen zwingend die Flügel band.

„Da haben wir einen Sücces, wie wir ihn seit Menschengedenken nicht in der haute volée erlebt haben, und die einzige, die nicht davon zu wissen scheint, ist diejenige, die der Gegenstand desselben ist. Raffinement in der Koketterie oder ein Mirakel von Naturkind?“ sagte die Oberhofmeisterin zum Hofmarschall.

„Ich denke, an dies Wunder darf man glauben,“ bemerkte der Hofmarschall.

Das Mirakel kam eben auf die beiden zu, aber auch die Herzogin hatte sich genähert und Klotilde zu sich heranwinkend, sagte sie:

„Es ist wohl der erste Ball, den Sie in Ihrem Leben mitmachen?“

Das unverkennbare Vergnügen, das sich in den Zügen derselben spiegelte, erhöhte das ihre.

„Einen Ball auf dem Lande habe ich mitgemacht,“ entgegnete Klotilde und entwarf ein Bild des heitern, ländlichen Festes.

Ich habe mir einen Hofball nicht so zwanglos gedacht,“ schloß sie.

„Der Zwang ist nur unerzogenen Leuten fühlbar,“ meinte die Herzogin.

„Eigentlich sollten solche nicht an den Hof kommen dürfen,“ erwiderte Klotilde und dachte an Vallier.

„Man merkt's ihnen nicht immer gleich an, und deshalb, — so sagt meine liebe Starkenfels, darf an der Kette nicht gerüttelt werden, es fühlt aber nur der den Druck derselben, der dessen bedarf, — o lassen Sie sich von ihr darüber belehren,“ brach die Herzogin mit

diesem halben Scherz das Gespräch ab und wandte sich einer andern Gruppe zu.

„Die Hoheit beliebt meine Ansichten mitunter mit gnädigem Scherze zu behandeln," sagte die alte, steife Dame, „daß wirklich Leute ohne Erziehung an den Hof kommen können, ist unmöglich. Der Rang bestimmt über die Aufnahme und unser Schönfeldter Adel wenigstens erfreut sich fast durchgängig noch einer Erziehung nach dem alten Regime."

Der Hofmarschall hatte diese Erklärung gehört.

„Unsere Excellenz meint natürlich par excellence die Hoferziehung, das savoir vivre in der großen Welt," sagte er.

„Ach, dann wird's mit meiner Erziehung schlimm aussehen!" rief Klotilde mit bedenklicher Miene aus; „in der Genfer Pension wurde nicht Etiquette gelehrt und ich vollends wurde nicht auf Hoffeste vorbereitet. Denken Sie, Excellenz, ich sollte Erzieherin werden!"

Der Hofmarschall lächelte, die Oberhofmeisterin machte eine abwehrende Bewegung.

„O nichts von unseren Antecedentien, ma chère, das brauchen wir hier nicht," sagte sie in fast beschwichtigendem Ton und nickte Klotilden freundlich ermuthigend zu, als Graf Hallern kam, sie zum nächsten Tanz zu holen.

Die Herzogin trat auf eine Gruppe zu, in der der Freiherr stand.

„Sie haben uns eine reizende Ueberraschung bereitet, lieber Freiherr," sagte sie freundlich zu ihm, „die Heldin Ihres neuesten Herzensromans übertrifft jede Ihrer früheren Schilderungen!"

„Sie ist diesmal Wahrheit, nicht Dichtung, Hoheit," entgegnete der Freiherr.

Sie lächelte freundlich und gesellte sich zu einer anderen Gruppe.

Des Freiherrn Auge schweifte umher, Klotilden

zu suchen. Es fiel ihm ein, daß sie sich ihm nicht einmal genähert. Freilich hatte er sich auch nicht in der Nähe des Tanzsaales aufgehalten. Die vielen Bekannten, die er wiedergesehen, namentlich einige derselben hatten ihn gefesselt und ohne weitere Ueberlegung war er nur früherer Gewohnheit treu geblieben, indem er sich, wenn er der Nothwendigkeit nachgeben und große Feste besuchen mußte, doch in möglichster Entfernung von dem eigentlichen Centrum solcher Versammlungen hielt. Gewöhnlich zog er sich früh zurück. Das fiel ihm natürlich Klotildens wegen diesmal nicht ein.

Klotilde, die an der Gräfin Hallern Arm eben aus dem Palmenhause kam, ließ jenen los und eilte zu ihm. Sie hing sich an seinen Arm, sie sprach ihr Entzücken über ihr Vergnügen aus, sie erzählte ihm, daß einige aus der Gesellschaft beschlossen hätten, ihre Feste schon vor Weihnachten zu geben, damit sie daran theilnehmen könnte. Die Gräfin Hallern habe sich das ausgedacht und sie freue sich kindisch darauf.

Des Freiherrn Herz zog sich zusammen. Wie weit, weitab war sie von dem, was er dachte und wünschte. Wie wenig entsprachen seine Lebensrichtung, seine Lebensabsichten ihren Hoffnungen!

„Dir danke ich dies himmlische Vergnügen, dies heitere Leben,“ sagte sie herzlich.

„Es freut mich, daß Du Vergnügen daran findest,“ entgegnete er, „aber ein großer Theil des Reizes liegt in der Neuheit.“

„Das glaube ich,“ sagte sie arglos, „aber eine Weile kann's dauern, ehe so etwas einem alt wird! Jetzt kommt der Kotillon,“ fuhr sie dann fort, „ich tanze ihn mit dem Prinzen, und mit Egon, der ja leider nicht tanzen kann, gehe ich zum Souper. Darauf freue ich mich, denn Egon ist doch der Beste von Allen!“

Die Töne der Musik erschollen, der Prinz kam, seine Tänzerin in den Saal zu führen. Der Freiherr

folgte dem Paar in den Saal, aber weit ab von demselben suchte er unter den Säulen seinen Platz. Dort drängten sich die zusammen, die im Saal selbst keinen Raum gefunden hatten und doch dem Tanz zusehen wollten. Eine strenge Kritik wurde geübt. Es giebt Leute genug, die, um für klug zu gelten, medisant sind, Andere treibt die selbsterfahrene Zurücksetzung, an den Bevorzugten herum zu mäkeln. Es ist nicht zu glauben, zu welcher kleinlichen Bosheit, zu welchem unbedachten Urtheil, zu welchem, im besten Fall müßigen Geschwätz solche Stunden Raum und Gelegenheit geben, die man die beflügelten der Freude nennt. An dem Rosenschimmer, mit dem sie ihre Lieblinge überhaucht, hängt sich Schatten der Mißgunst, und der Leichtsinn, die Langeweile und Leichtfertigkeit bewerfen die schimmernden Flügel mit Staub.

Zu des Freiherrn isolirtem Platz drangen nur einzelne Bemerkungen des Wechselgesprächs. Er achtete nicht darauf. Auch der Name seiner Frau wurde genannt, nur als Antwort auf eine Frage nach ihrer Persönlichkeit. Frage und Antwort verhallte, ohne daß er weiter Notiz davon nahm.

Eine ganze Weile darauf sagte Jemand:

„Das ist wider die Natur, das wird sich rächen, und wenn sie eben so rechtschaffen ist als schön, und wenn sie's im ehrlichsten Enthusiasmus gethan hat, nur Kaltherzigkeit kann sie im glücklichsten Fall davor bewahren, das an ihrer Jugend verübte Unrecht nicht zu empfinden!“

„Unsinn, Sie treiben alles auf die Spitze!“ rief ein Anderer, „grade solche Ehen sind oft die glücklichsten!“

„Wenn die Frau eitel und der Mann blind ist,“ lautete die Replik.

Der Freiherr stand auf und trat ruhig, so als ob er besser sehen wollte, in den Vordergrund. Er wußte nicht, ob von seiner Frau gesprochen wurde, es war

kein Name genannt worden, aber diese verletzenden Worte kamen ihm vor wie giftige, gegen sein Glück gerichtete Pfeile. Das Gespräch verstummte nicht gleich. Waren er und Klotilde wirklich der Gegenstand desselben gewesen, so hatten die Sprechenden Gewandtheit genug, ihm bei dem Erblicken des Freiherrn eine mehr aufs Allgemeine gerichtete Wendung zu geben und in ganz unverfänglicher Weise abzuschließen. Er zog sich wieder mehr in den Hintergrund zurück. Mußte er wirklich blind sein, um glücklich bleiben zu können?

Er richtet seine Blicke auf Klotilde. Er sieht sie plaudern, lachen, tanzen, — nach ihm sieht sie nicht einmal hin. Es wird die Blumentour getanzt. Der Prinz hat ein Tischchen neben sie stellen lassen, denn ihre Hände vermögen nicht, die zahllos gespendeten Beweise von Huldigung zu fassen. Mit freundlichem Lächeln empfängt sie jeden neuen Strauß, neben ihr duftet und blüht es, aber Egon's Rosenknospen behaupten den Sieg. Aufblühen werden sie nicht, denn der Sphäre, die Bedingung ihrer Entwickelung ist, sind sie entrissen, aber muß denn alles bis zur Vollendung gelangen, ist nicht oft das Unvollendete wunderschön?

Als die Reihe an sie kommt, die Schleife zu vertheilen, suchen ihre Blicke im Saal umher. Mit Spannung wird sie beobachtet. Es hofft wohl Mancher der Bevorzugte zu sein, und der, der's war, hat's vielleicht am Wenigsten gedacht, Egon.

„Sie tanzen nicht, aber das thut nichts," sagte sie freundlich, ihm das Band überreichend, „man soll's doch dem geben, dem man's am liebsten giebt." Sie chassirt auf ihren Platz zurück. Allen ihren Bewegungen ist ihr Gemahl gefolgt. Sie paßt in diese bunte, strahlende Welt, sie bewegt sich in ihr wie ein Glied derselben, sie beherrscht sie ahnungslos mit dem Zauberstab ihrer Anmuth. Glanz, Reichthum, Prunk breiten irdische Schätze des Lebens vor dem Thronsessel der

Schönheit aus, Jugend verlangt nach Huldigung, das Herz, das Freude verbreitet, heischt Freude — sie ist in ihrem Element, aber ist's das seine?

Ein Schleier fällt von seinen Blicken. Im Labyrinth des Lebens schlingen die Wege sich mannigfaltig, verwirrend, und tausendfach täuschendem Ziel folgend, durcheinander.

Mag jeder das seine suchen, wenn er allein ist, zwei zusammen müssen einen Pfad gehen oder sie kommen unrettbar auseinander.

Der Freiherr stand auf, er hatte seinen Entschluß gefaßt. Auch vor den Augen eines Anderen war der Schleier gefallen, auch Egon war sehend geworden.

Was er im traulichen Familienverkehr mit seinen Verwandten nicht geahnt, was im harmlosen Zusammensein mit Klotilden, in dem sanften und doch bewegten Hinschwinden der Stunden, die er mit ihr allein verlebt, ihn nur mit stillem Genügen, mit einem Glücksgefühl erfüllt, von dem er sich keine Rechenschaft gab, das trat in plötzlicher, unabweisbarer Klarheit vor seine Seele in demselben Augenblick fast, als er sie am Arm ihres Gemahls aus der blumengeschmückten Vorhalle in den vollen Kerzenschimmer der Prunkgemächer treten sah.

Nicht ein, nein tausend Schleier fielen, die ihm sein Empfinden verhüllt. Wie ein Stern ging sie auf am Horizont der Welt, in der er, gleichgültig gegen Schönheit, an mancher ihm hold entgegenblühenden Blume vorübergegangen war. Das weiße Seidenkleid, das sie umfloß, der grüne Kranz in ihrem Haar verlieh ihrer Erscheinung bräutlichen Schimmer und entrückte sie ihm in unnahbare Ferne. Dann aber die Erwartung in ihren Zügen, das kindliche Lächeln der Ueberraschung, über den ihr entgegenstrahlenden Glanz, die anmuthige Natürlichkeit, die auch in dieser ungewohnten Welt ihr treu blieb — es war ja doch dieselbe Klotilde, die im wehenden hellen Sommerkleide wie ein Vogel aus der

Höhe herab, ihm in die offenen, rettenden Arme geflogen war.

„Thor, daß ich sie nicht festhielt,“ dachte er, und mit Wonne und Qual zugleich durchstürmte der Gedanke, daß er sie liebe, sie, das junge, lebensprühende Geschöpf, sein hochaufschlagendes, aber auch sein redliches, mit tiefem Ernst für das Recht erfüllte Herz.

Er liebt sie glühend. Er weiß mit einem Mal, daß ihr Herz noch zu erobern ist, er fühlt die Macht, es zu dem seinen hinzuzwingen, aber sie ist das Weib eines Anderen, ist seines Oheims Stolz und Schatz und Reichthum, der Sonnenstrahl seines Alters, und damit ist das richtende Wort über sein Empfinden gesprochen.

Achtunddreißigstes Kapitel.

„Klotilde," sagte der Freiherr am nächsten Tage zu ihr, „was wirst Du sagen, wenn ich Dich bitte, schon jetzt mit mir nach Ribnickhausen zu kommen?"

Sie sah ihn betroffen an.

„Sie wollen uns mit einer Kette von Vergnügungen umschlingen," fuhr er fort, „bleiben wir hier, ist's mit meinen Arbeiten, mit unserm häuslichen Leben vorbei."

„Es ist aber wegen uns, daß sie den Karneval verfrühen, Rücksicht für Rücksicht, Manfred!" wandte Klotilde ein.

„Leben wir für uns oder für die Welt?" fragte er.

„Warum nicht in der Welt und für uns?" rief sie aus.

„Das würde vielleicht gehen, wenn wir Beide jung wären, Klotilde," sagte er ernst, „wenn wir mit gleichen Ansprüchen in diesen, die Sinne tausendfach erregenden Zauberkreis einträten. Oder wenn ich Dein Vater wäre, Klotilde, statt Deines Gemahls und Dir, ehe sich Dein Leben fest an das eines Anderen schlösse, die Welt zeigen wollte, in der Du Deine Wahl zu treffen hast. Das ist bei Dir versäumt worden, Deine Wahl ist getroffen und Du mußt Dir die Konsequenzen klar machen."

Sie sah ihn forschend an.

„Was fürchtest Du denn eigentlich?“ fragte sie zögernd.

„Ich fürchte die Macht des Vergnügens, fürchte die verflachende, zersplitternde Wirkung eines vom Wechsel tausendfacher Zerstreuungen erfüllten Lebens auf ein junges Gemüth,“ entgegnete er; „ich fürchte die Berauschung, der Deine Unerfahrenheit ausgesetzt ist, ich fürchte die Möglichkeit, Dich an die Welt zu verlieren!“

„Niemals!“ rief sie lebhaft.

„Gestehe es doch, hast Du meiner gestern gedacht, meiner bedurft?“ fragte er und sah sie freundlich an, ihr Zutrauen nicht zu stören; „würdest Du mich vermißt haben, wenn ich nicht dort gewesen wäre?“

Sie sann eine Weile nach.

„Das Vergnügen, das mich hinriß, war freilich unabhängig von Deiner Person,“ gestand sie dann ehrlich; „Du tanzest nicht und solche Unterhaltung, die gleichsam nach dem Rhythmus der Tanzmusik geht und mit dem letzten verhallenden Takt schon wieder vergessen ist, paßt für Dich nicht.“

„Du siehst also, in solchem Leben gehen wir auseinander, und wir haben doch gelobt, zusammen zu bleiben bis an's Ende,“ sagte er wieder ernst; „ich kann mich nicht mit Dir in den Strom der Lustbarkeit stürzen, ich sehe Deinen Nachen geführt von fremden Händen, ich sehe ihn schwanken auf der Höhe der Wogen — ich stehe am Ufer und sehe zu. Es würde mit Recht ein Jeder des alten Mannes spotten, der den Jugendlichen spielen wollte, um seiner jungen Frau willen. Meine Würde, meinen Beruf, meines Lebens Ziele müßte ich wegwerfen, und die Hoffnung, die mich jugendlich ergriff, als Du mir Dein Herz, Deine Hand gelobtest, würde bittere Täuschung sein. Ich kann nicht in den Nachen zu Dir, aber Du kannst mit mir am Ufer bleiben. Was mich zum Thoren machen würde, das schmückt Deine Jugend. Klotilde, wenn Du nicht mit mir gehen kannst, wenn

Du nicht glücklich sein kannst in meiner Welt, dann habe ich zwar ein bitteres Unrecht begangen, als ich Dich verleitete zu vergessen, daß ich ein alter Mann bin, aber ich kann dann doch jetzt nichts anderes thun, als Dich bitten, es in ein Recht zu verwandeln!"

Klotilde sprang auf, sie flog zu ihm hin:

„Du hast nicht Unrecht gethan, Manfred," sagte sie eifrig, „Du bist so gut und so klug, ich will gewiß nicht anders als gehen, wie Du mich führst, und wenn's auch an jedem schönen Hofball vorbeigehen sollte!"

Sie lachte und küßte ihm schmeichelnd die Stirn, aber es that ihr doch sehr leid, daß er nicht jünger war und wie sie Freude am Tanz und an der Gesellschaft fand.

Als Egon, der unmittelbar nach dem Ball wie er angab, dem an ihn ergangenen Ruf eines Freundes, in einer Eile erheischenden Angelegenheit gefolgt und so rasch abgereist war, daß er nur Zeit gehabt, sich schriftlich bei seinen Verwandten zu empfehlen, war nicht wenig erstaunt von der auf einen der nächsten Tage festgesetzten Abreise derselben zu hören.

„Ich bin so weit hier fertig, daß ich zu Hause weiter arbeiten kann, und ich arbeite dort ungestörter," gab der Freiherr diesem denselben Grund an, mit dem er auch den Herrschaften gegenüber seinen Entschluß motivirt hatte. Ob er als stichhaltig angesehen wurde, danach fragte er nicht. Er war Freiherr im vollsten Sinne des Worts und wußte etwaigem Widerspruch eben so artig als entschieden zu begegnen.

Klotilde hatte sich vortrefflich benommen. Ihr Bedauern war natürlich, aber Niemand konnte sagen, daß sie sich widerwillig oder gar mit einer Märtyrermiene fügte. Nur gegen den guten Freund, gegen Egon klang ein Mißton durch.

„Denken Sie, den ganzen langen Winter in Ribnickhausen!" sagte sie, „gerade jetzt von dem fröhlichen

Lüttchenstein fort! Dieser eine Blick in eine bunte Zauberwelt, der erste und letzte. Wozu bin ich jung?"

Es überlief ihn heiß und kalt bei der Frage.

„Nicht wahr, es thut Ihnen auch leid, daß wir fortgehn?" fuhr sie harmlos fort, „ich kann mir's noch gar nicht denken; es kommt mir so grausam vor. Ich habe den Kelch der Freude kaum an die Lippen gesetzt, nun zieht man ihn mir schon fort."

„Weltlicher Freude," sagte Egon, dem die Kehle wie zugeschnürt war.

„Ja, lieber Egon, himmlische erwarte ich auch nicht," zürnte sie, „Sie brauchen mich nicht so kurz abzufertigen. Denken Sie etwa, daß ich auf meinen Mann schelte, oder daß ich's ihm schwer mache? Ich will Verständniß, keine belehrende Phrase!"

Der Vorsatz, mit dem er gekommen war, sich allmälig fremder zu ihr zu stellen, die Gefahr zu fliehen, die er erkannt hatte, der Vorsatz kam in's Wanken. Sie reist ab; es hat ohnedem alles ein Ende. „Die paar Stunden kann ich noch in alter Weise genießen," dachte er.

Er setzte sich zu ihr und fing an von Ribnickhausen und von seinem Onkel zu sprechen. Er erzählte von den Zeiten, die er dort mit jenem verlebt und nannte sie die schönsten, die anregendsten seines Lebens.

„Leben Sie sich nur erst in seine Welt ein," sagte er, „Sie werden uns nicht vermissen."

„Sie müssen zu Weihnachten kommen, Egon; mein Mann rechnet bestimmt darauf. Sie müssen mir helfen, den Baum ausputzen. Sie müssen mit mir Schlittschuh laufen, denn das kann Manfred doch auch nicht. Wir musiciren des Abends zusammen und wenn Sie fortgehn, versprechen Sie bald wiederzukommen. So wird der Winter auch hübsch sein und je länger die Abende werden, um so mehr werde ich Manfred haben, denn des Abends lasse ich ihn nicht arbeiten."

„Sie werden Ribnickhausen lieb gewinnen, ich zweifle nicht, es wird Ihnen gefallen, Sie werden nicht wieder fort wollen,“ redete Egon ihr zu, im Stillen den Entschluß seines Oheims preisend, denn dort in der Zurückgezogenheit ihrer neuen Heimat wähnte er sie sicher vor den Lockungen der Welt, vor dem Erwachen ihres Herzens. Jedes Jahr, das ihr Zeit ließ, den vortrefflichen Charakter ihres Mannes, seine hohe, reine Seele kennen zu lernen, erhöhte diese Sicherheit.

Sie lachte über seine Aeußerung; das war doch zu viel verlangt, daß dort ihr Leben verfließen sollte. Sie sah Egon an, sie konnte heut nicht recht aus ihm klug werden. Freilich, seine Gedanken errieth sie nicht, und das war auch gut, denn sie würden mit dem Zweifel an die Dauer ihres Glücks, das erste Steinchen aus dem ihr so fest erscheinenden Bau desselben gelöst haben. Er war aufgestanden und musterte die Blumen, die im Zimmer standen. Klotilde hatte sie sorgsam gepflegt, hatte kein welkes Blättchen, keine abgeblühte Blume geduldet. Hatte sie's aus Liebe zu den Blumen, hatte sie's gethan, weil er sie ihr geschenkt hatte? Er hätte viel darum gegeben, es zu erfahren, und dankte doch Gott, daß er es nicht wußte. Eine fieberische Unruhe hatte sich seiner bemächtigt.

Sie saß am Fenster und arbeitete. Als er zu ihr hinblickte, hatte sie ihre Arbeit sinken lassen und sein Auge traf das ihre, das mit erstaunter, fast besorgter Miene auf ihm ruhte. Sie erröthete, als die Blicke ineinander trafen, stand aber auf und sagte freundlich:

„Sie sind mißgestimmt, Egon, das kann mein Mann nicht leiden. Wir wollen etwas zusammen singen, oder spielen, dabei verklingt solcher Mißton am leichtesten.“

Er nahm sich zusammen, gab halb und halb ihre Behauptung zu, entschuldigte sich mit unangenehmen Geschäften, dabei öffnete er den Flügel und suchte, die Notenblätter hastig umschlagend, nach dem Duett das

sie zu singen vorschlug. Seine Hände zitterten aber vor Aufregung.

Sie legte ihre Hand auf die seine:

„Was ist's, was haben Sie, Egon?" fragte sie freundlich.

„Daß ich Dich lassen muß, Marie" sang er, statt ihre Frage zu beantworten, und wie leidenschaftlich klang es; sie fuhr erschrocken zurück.

Er deutete wie zur Erklärung auf das Lied, das er zufällig aufgeschlagen hatte, als sie ihre Frage an ihn richtete und zwang sich, die nächste Strophe zu trillern, sein auffallendes Benehmen unverfänglich zu machen.

„Sie überzeugen sich, Klotilde, ich bin nicht bei Stimme," sagte er dann und that, als habe er bei jener Strophe probiren wollen: „Singen Sie lieber und lassen Sie mich zuhören!"

Sie erfüllte seinen Wunsch und suchte gutmüthig alle die Lieder hervor, die er, wie sie wußte, am liebsten hörte.

Die Tonwellen schlugen an sein Herz und beruhigten das heftige Klopfen desselben. Der Gedanke, der bei ihrem Erröthen in ihm aufgetaucht war, und ihn mit herzbeklemmender Angst erfüllt hatte, der Gedanke, ob sie sein thörichtes Empfinden ahne, ob ein Echo ihres Herzens die verrätherische Röthe auf ihr Antlitz gehaucht, wich wieder, und er war redlich genug, sich dadurch erleichtert zu fühlen.

Ich darf ihr nie, nie wieder Gelegenheit geben, auch nur den leisesten Zweifel an meinem Empfinden zu hegen, dachte er, ehe ich nicht die Schwachheit besiegt, darf ich auch nicht ihr Freund sein. Lieber mag sie mich für launenhaft, für unzuverlässig halten, ehe ihr schlummerndes Herz mir gegenüber erwacht. Immer, immer wieder kehrte der Gedanke zurück, daß ihr Herz ihr noch ein verschlossenes Räthsel sei, und nimmer kam's in seinen Sinn, daß der alte Mann, trotz dem Frühlings-

kranz der Dichtung, der verjüngend seinen Geist schmückte, trotz der Wärme seines Herzens, trotz der Milde und Güte desselben, und trotz der Einsamkeit, in der er seinen Schatz zu bergen suchte, daß er im Stande sein sollte, die Macht der Natur zu besiegen, die das lebensprühende Herz der Jugend hinzieht zu seinesgleichen und die Flamme verborgener Leidenschaft aufglühen läßt, früh oder spät, wenn der Rechte kommt, den Funken in die Seele zu werfen.

„Ich will's nicht sein, ich nicht, eher ihren Haß als ihre Liebe!" schwor er sich zu! —

Der Freiherr kam spät. Er hatte mit seiner Arbeit im Archiv abgeschlossen. Die letzten Bücher wurden gepackt. Die Abschiedsbesuche waren gemacht, andern Tages sollte es fortgehen.

„Wir nehmen morgen Abschied," sagte er zu Egon, als dieser sich an dem Abend empfahl.

Der letzte Morgen in Lüttchenstein, der letzte Sonnenaufgang in Klotildens kurzem Weltleben! Wenn die Sonne unterging, war sie weit fort, und der nächste, winterliche Morgensonnenstrahl fand sie der neuen Heimat schon um vieles näher.

Der Freiherr hatte dringend jede andere Begleitung als die seines Neffen auf den Bahnhof abgelehnt, er liebte es nicht, im letzten Augenblick der Abreise durch etwas anderes als diese selbst, in Anspruch genommen zu werden, obgleich er sich durchaus nicht mehr als nöthig dadurch absorbiren ließ. Er war des Reisens gewohnt und Klotilde empfand es angenehm, daß er mit der größten Ruhe und Bestimmtheit für Alles was damit zusammenhing, sorgte. Zur rechten Zeit erschien Egon, zum letztenmal bestieg sie den kleinen, netten Wagen, auf dem sie so viel heitere Fahrten in die schöne Umgegend gemacht. Von der Wirthin wurde ein herzlicher Abschied genommen, sie erbte Klotildens Blumen, die im Winter doch nicht transportirt werden konnten, Egon selbst hatte

den Vorschlag gemacht. Die Stadt bot einen noch ziemlich schlaftrunkenen Eindruck. Selbst viele der Geschäftslokale waren noch geschlossen.

Auf dem Bahnhof waren wenig Passagiere; der Freiherr hatte die Zeit zur Abfahrt richtig getroffen, es blieb nicht viel zum Abschied übrig. Wozu auch? Wem der Abschied schwer wird, überwindet es doch nicht durch ein paar Minuten längeren Verweilens; wem's gleich ist, ob er geht, drängt eher fort zu kommen.

Gleich war's Klotilden nicht, aber da es geschehen mußte, bekämpfte sie ihr widerstrebendes Gefühl. Zum letzten Mal reichten der Freiherr und sie Egon zum Koupé heraus die Hand.

„Auf Wiedersehen zu Weihnachten," sagten sie beide.

„Wenn's geht," versicherte Egon, und meinte, wenn er sich's getrauen könnte, Klotilden mit dem unbefangenen Herzen eines Freundes zu nahen.

Die Koupés wurden geschlossen, Egon trat zurück, der Zug brauste fort. Bald lag Lüttchenstein, bald das kleine Herzogthum, lag die Welt jugendlicher Freuden weit hinter Klotilden. Die angesponnenen Fäden heiterer Geselligkeit waren zerrissen, die Flitterwochen, wie man so die Anfänge der Ehe zu nennen pflegt, vorbei. Flittern gehören in die Welt, das echte Gold prägt sich zu Hause.

Herr von Ribnick war heiter und belebt. Unwillkürlich bemächtigte er sich der Gedanken seiner Frau; die Fesseln, die er ihr anzulegen wußte, waren sanft und doch bindender, als die Blumenketten, die das Weltleben um eine junge Seele schlingt.

Die Stunden vergingen, und Klotilde fragte nicht mehr: „Wozu bin ich jung?"

Neununddreißigstes Kapitel.

Der erste Schnee war gefallen. Erst beim neuntenmal bleibt er liegen, sagt der Landmann. Die durchsichtige leichte Decke, durch die der Erdboden durchschimmerte, sah auch nicht recht nach Liegenbleiben aus, aber sie genügte, der Landschaft den Charakter erstarrten Lebens zu verleihen.

Klotilden sank das Herz bei der Fahrt, die von der letzten Bahnstation ununterbrochen über weite Strecken flachen Landes oder durch Kiefern und Tannenwald führte, deren düsteres Grün nur selten durch Laubholz unterbrochen wurde, das jetzt allerdings in starren Winterschlaf verfallen, die entblätterten Zweige gen Himmel streckte.

Hier und da unter einem hölzernen Schutzdach ein Kruzifix oder ein Madonnen- oder ein Heiligenbild mit verzerrtem Gesicht und mit bunten Flicken behangen, oder ein polnisches Dorf mit verfallenen Lehmhütten, vor deren Thüren schmutzige Kinder sich mit ihren Hausgenossen, den Hühnern und Schweinen, in friedlichster Gemeinschaft herumtrieben und nur für einen Augenblick der Verwandtschaft entsagten, um dem Wagen nachzusehen oder ihm mit ausgestreckten Händen bettelnd nachzulaufen, bis ihr Verlangen befriedigt wurde oder ihre Ausdauer erschöpft war; das alles bot aber auch keine freundliche Abwechselung.

„Der November ist ein schlimmer Monat für diese an und für sich reizlose Gegend," bemerkte der Freiherr, ihre etwas entmuthigte Miene gewahrend; „des Herbstes Schönheit ist dahin und die des Winters noch nicht entfaltet."

„Es scheint viel Armuth hier zu sein," sagte sie gedankenvoll, „und wie werde ich mit den Leuten durchkommen, ich verstehe kein Wort polnisch!"

„Mit der Zeit wirst Du's lernen," entgegnete er, „auch hast Du es für Ribnickhausen wenig nöthig. Freilich kann ich nicht durchsetzen, nur deutsche Dienstboten zu halten," fügte er lächelnd hinzu, „da meine gute Justine die polnischen für willfähriger und im Haushalt besser hält. Du mußt sehen, was Du da ausrichtest und vorläufig muß sie das Verständniß vermitteln."

Justine, von der schon einmal flüchtig die Rede, war eine entfernte Verwandte des Freiherrn, die er eigentlich mit dem Gut überkommen hatte. Von dem vorigen Besitzer aus Güte in die Familie aufgenommen, da sie buchstäblich ganz mittellos war, konnte man ihre Ansprüche an die ihr gewährte Heimat fast schon verjährt nennen. Der Freiherr war auch nicht gesonnen, daß sie den neuen Verhältnissen weichen sollte, ja, seinem großmüthigen Herzen that es fast weh, ihr das häusliche Scepter, das sie mit großer Umsicht, mit entschiedener Rücksichtnahme auf seine Gewohnheiten und mit vieler Pietät für das Althergebrachte geführt, abnehmen zu müssen. Aber das war selbstverständlich und was dem alten Fräulein, das er übrigens im Grunde wenig kannte, schwer dabei fallen mochte, zweifelte er nicht, würde Klotildens kindliche Liebenswürdigkeit ausgleichen. Dieser selbst war nicht bange vor der unbekannten Hausgenossin, um so weniger, als der Freiherr nichts that, die Unbefangenheit zu zerstören, mit der sie der Bekanntschaft derselben entgegensah.

„Ach, das wird alles ganz gut gehen," erwiderte sie auf ihres Mannes Bemerkung, „in die fremde Sprache und in die fremden Sitten werde ich mich schon finden und wo die Leute gar zu polnisch sind, kann man sie ja an's Deutsche gewöhnen. Wenn nur das Land ein bischen schöner wäre!"

„Das Feld trägt seine Frucht," sagte der Freiherr, „denn der Boden ist nicht schlecht und die Kultur macht auch hier ihre sicheren Fortschritte. Der Wald ist immer schön, die Wiesen in ihrem grünen Gewande entzücken das Auge in der Ebene eben so gut wie dort, wo der Graswuchs bergan steigt und die Blumen neben dem Schnee der Höhen sprießen. Wenn Dir Deine neue Heimat reizlos erscheint, Klotilde, nimm Dein inneres Auge zu Hülfe, betrachte sie mit Blicken der Liebe und sie wird es Dir offenbaren, daß auch sie ihren Antheil an dem Schatz ewiger Weltenschönheit empfing!"

Klotildens Mißstimmung war fort. Wo der Sonnenstrahl seines geläuterten Geistes hindrang, wichen die Nebel, die manchmal, wenn auch selten, anfingen, ihrem ungeschulten Blick den Horizont zu umdüstern. Sie schämte sich ihrer nichtachtenden Aeußerung und versuchte es, den Eindruck derselben zu verwischen.

Er hatte im Grunde bisher wenig von seinem häuslichen Leben in Ribnickhausen erzählt, ja er war so viel auf Reisen gewesen, daß sie kaum gedacht hatte, der Ort habe Ansprüche und Rechte an sein Herz. Aber als sie ihn jetzt absichtlich darauf brachte, davon zu sprechen, als ihr eingehendes Interesse ihn warm berührte, da brach es mehr und mehr aus seinen Worten hervor, wie sehr er an der Heimat hing. Er wurde heiterer, je mehr sie sich Ribnickhausen näherten und der Abglanz dieser Empfindung gab seiner Unterhaltung einen ganz besonders schwungvollen Ton. Klotilde hörte fast andächtig zu; wenn ihr Mann so aus seiner gewohnten Zurückhaltung heraustrat, so heiter und frisch aus dem

reichen Born seiner Erinnerungen und Erfahrungen schöpfend, oder anknüpfend an die Eindrücke des Augenblicks, von ihrer Gegenrede, ihren Gedankenblitzen angeregt und belebt, den Strom der Unterhaltung, den er wunderbar zu lenken und zügeln verstand, fließen ließ, dann vermißte Klotilde nichts. Dann dachte sie an keinen versäumten Ball, dann verlangte sie nach keinem jugendlichen Vergnügen, dann malte sie sich die Zukunft weder mit hellen noch mit düsteren Farben aus. Der Augenblick so reich an Lebensinhalt übte seinen mächtigen Zauber. Sie war glücklich und im Gegensatz zu dem unbewußten Glück der Kindheit, strömte ihr jetziges Glücksbewußtsein aus dem durch Stolz und Liebe gehobenen Gedanken, daß dieser ausgezeichnete, an Vorzügen des Geistes so reich begabte Mann, er, zu dem die halbe Welt in Bewunderung aufblickte, daß er das Beste, was er besaß, sein reiches, liebevolles, liebewarmes Herz ihr gegeben hatte, daß sie es war, die sein Glück erhöhte, daß für ihn der Quell ihres jugendlichen Empfindens floß, daß ihr vielleicht die Welt neue Werke seiner bewunderten Feder zu verdanken haben würde. Ja, wenn sie im Zauber dieses Bewußtseins stand, dann hätte sie die Welt herausfordern mögen, ihr ein vollendeteres Glück, als das ihre war, zu zeigen. Aber das Glück, das die Liebe gewährt, das Glück überhaupt bebesteht nicht in Triumphen des Augenblicks, nicht auf und ab schwankt die Wage und der Sieg, den es der Reflexion verdankt und der Begeisterung, die jene hervorruft, bedeuten nichts gegen die unbewußte Empfindung, die das Herz über jeden Kampf und Zweifel emporhebt. Noch stand Klotilde unter dem Einfluß dieser gehobenen Stimmung, als der Wagen in die Dorfstraße von Ribnickhausen einlenkte.

Klotilde blickte gespannt um sich. Das sah nicht aus wie ein polnisches Dorf, bot ihr nicht das Bild armseliger Dürftigkeit. Statt der Lehmhütten mit halb-

herabgefallenem Strohdach, ansehnliche kleine Häuser, die besseren mit Ziegeln, nnr einzelne mit Schindeln oder Stroh gedeckt. Kleine, dazu gehörige Ställe boten wenigstens die Möglichkeit der gar zu nahen Gemeinschaft mit dem Vieh auszuweichen, und gerade wie in den besseren Dörfern ihrer Heimat, fehlten auch die Laube vor der Thür und die kleinen Gärtchen von beiden Seiten mit den Obstbäumen nicht. —

Die Leute hatten erst kaum erfahren, daß der Herr erwartet würde; der Pächter wußte, wie abgeneigt der Freiherr jedem feierlichen Empfang, jeder gleichsam offiziel arrangirten Freudenbezeugung war. An seinem Hochzeitstag war der Dorfschaft ein Fest gegeben worden, damit hatte der Freiherr seinem Herzen ein Genüge gethan, dem, was nur Herkommen war, fügte er sich nicht. Ihm genügten die freundlichen und ehrerbietigen Grüße mit denen die, die den Wagen erkannten und herausgestürzt kamen, ihn empfingen, es freute ihn, daß die Kinder, an denen sie vorbeifuhren, ihnen zutraulich zunickten, daß in ihrer Miene das Erstaunen über die schöne Dame an seiner Seite zu lesen war, daß Klotildens freundliche Grüße doch meist mit freundlicher nur hier und da mit dumm sie anstarrender Miene beantwortet wurden. Er ließ am Hause des Pächters halten und diesen herausrufen, um ihm die Hand zu schütteln und ihn Klotilden vorzustellen, was mit freundlicher Anerkennung geschah. Er erkundigte sich nach der Frau und den Kindern desselben und lud ihn für den nächsten Tag zu Tisch ein, damit war auch hier die Begrüßung in einfachster Weise abgemacht und die Fahrt wurde fortgesetzt.

„Dort liegt unser Haus, Du kannst es von hier aus schon sehen,“ sagte der Freiherr.

Klotilde bog sich vor. Der Wind hatte sich erhoben und die wenigen liegen gebliebenen Schneeflocken von den Bäumen geschüttelt. Er ließ nun seine Wild-

heit an den kahlen Zweigen der Lindenbäume aus, die vor dem Hause standen, Schatten und Duft für den Sommer verheißend; er peitschte die langen, dürren Ruthen des Rankengewächses das gleichfalls den vergänglichen Blätterschmuck, der die alten Mauern des Hauses mit grünem Gewinde umschlang, abgeworfen hatte. Klotilden wollte es scheinen, als stimme das düstre, alterthümliche Gebäude besser zu den entblätterten Bäumen als zu dem Frühlingsschmuck, dem sie durch die lange Winterzeit hindurch entgegen blickte.

„Dies ist die Hofseite," erklärte der Freiherr, „der Garten wird von hier aus durch die Gebäude gedeckt. Ich habe kürzlich durch das Gehölz das ihn abschließt, Durchsichten hauen lassen, so daß die dahinter liegenden Wiesen und der Wald, der das Bild abschließt, mit dazu zu gehören scheinen. So macht der Garten einen fast parkähnlichen Eindruck, ohne daß ich mich gerade an der alten bestehenden Eintheilung zu vergreifen nöthig hatte."

„Und in dem Gehölz hat sich der junge Mann erschossen?" fragte sie mit leisem Erschauern.

„O, lassen wir diese Geschichte ruhen," bat er, die Stätte, wo es geschah, ist gänzlich verändert. Von den Leuten, die damals im Hause waren, lebt keiner mehr, Justine kam erst später. Du wirst gut thun, die Erinnerung an die That nicht aufzufrischen. Ich weiß nicht, ob sie die Thorheit hat, furchtsam zu sein, möchte ihr auch nicht Anlaß geben, nachträglich über das Geschehene abzuurtheilen."

Klotilde wurde aufmerksam. „Sie ist wohl eigentlich nicht liebenswürdig, diese Justine?" fragte sie.

„Sie ist gut," sagte der Freiherr, „und thut ihre Pflicht, stelle Dich gut mit ihr." —

„Gewiß," versicherte sie, „sei nicht bange deshalb, ich weiß gut mit alten Leuten umzugehen. Großmama Triebenfeld, Frau Bertram, Antonie Linden sind alle

meine besten Freunde! Aber freilich, sie wissen auch was der Jugend Noth thut!"

„Und das wäre?" fragte der Freiherr.

Klotilde erröthete. Sie hatte an ihren Mann nicht gedacht als sie das Verständniß jener pries. Sie besann sich aber nicht lange und ihren Mann mit einem offenen Blick ansehend, sagte sie:

„Verständniß, Manfred, und Nachsicht, ich denke wenigstens, das ist's."

Der Wagen fuhr vor. Die Thüren zu der großen Vorhalle standen offen. Sie waren mit einer Guirlande von Tannengrün umwunden, auch die Vorhalle war in gleicher Weise geschmückt. Der frische, würzige Duft derselben gemahnte an den Wald. Die Diener des Hauses im sonntäglichen Anzug waren in der Halle versammelt ihre Herrschaft zu empfangen. Fremde, aber lächelnde Gesichter blickten der eintretenden Klotilde entgegen, man drängte sich um sie, ihr nach slavischer Sitte Hände und Kleid zu küssen. Halb und halb geneigt abzuwehren, fühlte sie es doch instinktiv, daß sie damit die Leute gekränkt und da es ihnen das Herkommen gebot, verletzt haben würde; sie fügte sich also lächelnd und versuchte die gar zu große Unterthänigkeit durch doppelt freundliche Mienen und Worte wenigstens für ihre persönliche Auffassung auszugleichen.

„Laßt's gut sein, Kinder," sagte der Freiherr freundlich. „Seid gehorsam und treu, seid anhänglich, so werdet Ihr eine gute Gebieterin haben."

Klotilde blickte dankbar zu ihrem Manne empor, die hausväterliche Art, in der er sie einführte, berührte ihr Herz weich und warm, sie fühlte, daß sie zu Hause war. —

„Wo ist das gnädige Fräulein, wo ist meine Kousine, Kinder?" fragte der Freiherr, erstaunt, daß Justine nicht die Erste war ihn und Klotilde zu empfangen.

„O ich bin hier — ich wollte nur nicht gleich —

ich wußte ja nicht, lieber Vetter," sagte die Dame, die sich mit anspruchsvoller Bescheidenheit im Hintergrund gehalten hatte und jetzt, wo sie ihre Würde gewahrt und sich hatte suchen lassen, vortrat und mit raschvorübergleitendem Seitenblick auf Klotilden, dem Freiherrn die magere Hand entgegenstreckte.

„Was, wußten Sie nicht, liebe Justine, daß Sie zu uns gehören? Ich werde böse sein, wenn Sie das nicht wissen, und meine Frau auch," sagte der Freiherr freundlich und wies lächelnd auf Klotilde.

„O, Sie sind sehr gütig, Vetter Manfred," stotterte Justine, die meistens mit ihren Gefühlen und Gedanken nicht so genau Bescheid wußte, sie deutlich ausdrücken zu können, oder es gerathen fand damit hinterm Berge zu halten und Andre erst zu sondiren, und sich deshalb diese abgebrochene Redeweise angewöhnt hatte. „Sie sind sehr gütig, gewiß — ich möchte gern — und wenn meine junge Kousine mir gestattet, sie gleichfalls als Verwandte" — wieder fiel ein Seitenblick auf Klotilde.

Klotilden war es unmöglich, auf diese geschraubten Redensarten einzugehen. Sie wußte sich nicht anders zu helfen als daß sie auf die neue Kousine zuschritt und diese, trotz ihrer steifen Zurückhaltung — die sie auf ihre Blödigkeit schob — recht kräftig in die Arme schloß.

Justinens Gesicht heiterte sich auf, aus dem spitzen Zug um den Mund wurde ein Lächeln. Sie strich sich als Klotilde die etwas gewaltsame Umarmung geendet, das Kleid glatt und reichte, wieder mit einer so gewiß prätensiösen Miene, die ihre Bescheidenheit verdächtigte, Klotilden den Schlüsselkorb, als Zeichen der häuslichen Rechte, die sie an jene abtrat.

„Nicht doch," wehrte Klotilde die symbolische Handlung ab, „nicht gleich heut, ich weiß ja noch gar nicht Bescheid. Erst müssen Sie mir alles zeigen, mir sagen, wie Manfred es gehalten haben will, damit er sein gewohntes Behagen nicht vermißt." —

„O Vetter Manfred ist so nachsichtig, so unglaublich nachsichtig, sonst freilich —“ sagte das Fräulein und zuckte die Achseln. „Man thut gewiß sein Möglichstes, ich bin auch schon seit dreißig Jahren im Hause und weiß so ziemlich — für unser eins die — die wir das Glück nicht in der Ehe suchten“ — sie schlug die Augen mit einem Blick zu Klotilden auf, die dieser einen Vorwurf aus der entgegengesetzten Handlungsweise machen zu wollen schien. „Wir leben nur für das Behagen Anderer.“

Hier wäre wieder die Gelegenheit zu einer Redensart gewesen, aber Klotilde verstand sich, wie gesagt, nicht auf diese inhaltlose Form des Verkehrs. Sie sah zu ihrem Mann auf, als wollte sie ihn bitten, diese Aussprache zu enden.

Er nahm ihren Arm.

„Ich will Dir die Zimmer zeigen, so lange es noch leidlich hell ist,“ sagte er, „in einer Stunde, liebe Justine, können wir wohl den Thee im kleinen Eßzimmer haben!“ —

„Ganz wie Sie wünschen, wenn Sie nicht, nach der kalten Fahrt“— Justine schien eine Aenderung des Auftrags zu erwarten.

„Also in einer Stunde,“ wiederholte der Freiherr, und stieg, Klotilden am Arm die Treppe hinauf.

„Ist das aber eine steife, alte Schraube,“ flüsterte Klotilde ihrem Mann zu, „kann man mit der wirklich warm werden? Hast Du behaglich mit ihr gelebt?

Dem Freiherr fiel ein, daß er im Grunde gar nicht mit ihr gelebt hatte. Er wußte Klotildens Frage wirklich nicht zu beantworten und sagte ausweichend und mit verständnißvoller Berufung auf Klotildens Gemüth:

„Sie hat jedenfalls mit bestem Willen für meine Behaglichkeit gesorgt uud sich bescheiden dabei zurückgehalten. Dir wird es besser gelingen als mir, ihre

Blödigkeit zu besiegen und warum solltet Ihr nicht warm mit einander werden?"

Sie betraten nun den obern Korridor und durch ein Paar große, geräumige Zimmer schreitend, deren in dunkler Farbe gehaltene Tapete ihnen etwas Düsteres gaben, sagte der Freiherr:

„Hier pflegt Egon zu logiren, sonst waren dies meines Onkels Wohn- und Schlafzimmer. Hier auf diesem Lehnstuhl ist er gestorben."

Klotilde erschauerte leicht.

„Ich mag die Zimmer nicht, in denen Jemand gestorben ist," sagte sie leise.

„Lebt und webt denn nicht alles auf den Spuren Verstorbener?" fragte er sie dagegen.

„Ja, aber man weiß es nicht und denkt deshalb nicht daran," entgegnete sie; aber hier, wo ich es weiß, wird es mir immer wieder einfallen und mir wird zu Muthe sein, als lebte ich unter den unmittelbaren Blicken des Verstorbenen, der alles, was ich nicht recht mache, bemerkt und tadelt." —

„Ich glaube ein so lebendiges Bewußtsein von dem, was edle Menschen, die uns vorangegangen sind, von unserm irdischen Thun und Lassen erwarten, könnte nur zu unserm Heil dienen," meinte der Freiherr.

„Glaubst Du eigentlich," fragte Klotilde ernsthaft, „daß den Verstorbenen der Rückblick in dies Erdenleben gestattet ist, daß sie uns nah, daß sie unsichtbare Zeugen unsres Erdenwallens bleiben, wenn sie auch jeder thätigen Theilnahme daran, jedem Einfluß auf dasselbe entrückt sind?"

„Ich würde," entgegnete der Freiherr, „dieses passive Mitleben als abgeschiedener Geist, dieses gezwungen gleichzeitige Nah und Fernsein, diese unfruchtbare Erkenntniß, die uns verurtheilte, alle irdischen Irrthümer und Leiden, denen wir entrückt sind, von Andern durchkämpfen zu sehen, ich würde diesen Zustand eher für die

qualvollste Verdammniß, denn für die erwartete Seligkeit halten!"

Klotilde nickte.

„Da Gottes Wege aber überhaupt unbegreiflich sind," fuhr er fort, „wäre es ja möglich, daß dieser mir undenkbare Zustand durch Gottes Weisheit und Milde so ausgeglichen würde, daß die Pein, die ich davon für untrennbar halte, sich in Seligkeit auflöste. Unser Wissen reicht nicht hinüber!"

„Aber der Glaube," unterbrach sie ihn.

„Der Glaube daran, daß er's gut gemacht haben wird," sagte der Freiherr. „Ueber das Wie giebt uns auch der Glaube keinen Aufschluß."

Sie schritten weiter.

Auch im Wohnzimmer, das sie jetzt betraten, war das Licht durch blaue Tapeten gedämpft, unwillkürlich faßte Klotilde nach der Stirn.

„Dein Onkel muß die Dunkelheit geliebt haben," sagte sie.

„Und er strebte doch so nach dem Hellen," sagte der Freiherr.

„Dann hat er eben des irdischen Lichts nicht mehr bedurft," meinte Klotilde, „aber helle Tapeten schaden doch auch dem himmlischen nichts."

Der Freiherr lachte, dann sagte er wieder ernsthaft werdend:

„Er war an das alte Haus gewöhnt und fand es wahrscheinlich nicht nöthig, gut erhaltene Tapeten mit neuen zu vertauschen um der Geschmacksrichtung kommender Geschlechter willen. Ich kann ihm hierin nur beipflichten. Dazu kommt, daß Anhänglichkeit an einen Ort die Schattenseiten nicht gewahrt, die sich dem fremd hineinblickenden Auge zuerst aufdrängen."

„O Manfred," sagte Klotilde, durch seine Worte betroffen, „ich will es ansehen mit Augen, die seit meinen Kinderjahren zum ersten Mal wieder eine Heimat

erblickten. Meinst Du, daß solcher Blick absichtlich nach Schattenseiten sucht? Ich kann aber wirklich dunkle Zimmer nicht hell finden! Darf ich nichts darüber sagen?"

Er klopfte ihr lächelnd auf die Schulter.

Ihre treuherzige Ehrlichkeit verwischte das unangenehme Gefühl, das ihr sichtliches Mißfallen in ihm erregt hatte.

Er erzählte ihr nun, wie schwer es der Oheim gehabt, das sehr devastirte Gut nur erst einigermaßen in die Höhe zu bringen, wie er anfänglich an das Haus nicht habe denken können und wie er sich denn an die altväterische Einrichtung gewöhnt und wie es ihm selber ähnlich ergangen sei.

„Nur der Eßsaal und das kleine Eßzimmer daneben erfreuen sich einer eleganten Einrichtung," sagte er, „und auch Dein Zimmer wird Dir hoffentlich einen freundlichen Eindruck machen."

Sie traten ein, Klotilde blickte erfreut auf. Es war ein allerliebstes, helles Gemach, das sie aufnahm und den Mittelpunkt der Zimmerreihe bildete. Rosenbouquets auf der hellgrundigen Tapete und dem entsprechend Vorhänge und Bezüge der Möbel, sowie die Blumen am Fenster erhöhten den freundlichen Eindruck desselben. Die Einrichtung war einfach, aber alles so zierlich und frisch und den Bedürfnissen einer jungen Dame angepaßt; Liebe und Verständniß hatten gleicher Weise dabei gewaltet.

Klotilde hatte nie ein eigenes Zimmer gehabt, diese engere Heimat im Hause, bereit all die wechselnden Stimmungsbilder der Seele als vertrauter und diskreter Zeuge in sich aufzunehmen.

„Mein Zimmer, meins!" sagte sie beglückt, und sah ihren Mann mit leuchtenden Blicken an.

„Deins," sagte er lächelnd, „und Alles was darin ist. Wenn das Haus einmal den Besitzer wechseln sollte, was in diesem Zimmer ist, bleibt Dein Eigenthum."

„Den Besitzer wechseln?“ fragte sie erstaunt, „denkst Du an den Verkauf von Ribnickhausen?“

„Ich erkläre Dir ein andermal, was ich meine,“ sagte er in beschwichtigendem Ton, trat an den Schreibtisch, öffnete ein Fach und demselben ein schönes, mit Perlmutter eingelegtes Kästchen von Ebenholz entnehmend, und es Klotilden überreichend, sagte er:

„Der Schmuck ist als Erbstück einer vor nicht zu langer Zeit verstorbenen Verwandten vorläufig in meine Hand gekommen.“

Er öffnete das Kästchen. Ein Schmuck in altmodischer Fassung, aber wundervoll, theils in Brillanten, theils in Saphir und Perlen gearbeitet, blitzte Klotilden daraus entgegen: Kollier, Armspangen, Broche, Nadeln, Knöpfe und Schnallen in verschiedenster Form und Größe.

Klotilde war wie geblendet.

„Als Herrin von Ribnickhausen, als die einzige Frau in der Familie und das weibliche Haupt derselben,“ erklärte er lächelnd, „berechtigt Dich das Vermächtniß der Verstorbenen zu lebenslänglichem Besitz. Aber auch hierüber das Nähere ein andermal.“

Sie achtete kaum auf seine Worte, sie war in dem Anblick des Schmuckes verloren.

„Ich werde keine Gelegenheit haben, ihn zu tragen,“ sagte sie in bedauerndem Ton und schloß ihn wieder in den Schub ein, aus dem ihr Mann ihn genommen. Sie dachten Beide an den Hofball und er las ihr ihre Gedanken von der Stirn.

„Die Steine würden die Rosen überstrahlt haben,“ sagte er, „ich bin froh, daß ich's vergaß, Dir den Schmuck zu geben; giebt's einen schönern als die Jugend, so verzeih' mir mein Unrecht!“

Sie hatten nur noch seine Zimmer zu besichtigen, seine Bibliothek und Arbeitsstube, die sich unmittelbar an ihr Boudoir anschlossen. Das seine schloß die Zimmerreihe. Es war ein Eckzimmer; aus zwei Fenstern

überblickte man den Park, das dritte an der Giebelseite hatte die Aussicht nach dem Walde.

„Dort siehst Du die Tannen des Kirchhofs," sagte der Freiherr, auf die Bäume zeigend, die hoch die im Vordergrund stehenden überagten.

An diesem Fenster stand sein Schreibtisch, ein großer, mit grünem Tuch beschlagener Tisch mit Manuskripten und Büchern bedeckt, die aber alle in der schönsten Ordnung lagen. Das Zimmer war hell und freundlich, die Möbel altväterisch aber gediegen, einzelne schöne Kupferstiche hingen an den Wänden, die mit einer steingrauen Tapete bekleidet waren. Durch das Fenster an der Giebelseite strömte das Abendlicht, das den Nebel allmälig besiegt hatte, voll herein; über dem Wald glühte der Himmel.

Klotilde schmiegte sich an ihren Gatten:

„Dein Zimmer ist das hübscheste," sagte sie, „als wir eintraten, brach die Abendsonne durch den Nebel. Hast Du Gewalt über das Wetter?"

Er lächelte über ihre schmeichelnden Worte und sie fuhr fort:

„Darf ich hier an einem dieser Fenster sitzen und lesen, wenn ich nichts anderes zu thun habe; darf ich, auch wenn Du arbeitest? Ich werde mäuschenstill sein," bat sie.

„Wir wollen's versuchen, Klotilde," sagte er freundlich, und mit diesem Wort war zugleich die Parole für das beginnende Leben gegeben.

Vierzigstes Kapitel.

Mit frischem Muth der Jugend, der leichtherzig an jede Aufgabe herantritt, deren Schwere oft gar nicht begreifend, begann Klotilde ihr häusliches Leben. Mit größerer Verehrung konnte nicht leicht eine junge Frau zu ihrem Mann aufblicken, nicht Viele mochte eine solche Zuversicht des Glücks beseelen, als sie. Glatt und eben lag ihr Weg vor ihr, einfach und klar war der Kreis ihrer Pflichten. Ihr Mann war gut und liebevoll gegen sie und in den Stunden, die er der Arbeit abgewann, wenigstens meist ein ihrem Geplauder zugänglicher Gesellschafter, der nur allmälig und absichtslos und aus der Nothwendigkeit seines gereiften Wesens und Charakters heraus sie für ernstere Interessen und zwar nicht ohne Erfolg, zu gewinnen suchte. Köstliche Abende, von heiterer Musik, interessanter Lektüre und anregender Unterhaltung gekürzt, glichen manche einsame Stunde des Tages aus.

Noch war der gute Wille Klotildens, ihrer geschraubten Hausgenossin die gemüthlichste Seite abzugewinnen, nicht erschöpft, noch begegnete sie deren bittersüßer Freundlichkeit und scheinbarer Unterwerfung mit gutem Humor. Hunderte würden ihr Glück gepriesen haben, aber einer, der unbefangen die Verhältnisse überschaut, die Ansprüche gewogen und den Kontrast in's

Auge gefaßt, in dem Klotildens Jugend zu der überall fertigen Abgeschlossenheit ihrer Umgebung stand, der hätte dann wohl fragen können: wohin mit dem Ueberfluß noch nicht erprobter Kräfte, wohin mit den schlummernden Wünschen, die vom Leben mehr begehren, als Ruhe des Gemüths und Frieden der Seele, wohin mit dem heißen Jugenddrang nach Kampf und Bewegung, nach den wechselnden Eindrücken des, dem ungeschulten Herzen überirdische Reichthümer verheißenden Lebens. Die Hunderte, die ihr Glück preisen, haben Recht, aber der Eine, der zweifelt, wird recht behalten, sollte es ihr jemals einfallen, die Frage: wohin mit alle dem, an sich zu stellen und die Antwort nicht zu finden. Noch, wie gesagt, lebte sie von einem Tag zum andern. Der etwas streng auftretende Winter sagte ihr zu. Die weiten Schneefelder gefielen ihr. Der Schnee deckte die Oede der Landschaft mitleidig zu und die bereiften Bäume, im Sonnenschein blitzend und strahlend, vollendeten das Bild winterlicher Schönheit. An's Herz schmiegt sich's nicht an, verlangt Bewunderung, nicht Liebe, die die Sprache des Frühlings ist.

Nun wehte aber seit Tagen schon fortgesetzt ein starker Nordost, mit dem ihr Mann sich durchaus nicht vertragen konnte und vor dem Fräulein Justine deshalb am liebsten nicht nur Thüren und Fenster, sondern auch die Schlüssellöcher verstopft hätte. Sie selbst hielt für sich gar nichts von frischer Winterluft, wenn auch vielleicht nur deshalb, weil der Freiherr, auf dessen Meinung sie schwor, vom Nordostwind rheumatischen Kopfschmerz bekam. Wenn alte Leute gesund sein wollen, müssen sie freilich den Winken folgen, die ihre Natur ihnen giebt, denn der Wille, der in der Jugend so mächtig wirkt, durch gute Gewöhnung leichten Mängeln abhilft und vorhandene verbirgt, richtet im Alter nicht mehr viel aus.

Klotilde wollte es nicht glauben und eiferte Anfangs gegen den Stubenarrest, den ihr Mann, der bei schönem Wetter gern mit ihr fuhr und ging, sich dann auferlegte. Aber seit er ihr zu Gefallen seiner bessern Einsicht einmal getrotzt und bitter hatte dafür leiden müssen, wagte sie nie mehr, ihn gegen sein Empfinden zu einer Spazierfahrt zu überreden. Sie gab das Fahren nun ganz auf. Es machte ihr kein Vergnügen ohne Begleitung, aber doch war sie froh, daß Justine des Freiherrn Aufforderung, mit seiner Frau zu fahren, aus allerhand gestammelten Gründen, die kein Mensch verstand, abschlug.

„Will er, daß ich mich todt langweile," dachte sie halb ärgerlich. „Begreift er denn nicht, daß diese trockene, pedantische alte Hopfenstange mir seine belebende Gegenwart nicht ersetzen kann!"

Sie begnügte sich von da ab, wenn ihr Mann nicht heraus konnte, mit einem Spaziergang. Ihr that der Ostwind nichts und die Winterkälte färbte ihre Wangen nur höher.

Eines Tages kam sie von einem weiten Spaziergange zurück und blieb, gerade dem Pächterhause gegenüber, unter einer der Linden, die den Platz vor dem Hause zierten, stehen, um zuzusehen, wie die Dorfkinder und die des Pächters sich miteinander schneeballirten. Das Spiel belustigte sie. Ihre Züge waren belebt, lachende Freundlichkeit blitzte aus ihren Augen.

„Wie wunderhübsch die junge gnädige Frau ist," sagte die Pächterin zu Justine; das Fräulein gestattete sich manchmal die Abwechselung, zu der schlichten Frau hinüber zu schlüpfen, sich allerhand aus Dorf und Umgebung erzählen zu lassen und dort mit der Unentbehrlichkeit ihrer Person, mit ihrer Wirksamkeit im Hause groß zu thun.

„Sie muß es doch recht einsam haben," fuhr die Pächterin fort.

„Jetzt fährt ja auch der Herr nicht mehr mit ihr aus und immer länger brennt das Licht Abends in seinem Zimmer.“

„Ja, weiß Gott, das kommt vom Heirathen,“ entgegnete Justine. „Noch dazu mein Vetter und sie! Himmelweiter Unterschied! Sie ist eigentlich — natürlich ist sie keine Gesellschaft für uns Beide. Solches Kind!“

„Ja, ja, für alte Menschen ist solch frohes junges Geschöpf nicht,“ stimmte die Pächterin bei, „und die Wirthschaft lassen das gnädige Fräulein wohl auch nicht ganz aus der Hand?“

Geht nicht, geht nicht,“ sagte das Fräulein, „wäre gern die Last los aber — zu unerfahren, zu eigensinnig! Ich bin dreißig Jahre im Hause und kenne meinen Vetter, sie nicht; ich muß auch zu thun haben, ich!“

„Ja, aber dann hat die junge Frau doch auch garnichts zu ihrer Unterhaltung,“ meinte die Pächterin.

„Unterhaltung, wozu?“ rief das Fräulein aus „Seine Pflicht thun, das ist's! Aber solch junge Person denkt nur an sich. Mein armer Vetter, — merkwürdig viel Geduld mit ihr. Ist immer still, wenn sie ihn im Schreiben stört. Das hätt' ich thun sollen!“

„Ja, das ist doch auch was andres,“ platzte die Pächtersfrau heraus. „Sie ist doch seine Frau und so schön und jung, da wird er sich wohl gern stören lassen!“

„Zu Anfang, ja“ — sagte Justine achselzuckend, „wollen sehen, wie lang es dauert.“

„Nun, dann wollt' ich, Gott schenkte ihr ein Kindchen, daß sie was für sich hat“ — meinte die Pächterin, aber Justine schrie fast auf.

„Das fehlte mir, dann würde ich wenigstens gehn!“ erklärte sie.

Draußen wurde das Lachen und Jubeln der Kinder so laut, daß sowohl Justine wie die Pächterin ans Fenster traten.

Klotilde war mitten unter den Kindern und schneeballirte sich tapfer mit ihnen herum.

„Sehen Sie, keine Würde! Zu jung! Ist Schloßfrau und die Kinder müßten laufen, wenn sie sich nur blicken ließe. So habe ich sie in Respekt," prahlte Justine und furchte ihre Stirn, die so schon wie vertrocknetes Leder aussah.

„Sie laufen auch, aber zu ihr, o das herzige Geschöpf," rief die Pächtersfrau vergnügt aus. „Sehen Sie, mein Moritz zupft sie am Kleide und sie dreht sich um und giebt ihm einen Klaps und der kecke Junge thut's wieder, sie lacht ja auch über's ganze Gesicht! Mutter sieht anders aus, wenn sie schlägt. Er weiß recht gut, daß es kein Ernst ist."

Aber nun erreichte die Nemesis den kecken Burschen doch, denn als er wieder an Klotildens Kleid hing, machte sie sich mit einer raschen Wendung los und er fiel rücklings in den Schnee.

„Das ist dem naseweisen Schlingel recht," lachte die Pächterin.

Klotilde hatte den Knaben blitzschnell aufgehoben, ihn wieder auf die Füße gestellt und klopfte ihm den Schnee ab.

Er war einen Augenblick wie verdutzt, dann riß er den Mund auf und setzte den ersten Ton ein zu heftigem Geschrei.

„Du, ich stopfe Dir einen Schneeball hinein, wenn Du nicht gleich still bist!" rief Klotilde und griff in den Schnee, die Drohung auszuführen. Ihre entschlossene Miene zeigte, daß es ihr Ernst war.

„Rasch den Mund zugemacht oder — fuhr sie fort.

„Mund zu, Mund zu," tönte es von allen Seiten.

Der Knabe preßte die Lippen zusammen und drückte zum Ueberfluß noch beide Fäuste auf dieselben.

Das Geschrei war verstummt.

„O, die versteht's, es wäre jammerschade, wenn sie keine Kinder bekäme!“ rief die Pächterin enthusiastisch. „Sie weiß mit ihnen umzugehen.“

„Schneeballiren mit den eignen Kindern?“ fragte Justine erstaunt, „thun Sie das?“

„Ich wollte, ich könnt's, ich habe nur keine Zeit!“ sagte die Pächterin und öffnete das Fenster. Sie wußte selbst nicht, was sie thun oder sagen sollte, ob den Jungen schelten oder Klotilden loben; zu einem sah sie keinen Grund, das andre verhinderte wieder die Schranke, die sie gewohnt war, zwischen sich und der Herrschaft zu erblicken. Sie lehnte sich unschlüssig heraus und ihr muntres Gesicht lachte Klotilden an.

„Ist das Ihr Junge, Frau Pächterin,“ fragte Klotilde.

„Zu dienen, Frau Baronin, der jüngste und wildeste von fünfen. Ich hoffe, der sechste kommt noch, damit das halbe Dutzend voll wird.

„O, zu dem bitte ich mich zu Gevatter,“ sagte Klotilde belustigt.

Justine blickte scheel zu dem Gespräch.

„Mein Gott, keine Würde,“ murmelte sie leise.

Die Pächterin schmunzelte.

„Ach, gnädige Frau, sagte sie dann aber, „wer weiß, ob ich Sie beim Wort nehmen darf. Wir werden dann weit fort sein. Mein Mann hat sich was eignes gekauft, zu Neujahr ziehen wir.“

Klotilde erinnerte sich, davon gehört zu haben. Sie blickte auf den kleinen Moritz. Sie hatte just Freundschaft mit dem Knaben geschlossen und das grundnatürliche Wesen seiner Mutter gefiel ihr auch.

„Schade,“ sagte sie freundlich.

Die Pächterin wischte sich die Augen.

„Ich mag auch nicht dran denken, man hat hier soviel Gutes erlebt,“ sagte sie, „auch mein Mann bliebe gern, aber man muß an die Kinder denken und sehen,

wie man sich am besten etwas erwirbt. Es will auch heutzutage gern Jeder auf dem Eignen stehen."

Klotilde nickte verständnißvoll.

„Der Herr Baron bekommen aber einen guten Ersatz, sonst wäre mein Mann nicht gegangen," schwatzte sie weiter. „Mein Schwager wird Pächter. Das ist ein grundbraver Mensch und verlobt ist er auch mit der Förstertochter aus Waldau, eine tüchtige Wirthin, wenn auch keine berühmte Schönheit, wie weiland die Enkelin des alten" —

Ein tüchtiger Stoß in den Rücken, den Justine ihr applicirte, ließ sie mitten im Satze verstummen. Sie sah sich erschrocken um.

„Reden Sie doch nicht vom alten Hofen und der schönen Tine; Sie wissen doch, was die Leute sagen, gleichviel ob's wahr ist."

„Dummes Zeug," sagte die Pächterin. „Und wenn's auch so wäre, die junge Frau wird viel zu klug sein, sich darum zu kümmern, ob vor dreißig Jahren ihr Mann eine Liebschaft gehabt hat."

Sie bog den Kopf wieder zum Fenster hinaus.

„O, wenn die gnädige Frau doch hereinkommen und sich ein bischen aufwärmen wollte," bat sie.

Klotilde dankte freundlich und versprach ihren Besuch für ein andermal. Sie hatte den Postboten vorbeigehn sehen, und da ihr einsames Leben die, fast allen jungen Damen anhaftende Eigenthümlichkeit, in steter Erwartung von Briefen zu sein, nur verstärkte, zog es sie dem Boten nach. Aber sie hatte sich getäuscht. Die Posttasche enthielt nichts für sie. Sie war ärgerlich, es schrieb auch Keiner, weder Egon noch Sascha. Ersterer entschuldigte sich mit Geschäften, letztere zog mit der Mutter in der Welt herum, da diese, ehe ihre Heirath sie an Petersburg fesselte, noch von allen alten Freunden und Bekannten Abschied nehmen wollte. Man merkte es Sascha's kurzen Briefen an, wie wenig das

Leben ihr zusagte, wie sehr sie sich nach festem Grund und Boden sehnte und sei's auch nur der des höfischen Parquets.

„Wenn ich sie hier haben könnte," dachte Klotilde und ihre Gedanken flogen zu den Tagen der Kindheit zurück. Die verschleierten Bilder derselben wurden hell, bekannte Gestalten belebten die öde Winterlandschaft, ihr Gesellschaft zu leisten. Es waren doch nur Phantome und sie hielt es mit der Wirklichkeit. Die eben erlebte kleine Scene mit den Kindern hatte sie erfrischt; sie nahm sich vor, die Pächterin öfter zu besuchen, solch frohes Kindertreiben war gerade nach ihrem Sinn. Sie freute sich, ihrem Mann davon zu erzählen und ging in sein Zimmer, den günstigen Moment zu erlauschen.

Er saß an seinem Schreibtisch und blickte nicht auf, als sie auf den Fußspitzen vorüberschritt, ihren gewohnten Platz auf dem kleinen Sopha am Fenster einzunehmen. Der Tisch vor ihr lag voll Bücher, sie griff nach einem derselben. Es war ein Band Novellen, der zu seinen ersten Jugendschriften zählte. Sie fing an zu lesen und war bald ganz und gar in die Geschichte vertieft.

Hatte er sie nicht hereinkommen hören, weil seine Arbeit alle seine Gedanken in Anspruch nahm, so merkte sie jetzt wiederum nicht, daß er aufgestanden war und vor ihr stand, sie mit lächelnder Miene betrachtend.

Sie war ganz in ihre Lectüre versunken. Das höchste Interesse, eine Spannung, die ihr fast den Athem raubte, malte sich in ihren Zügen, sie schlug Seite um Seite mit einer Hast um, als habe sie eine ihr gegebne Aufgabe, und zwar in größter Eile zu erfüllen. Plötzlich entfloh ein Ruf des Schreckens ihren Lippen.

„Wahrhaftig, da kommt er," rief sie aus, blickte unwillkürlich auf und ließ das Buch auf den Schooß sinken. Als sie ihren Mann sah, sprang sie auf, ergriff

eine seiner Hände und dieselbe mit ihren beiden umschlingend, und ihm mit einem gemischten Ausdruck von Bewunderung und Dank in die Augen blickend, rief sie aus:

„Das ist aber eine reizende Geschichte: Tief im Walde. O sage aber, ists ihr Vater, ists der Förster, der da kommt und trennt er sie und, und ja was machen sie dann?“

„Lies doch, Du hast nur noch wenige Seiten bis zum Schluß,“ entgegnete er, durch ihren Eifer belustigt.

„Ja, aber dann bleibe hier, schreibe jetzt nicht, damit wir gleich darüber sprechen können,“ bat sie.

Er willfahrte ihrem Verlangen, setzte sich neben sie und während sie mit derselben Hast Seite auf Seite umschlug, betrachtete er sie sinnend.

„Fertig,“ sagte sie nach einer kleinen Pause, legte das Buch fort und sah ihren Mann erwartungsvoll an, als fehle ihr noch etwas, was er ergänzen müsse.

„Aber wie liest Du, Du hast die Hälfte überschlagen,“ sagte er.

„Nur die geistreichen Stellen,“ ereiferte sie sich, „die lese ich erst beim zweiten Mal, jetzt war es mir nur um die Geschichte zu thun.“

„Das ist eigentlich eine schlechte Gewohnheit, bei der die Leser, wie der Autor zu kurz kommen,“ meinte der Freiherr.

„Wir nicht,“ widersprach sie lebhaft, „denn wir haben die Freude aus dem Vollen genossen.“

„Und wo bleiben die Früchte, wenn man die Blüthen vorweg abgepflückt,“ fragte er.

„Alle Blüthen können nicht zu Früchten werden,“ erklärte sie, „und derweil wir die schönsten pflücken, reifen inzwischen die besten.“

Er lachte über ihre Logik, sie fuhr fort:

„Erst will ich das Schöne in Deinen Büchern genießen, das Gute kommt beim zweiten Mal, so mache

ich's immer. Erst das angeregte Interesse befriedigen, dann die Einzelheiten nachholen. Und diese Geschichte vollends spannte mich auf das Aeußerste. Sage Manfred, sie ist wahr; der Held derselben, der junge Künstler bist Du?"

Sie sah ihn erwartungsvoll an.

Ein feines Roth überhauchte flüchtig die Wange des alten Mannes. Er nickte bejahend. Er freute sich sichtlich, daß sie ihn herauserkannt hatte.

„Die Scene im Walde ist wunderhübsch geschildert," fuhr sie lebhaft fort, „aber wie verliebt Du gewesen bist, Manfred, war Irmgard wirklich so blendend schön, so madonnenhaft? O Gott, wie ich erschrack, als der Hund bellte und der Förster plötzlich vor dem Liebespaar stand. Sage nur, Manfred, wie war Dir da zu Muth?"

„Du hast ja die Geschichte gelesen, so wie damals könnt' ich's heut Dir doch nicht sagen," bemerkte der Freiherr, dem ihr Eifer großes Vergnügen machte.

„Das gefällt mir aber nicht," fuhr Klotilde fort, daß Du, oder, um bei der Geschichte zu bleiben, Felix Berthold, der erst zwanzig Jahr alt ist, auf die Vernunftgründe des Försters hört. Wenn das Mädchen nicht zu ungebildet, nicht zu niedren Standes war, geliebt zu werden, würde auch die Heirath ihn nicht herabgewürdigt, nicht den Flug des Genies gehemmt haben. Du hättest Irmgard heirathen müssen, Manfred! Das ist ein hübscheres Ende für den Roman."

Er lachte wieder in seiner leisen, herzlichen Weise, dann sagte er:

„Die kleine Erzählung ist ein Idyll aus meiner Jugendzeit. Den Roman meines Lebens, der ja, wie Du weißt, mit einer Heirath geendet hat, habe ich nicht geschrieben und werde ihn nicht schreiben."

„Schade," rief sie aus.

„Nicht doch," entgegnete er. „Wer kann denn

wirklich seine Lebensgeschichte schreiben, das heißt, den genauen Zusammenhang zwischen äußerlich und innerlich Erlebtem geben, mit der gewissenhaften Abschattirung seiner Stellung zu Andern; wer kann Wirkung und Ursache jederzeit erkennen, wer den wechselnden Einfluß, den Einer auf den Andern übt, immer in klarem Licht sehen und treu widerspiegeln! Lebend sich selbst in jedem Augenblick wahr zu bleiben, ist sehr schwer, es schreibend zu sein, kaum möglich. Man setzt sich zu leicht vor den Verschönerungsspiegel oder man geht über die Grenze der Discretion hinaus. Ich halte wenig von solchen Selbstbiographien, man giebt zu viel und zu wenig, das Richtige giebt man selten. Wozu auch?"

„Das mag für gewöhnliche, für Alltagsmenschen gelten," meinte Klotilde, „wer sich aber in das Licht und den Schatteu allgemeiner Aufmerksamkeit gestellt hat, soll der nichts dazu beitragen dürfen, daß beides richtig vertheilt wird? Die Welt sieht doch nur das äußere Leben."

„Es ist ein Spiegel des Innern," entgegnete der Freiherr, „wir leben unsere Lebensgeschichte, wozu sie schreiben? das Buch liegt aufgeschlagen da und über den Vielen, die vielleicht falsches herauslesen, steht der Eine, der in der verworrensten Schrift das Richtige erkennen wird."

Klotilde nickte zu den Worten, aber ihre Mienen drückten nicht Befriedigung aus.

„Wenn ich mit Dir über etwas spreche, komme ich immer weit über das hinaus, was ich eigentlich meinte," sagte sie nach einer kleinen Pause. „Ich dachte nur, wie wunderhübsch es sein müßte, einen interessanten Roman zu lesen und zu wissen, daß man es mit einer wahren Geschichte zu thun hat."

„Jeder gute Roman ist eine wahre Geschichte," fuhr der Freiherr fort, „der Autor hält dem Leben im Allgemeinen den Spiegel vor. Er zeichnet nicht Zug

für Zug nach lebenden Modellen, hält sich nicht mit historischer Genauigkeit an Thatsachen, aber er bemächtigt sich eines ihm auffällig gewordenen Charakterzuges als Kern des zu entwerfenden Bildes. Aus dem einen wahren Zuge muß folgerichtig auch ein wahres Bild hervorgehen. Ebenso steht es mit den Erlebnissen. Auf Grund eigener oder der Erfahrung Anderer werden sie erdacht und nicht die farbenreiche und spannende Schilderung, sondern die Kunst, in der Wechselwirkung der Begebenheiten zu den Helden, das richtige Gleichgewicht herzustellen, drückt der vielleicht ganz und gar erfundenen Geschichte den überzeugenden Stempel der Wahrheit auf."

„Was ist denn in dieser wahren Geschichte, die Du das Idyll Deines Lebens nennst, erdacht?" fragte Klotilde, sehr durch seine Mittheilung angeregt.

„In dieser sehr wenig," entgegnete der Freiherr, „nur die äußeren Verhältnisse und die Namen änderte ich nach Belieben um. An mir und dem Mädchen hatte ich wenig zu ändern. Es konnte doch erst höchstens von Charakteranlage die Rede sein und in dem kurzen Liebestraum sind Jugend und Herzensdrang die bewegenden Elemente."

„Ich habe Dich doch erkannt," triumphirte sie.

„Das war poetischer Instinkt," erklärte er.

„Vielleicht würde ich Irmgard auch erkannt haben, wenn sie mir überhaupt bekannt wäre," bemerkte Klotilde.

Er schwieg.

„Das Gedicht: der Tannenwald, behandelt dieselbe Episode Deines Lebens," fuhr sie gedankenvoll fort:

„Die Welt ist groß, die Welt ist weit,
Der junge Bursch, die junge Maid,
Wenn sie sich wiedersehn
Vielleicht in ferner, ferner Zeit,
Sie werden's wissen
Trotz dem Leid:
Die Welt ist dennoch schön!"

deklamirte sie und sah ihn mit leuchtenden Blicken an. —

„Sie spiegelt sich in Deinen Augen," sagte er innig.

„Aber sie, Irmgard?" fragte Klotilde, „hast Du sie wiedergesehen und spiegelten sich Deine Gedanken auch in ihren Blicken?"

„Ich weiß nicht, ich verstehe mich nicht auf Augen, die es entweder nie verstanden oder es verlernt haben, die Wahrheit zu sprechen."

„Vielleicht ist die Täuschung daran Schuld," fuhr Klotilde fort.

„Sie verlor Dich und mit Dir den Halt ihres Lebens; sie thut mir leid."

Er strich ihr lächelnd über die Stirn. Sie hätte gar zu gern mehr von der schönen Irmgard gewußt, aber da er von selbst nichts sagte, wagte sie keine weitere Andeutung. Eine Weile herrschte wieder Schweigen. Dachte er an das Idyll seines Lebens?

„Schreibe doch einen Roman, in dem ich die Heldin bin," brach Klotilde plötzlich los.

„Du bist die Heldin im Roman meines Lebens," sagte er ausweichend.

„Den Du nicht schreiben willst," schloß sie betrübt.

„Ich schreibe keinen Roman mehr," entgegnete er ruhig. „Die Zeit ist vorbei. Ich empfinde anders für die Menschen, ich vermag nicht mehr mich mit voller Seele in die mannigfaltigen Zustände und Empfindungen hineinzudenken, die das Leben ausmachen. Es ist Manches vor meinen Augen klein geworden, was ich selbst einst für groß hielt; mein Verständniß legt einen andern Maßstab an, als alle die, noch im Kampf begriffenen Herzen, die ihr Empfinden in meinem Buch gespiegelt sehen wollen. Das Herz gewinnt vielleicht im Alter an intensiver Wärme, was es an Frische einbüßt, der Geist, der nicht mehr auf sein Ziel losstürmt, faßt es nur um so klarer in's Auge, aber eine dritte Kraft, die im

Gebiet des Schaffens nicht entbehrt werden kann, die Phantasie, die ist ein Vorrecht der Jugend; sie wird matt im Alter, deshalb übe ich meine Arbeitskraft nur noch auf einem Felde, wo ich ihrer nicht bedarf."

„Also deshalb das Buch mit dem schrecklich ernsthaften Inhalt. Schade, schade," sagte Klotilde und ein Gefühl der Enttäuschung schlich beklemmend in ihr Herz. Sie hatte es sich so schön gedacht, so mit voller Seele seinen schriftstellerischen Arbeiten folgen und für die Entbehrung seiner Gesellschaft unverkürzt die Früchte seiner einsamen Arbeitsstunden pflücken zu können. „Schade, schade," sagte sie noch einmal.

„Klotilde," sagte der Freiherr bewegt, „ich huldige Dir mit der vollen, unverkürzten Kraft des Herzens, verzeih es dem alten Mann, daß er sein tief empfundenes, unverdientes Glück der profanen Bewunderung der Welt entzieht, verzeih ihm, daß er's nicht mehr vermag, es auf den Schwingen der Phantasie aufwärts zu tragen."

Klotilde sprang auf. Sie schlang ihre Arme um seinen Hals, sie blickte mit ihren leuchtenden Augen in die seinen, die so ernst, so mild und so besorgt auf ihr ruhten. Sie war glücklich, es kam ihr thöricht, übermüthig, kindisch vor, noch mehr zu verlangen. Sie war glücklich, ihr Antlitz sagte es, ihr Herz empfand es und dennoch — dennoch! —

Es blieb doch eine nicht zu überspringende Kluft zwischen beiden, daß er abgeschlossen hatte und sie anfing.

Einundvierzigstes Kapitel.

„O, diese unausstehliche Justine!“ Klotilde hatte zwei Briefe empfangen, einen aus Petersburg von Sascha, den andern von unbekannter Hand aus Lüttchenstein. Sie wollte sie so gern lesen, sie wußte nur nicht, welchen zuerst, und da stand Justine vor ihr und in jedem Zug ihres feierlichen Gesichts stand die Bitte um eine Audienz. „O, diese unausstehliche Justine! Was ist denn?“ fragte Klotilde ungeduldig, „haben wir uns noch nicht genug um den Küchenzettel gestritten? Sie behalten ja Recht und kochen das abscheuliche polnische Gericht, das seit dreißig Jahren immer am Freitag vor Advent gegessen werden muß, wenn ich auch nicht begreife, weshalb? was ist denn noch?“

„Wenn Sie nicht Zeit haben, Kousinchen,“ sagte Justine demüthig, „ich dachte nur so — wir haben sonst immer um diese Zeit; es ist nur wegen der Weihnachtsbescheerung für die Leute und Dorfkinder. Ich kann das aber wie sonst mit dem Vetter abmachen.“

Klotilde horchte auf. Sie hatte längst an Weihnachten gedacht und ihre Pläne gemacht, konnte sie auch das nicht ohne Justine?

„Ich weiß doch wie's immer gehalten wurde,“ fuhr diese fort.

„Gut, gut, kommen Sie in einer halben Stunde, erst muß ich meine Briefe lesen,“ sagte sie.

Justine ging mit piquirtem Gesicht. Klotilde warf ihre Briefe in die Luft, sie wollte den zuerst lesen, der ihr zunächst hinfallen würde, es war der aus Lüttchenstein und kam von der Gräfin Hallern. Es war die erste ausführliche Nachricht, die sie von dort erhielt und sie fühlte sich zurückversetzt in das heitere städtische Treiben, das sie, kaum eingeführt in die unbekannten Freuden der Welt, schon wieder hatte fliehen müssen. Von großen Festen war freilich auch nicht die Rede, das war vor Weihnachten nicht Styl und Excellenz Starkenfels hielt auf Styl, wie Justine auf das polnische Gericht am Freitag vor Advent.

„Fast sah es aus, als wollte man um Ihretwillen vom gewohnten Zopf lassen,“ schrieb die Gräfin, „aber Sie flohen uns und der Zopf sitzt wieder fest im Nacken! Excellenz Starkenfels trägt ihr Haupt hoch. Vergnügen muß aber sein, trotz aller Zöpfe und trotz des steifgeflochtenen der Etiquette.“

Nun folgte ein Bericht über all die improvisirten kleinen Feste, Toilettenbeschreibungen und dergleichen.

„Ich habe wie immer die neuesten Facons,“ lautete der Brief weiter, „dank der Bekanntschaft des kleinen Vallier in Paris. Er ist ein Affe, aber gefällig und brauchbar und kommt sich als mein Garderobier ungemein wichtig vor. Freilich, meine Rechnungen laufen an, was wird mein Mann sagen! Er ist etwas geizig, der gute Mann! Aber enfin! will er, daß ich die Gesellschaft besuche, so muß er die Konsequenzen tragen! Ich bin einmal ein Weltkind und schmücke mich gern für die Welt. Zur Märchenprinzessin wie Sie, in der Einsamkeit überschüttet mit Blumen der Poesie, dazu wäre ich verdorben. Ein Königreich für ein Lied aus der Feder eines echten Dichters, wie Ihr Gemahl, aber mich würde er doch nicht besingen und mein nüchterner

Herr und Gebieter würde auch nicht den leichtesten Reim finden. Und Sie, sind Sie mit dem Lied zufrieden, nachdem Sie in den glänzenden Spiegel der Welt geblickt?

Ma chère, heute noch, und vielleicht auch noch morgen, aber dann! Dann wird kommen, was unpraktische Phantasten den Rückschlag und was ich gesunde Entwickelung nenne. Sie werden Ihre Ansprüche an die Freuden der Welt erheben, Ihr Dichter-Gemahl wird sie anerkennen, dann wird Freude am Schönfeldt-Lüttchenstein'schen Hofe sein und Ihr beiderseitiges Glück wird nicht minder hell im Kerzenschimmer unserer Tanzsäle, als in dem clair-obscur Ihrer schäferlichen Zurückgezogenheit strahlen. Es war doch nur Vorwand, daß Ihr Gemahl floh, um ungestörter als hier zu schreiben! Ein eben verheiratheter Mann, schreiben im ersten Halbjahr seiner Ehe! Geflügelte Sonette an Sie! Aber das nennt kein Mensch schreiben! Das geht aber über und dann kehren Sie flugs zu uns zurück. Ich sage Ihnen sonst schlimme Dinge für Ihr Alter voraus. Einmal will der Mensch jung sein und künstliche Rosen sind nur ein Spott auf die natürlichen, die wir in der Blüthe fortwarfen."

In diesem Ton gings's weiter. Klotilden war bald beklommen zu Muth bei der Lectüre, bald regte sich jeder Blutstropfen zu herausforderndem Widerspruch. Das meiste Bedenken machte ihr, was Gräfin Hallern über Egon schrieb. Sie tadelte ihn bitter. Er sei immer ein anspruchsvoller Mensch und das Vollkommene ihm nicht vollkommen genug gewesen, jetzt sei aber kein Auskommen mit ihm. Er ziehe sich so viel als möglich von der Gesellschaft zurück, sehe auf alle ihre kleinen Freuden mit arroganter Nichtachtung herab.

„Es heißt, er sei mit Arbeit überbürdet! Unsinn! In unserm kleinen Staat zu viel Arbeit! Er bestätigt die Entschuldigung nicht, er läßt sich überhaupt zu keiner

herab. Seine Miene sagt höchstens ein indifferentes: car tel est mon plaisir. Die Welt spricht von unglücklicher Liebe; ich glaube nicht daran. Egon liebt gewiß nicht eher, als bis er auf den Knieen darum gebeten wird und wer wird das thun! Freilich, ist Liebe der Schlüssel zu vielen Räthseln unserer verworrenen und verwirrenden menschlichen Existenz; Liebe, dieser Ariadnefaden, der aber umgekehrt in's Labyrinth hinein, nicht hinausführt, da er hundert gegen eins, mitten drin reißt und uns in der Verirrung stecken läßt, bis das zerrissene Ende sich meist an ganz anderer Stelle wieder anknüpft und die Heirath fertig ist. Sie waren doch Tag für Tag mit Egon zusammen, haben Sie etwas von unglücklicher Liebe bemerkt?"

„Nein," rief Klotilde dazwischen, als stehe die Fragerin vor ihr.

„Können Sie sich denken," las sie weiter, „daß eins der Espenstädt'schen Backfischchen den Knoten im Faden der Ariadne knüpfen sollte, ein verzweifeltes sauve qui peut aus dem Labyrinth. Es heißt nämlich, Herr von Ribnickhausen müsse an eine Geldheirath denken, da er, Pardon, meine Liebe, durch die Heirath seines Onkels mit Ihnen, um seine Ansprüche an Ribnickhausen gekommen, das als Allodialbesitz Ihnen zufällt und nur wenn Sie keine Kinder hinterlassen sollten, nach Ihrem Tode an Ihren Vetter."

Unwillig warf Klotilde den Brief hin.

„Was geht das die Leute an, was haben sie darüber zu schwätzen und was erzählt sie mir's wieder?" fragte sie sich und überlegte, ob sie es ihrem Mann mittheilen und ihn darnach fragen sollte. Aber sie verwarf den Gedanken. Was sollte sie über sein Leben hinaus sich um die Zukunft kümmern! Was machte sie sich aus Ribnickhausen, wenn er nicht mehr da war! Was ging ihn das Gerede der Leute an, ihn,

der so hoch über all dem Staub stand, den sie aufwirbelten. „Ach, der Brief ist überhaupt nicht für ihn," schloß sie mit ihren Gedanken ab, „er würde eine ganz falsche Meinung von der kleinen Frau fassen!"

Sascha's Brief gab ihr weniger zu denken, erregte aber desto mehr sehnsüchtige Empfindungen. Zu Neujahr wollte Sascha in Lüttchenstein sein! — Klotilde seufzte tief auf.

„Die halbe Stunde ist um," sagte Justine, die plötzlich vor ihr stand.

Klotilde hatte sie nicht kommen hören. Sie ging immer auf Filzsohlen, man hörte sie nie. Das gab ihr etwas Katzenartiges, sie fand es rücksichtsvoll. Bald waren beide in die eifrigsten Berathungen über die Weihnachtsbescheerung vertieft, aber es dauerte nicht lange, so gab es Streit. Es handelte sich wieder um's Hergebrachte. Auf Justinens Liste standen nichts als nützliche Dinge, die Kleiderproben, die sie auskramte, waren alle grau und braun. Klotilde wollte Spielzeug und helle oder bunte Kleider.

„Kann's nicht vereint werden?" fragte Klotilde und erhielt das immer wiederkehrende:

„Es ist immer so gewesen," zur Antwort.

„Zeiten und Menschen ändern sich," rief Klotilde aus.

„Die Zeiten, o ja!" seufzte Justine und verdrehte die Augen, „aber die Menschen! Vetter Manfred ist über sechszig Jahr; da ist man fertig," — sie seufzte wieder.

„Fertig," wiederholte Klotilde ungeduldig.

Ja, es war alles fertig in dem wohlgeordneten Hause ihres Gemahls, nur sie kam unfertig da hinein. Sie eilte zu ihm. Die bunten Kleider lagen ihr am Herzen, eine Kinderbescheerung ohne Spielzeug schien ihr undenkbar.

„Gieb mir nichts, und laß mich ein bischen aus dem Vollen wirthschaften," bat sie.

Er lachte über ihren Eifer.

„So wie Ihr die Weihnachtsbescheerung behandelt, ist gar keine Ueberraschung für die Kinder dabei," fuhr sie fort, „in der Ueberraschung liegt aber der Reiz zur Freude."

„Geh doch in's Dorf und sprich mit den Kindern von Weihnachten und überzeuge Dich, ob sie sich darauf freuen," sagte der Freiherr.

„Ihre Freude liegt in der sichern Berechnung, daß jeder das Seinige bekommt; nimm diese Schranke fort und ihre Wünsche verirren sich dorthin, wo die Gewährung aufhören muß. Dann hast Du Unzufriedenheit statt der Freude."

Sie mußte ihm Recht geben, aber ihre Freude hing die Flügel.

„Laß mich nur einmal über die Stränge schlagen, wenn auch nur, um meine pedantische Rathgeberin in ihrer Unfehlbarkeit irre zu machen!" bat sie.

„Ich kann doch nicht Recht in Unrecht verkehren und Dich in einer Thorheit bestärken, auch aus Liebe nicht!" wies er ihr Verlangen ab.

„Dann mag Justine, die mit allem Bescheid weiß, den Weihnachten besorgen," sagte sie kurz entschlossen.

„Willst Du das Hausfrauenrecht aus der Hand geben?" fragte er.

Nein, das wollte sie doch auch wieder nicht. Sie fand aus dem Konflikt nicht heraus und diese Unentschiedenheit in ihren Wünschen gab ihrer Stimmung zum erstenmal einen herben Ton.

„Ich fürchte, ich werde meiner Aufgabe in diesem Fall nicht genügen," sagte sie; „wenn's darauf ankommt, dem alltäglichen Leben die festliche Seite abzugewinnen, es feiertagsmäßig zu schmücken, fällt mir die Beschränkung schwer."

„Bedenke eins," sagte er, „die Aenderung, die Du heut machst, mußt Du künftig festhalten, oder darüber hinausgehen, sonst erregst Du Unzufriedenheit statt Freude." —

„Gut, so halten wir die Aenderung künftig fest!" gab sie zu.

„Auch wenn sie unpraktisch wäre?" fragte er.

„Denke Dir die Dorfkinder in hellen Kleidern, gewissermaßen also geputzt. Ich glaube, Dir würde doch bald ein unästhetischer Reim auf Putz einfallen."

Sie lachte. Er bemühte sich ihr klar zu machen, daß auch die reinste Freude auf Erden, die des Gebens, der Beschränkung unterliege, daß da, wo es zugleich eine Wohlthat sein müsse, die Freude nicht auf Kosten des Nutzens bedacht sein wolle, sondern Hand in Hand mit derselben zu gehen habe. Er bat sie, sich diesmal am Gewohnten zu halten, am nächsten Weihnachten solle sie ihrer Ansicht folgen.

„Ach, Du denkst, dann bin ich eingewöhnt und ziehe den gleichen Strang, wenn Du Dich nur nicht täuschst!" rief sie aus.

„Dann muß ich die Schuld des falschen Vertrauens tragen," sagte er freundlich.

„Ich bin kein Kind, Manfred, das man beim Ehrgeiz nimmt," entgegnete sie, „ich war nie ehrgeizig."

Er sah sie lächelnd an. „O," sagte er, „auch ohne Ehrgeiz klären sich die Begriffe und lernt man von der Erfahrung."

„Ja, in dreißig Jahren vielleicht," sagte sie halb scherzend, halb trotzig.

„Früher, Klotilde, sonst kommt's mir nicht mehr zu gut."

Sie fühlte seine Ueberlegenheit und schwieg. Sie fühlte auch seine Güte und Nachsicht und schämte sich. Sie wußte, daß er Recht hatte und gegen sie immer

Recht behalten würde, nicht nur, weil er viel klüger und besser, weil er auch viel älter war als sie.

Das war's eben, würde ihre Jugend nie, niemals Recht behalten gegen sein Alter! Sie wußte, an seiner Hand würde sie immer den rechten Weg gehen, wenn sie ihm folgte, gab's kein Verirren. Er führte sie aufwärts zu der Höhe des Lebens! Ach, und wie lustig ist's doch, einmal über Stock und Stein, bergauf, bergunter zu springen!

Ende des ersten Bandes.

Berliner Buchdruckerei-Actien-Gesellschaft
Setzerinnenschule des Lette-Vereins.

